6

Bildungs-Halle

im

Sinne und Geiste unserer Zeit.

Für alle Stände.

Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.

Ev. Joh. 8, 32.

Fünfter Band:

Benjamin Franklin's Leben und Schriften.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1853.

Benjamin Franklin's

Leben und Schriften.

Von

Theodor Ruprecht.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

Vorwort.

Es gibt Lehren der Moral und Lebensklugheit, die von Jedermann gekannt und anerkannt sind und die deshalb beinahe trivial klingen, so daß man Gefahr läuft, pedantisch zu erscheinen, wenn man sie auf's Neue auszusprechen wagt. Auch würde ihre Wiederholung in der That wenig nützen oder geradezu überflüssig sein, wenn sie nur in der althergebrachten Weise geschähe. Und doch ist die Wiederholung allezeit nothwendig, weil die betreffenden Lehren eben nur bekannt, aber selten wohlverstanden oder geübt sind. Wenige erwägen, daß ein Sklave, und wenn er noch so eifrig unterm Zwange arbeitet, doch ebensowenig fleißig ist, als der blos Vielgeschäftige. Zwangsarbeit und Vielgeschäftigkeit sind nicht Fleiß. Mancher gibt gern zu, daß es vortheilhaft und löblich ist, Wohlstand zu erwerben, glaubt aber, der Wohlstand bestehe eben nur in gehäuftem Geld und Gut, ohne zu begreifen, daß auch der Tagelöhner unabhängig und im Wohlstande sein kann. Mancher meint wissenschaftliche Bildung erworben zu haben, der sein Gedächtniß mit einem ungeheuren Vorrathe von Dingen angefüllt hat, die er zu nichts zu brauchen weiß, außer höchstens zu nichtigem Glänzen, und die er vergessen muß, wenn er praktisch handeln will, wie der Eitle seine

Ringe von den Fingern ziehen und bei Seite legen muß, bevor er ein nützliches Werk angreifen kann.

Doch es ist nicht unsere Absicht, zu lehren; wir wollen nur auf's Neue auf eine der besten Quellen gediegener Lehre hinweisen, auf die nie veraltenden Schriften Franklin's.

Franklin hat seit fast einem Jahrhundert unberechenbares Gute gestiftet. Wir sprechen hier nicht von seinem hohen Verdienste als Forscher im Gebiete der Wissenschaft, nicht von dem, was er für die Größe und Wohlfahrt eines ganzen Welttheils gethan, sondern von dem, was er durch sein Beispiel geleistet und von dem Schatze praktischer Weisheit, die er in seiner Lebensbeschreibung und in seinen kleinen gemeinnützigen Schriften der Welt hinterlassen hat. Diese Schriften und diese Biographie liefern im Verein das Gesammtbild eines nachahmenswerthen Lebens und Strebens, das um so mehr Werth hat und um so eindringlicher lehren kann, weil es kein erfundenes, sondern ein wahres Lebensbild ist.

Einer der Hauptvorzüge dieses Lebensgemäldes liegt in dem Umstande, daß es vortrefflich geeignet ist, einen im gewöhnlichen Leben nur allzu häufigen Irrthum zu beseitigen, den Irrthum nämlich, als ob Praktisches und Theoretisches, Studirstube und Welt, jedenfalls zwei entgegengesetzte oder unvereinbare Dinge sein müßten. Diese irrige Ansicht hindert sowohl die theoretische Wissenschaft als jedes praktische Verfahren, so nützlich zu werden, als sie könnten und sollten. Franklin lehrt (nicht durch Worte, sondern durch sein Beispiel), daß die gründliche Bildung und die wahre Weisheit stets Theorie und Praxis engverbunden Hand in Hand gehen läßt. Dies gilt von der Moral, der Tugend, von allen Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens ebenso gut, wie von Wissenschaft und Kunst.

Gar viele gefeierte und berühmte Lehrer der Menschheit haben doch nur tauben Samen gestreut, weil sie ihre, wenn auch noch so gut gemeinten und scharfsinnig klingenden Regeln nur in der Studirstube, in

der Einsamkeit, fern vom Schauplatz der Welt, des Handelns, des Glückes und des Elends erfanden. Hier aber bietet sich der Mann selbst mit Dem, was er that und erlebte, dar, und alle jene Regeln in den kleinen Abhandlungen, alle jene Geschichtchen, Bemerkungen und Berichte sind Bruchstücke seines eigenen und fremden Lebens, nicht blos theoretische Erfindung; es ist darin nicht blos Ausgeklügeltes, sondern Alles unmittelbar dem Leben entnommen und darum wieder unmittelbar für's Leben passend. Dem aufmerksamen Leser kann es daher nicht entgehen, wie alle die kleinen Aufsätze in ihrer mannichfachen Form mit der Biographie Franklin's in innigem Zusammenhange stehen und gleichsam Commentare und Ergänzungen derselben bilden.

Er empfiehlt durch sein Beispiel fruchtbares Wissen und ersprießliche Kenntnisse; — nicht die Wissenschaft, die für den Besitzer nur wie eine eitle Zierde und ein leerer Schmuck ist, dessen er sich nur gelegentlich zur Parade bedient und der ihn nicht täglich und stündlich auf seinen Wegen begleitet; nicht die Wissenschaft, die der Besitzer nur als Gegenstand nichtiger Liebhaberei oder gleichsam als Curiosität bewahrt und die er gelegentlich einem Gaste als Seltenheit zeigt, mit der er aber sonst nichts Ersprießliches anzufangen weiß; nicht die Wissenschaft, die für den Forscher und Entdecker keinen andern Werth hat, als für das verhungerte Huhn der Diamant, den es aus dem Sande scharrte. Er empfiehlt lebendiges, praktisches Wissen. („Die Nützlichkeit," sagt er, „bestimmt den Werth aller Erfindungen, und eine Entdeckung, die sich zu keinem nützlichen Gebrauch anwenden läßt oder nicht zu etwas taugt, taugt überhaupt gar nichts.") Aber er empfiehlt es nicht blos wie ein Schulpedant, der seine Lehre selber nicht anzuwenden weiß; er bewährt die seinige durch sein eigenes Beispiel; sowie er bemerkt, daß die Sonnenstrahlen dunkle Gegenstände schneller und stärker als hellfarbige erhitzen, denkt er auch gleich auf alle die praktischen Vortheile, die sich aus dem Umstande ziehen lassen, denn „was frommt uns die Naturlehre, wenn wir nicht zu unserm Nutzen anwenden, was sie uns lehrt?"

Er erforscht das Wesen des Blitzstrahls, den er wie ein neuer Prometheus vom Himmel herabzieht, und im gleichen Augenblick zeigt er den Nutzen dieser neuerworbenen Kenntniß, indem er die schützenden Eisenstäbe errichtet, welche bald überall auf dem Erdkreise, wo gebildete Menschen wohnen, als ebenso viele Denkmale des großen Mannes emporragen, die ihn besser feiern, als die von seinen Freunden errichtete Marmorstatue.

Seine Moral weiß nichts von hohlen Formeln, sie gibt keine Vorschriften, die nur eine scheinende Tugend bezwecken, ohne Rücksicht auf eine fruchtbringende zu nehmen; er will nicht die Tugend, die ebenfalls nichts weiter ist, als eine Zierde und ein Festkleid, das der Besitzer auf offener Straße und in Gesellschaft trägt, aber daheim und in seinem Privatleben bei Seite legt. Wenn der engherzige Moralist Fleiß, Mäßigkeit u. s. w. verlangt, so hat es den Anschein, als wäre der Zweck nicht wahres Wohlsein, sondern Kasteiung und selbstgeschaffene Hölle. Franklin verlangt Fleiß, Nüchternheit, Sparsamkeit, ausdrücklich als Mittel zum Lebensglück; er zeigt, wie jene Tugenden zur Grundbedingung des wahren Lebensglücks führen, nämlich zur Unabhängigkeit; dieser zu Liebe empfiehlt er das Streben nach Wohlstand, Fülle, Reichthum, und dieser Reichthum braucht nicht nothwendig zu umfassen, was man gemeinhin Schätze nennt; reich ist, wer unabhängig ist, und der Unabhängige ist frei.

Ohne solcher unabhängigen und freien Bürger sicher zu sein, hätte Franklin nimmer daran denken können, die Freiheit jenes großen Continentes anzubahnen und zu begründen. Aus kriechenden Bettlern (zerlumpten und vornehmen), trägen Müßiggängern, demüthigen Schuldnern, servilen Amtsjägern und Bedientenseelen läßt sich kein dauernder Freistaat bilden; er ist unmöglich, wo Hunderte und Tausende von ebenso viel Aemtern und Aemtchen als Drohnen vom Schweiße Anderer leben wollen und wo vornehme und geringe Leute sich bücken kriechen, schmeicheln und auf alle Weise erniedrigen, um einen faulen

Posten zu erhaschen, der sie der Mühe überhebt, in edler Unabhängigkeit auf eigenen Füßen zu stehen. Es handelte sich bei dem großen Werke Franklin's und seiner Freunde nicht zunächst um die Unabhängigkeit von der britischen Krone — denn wie hätte diese gefrommt, wenn die Bürger doch trotzdem, in Folge der Unfreiheit jedes Einzelnen unter der Knechtschaft seiner Trägheit, Eitelkeit u. s. f., abhängig blieben von den Gläubigern und deren Bütteln, vom Geldsacke des Nachbars und Wucherers, von der Unterstützung eines gnädigen Gönners u. s. w.? Es hat genug Republiken ohne unabhängige franklin'sche Bürger gegeben; sie unterschieden sich aber vom Despotenstaate durch nichts weiter, als durch ihren lügnerischen Titel. Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten und der siegreiche Kampf für dieselbe war in der That nur die Folge der vorausgegangenen Hauptsache, nämlich des Vorhandenseins solcher freien Männer, wie sie Franklin vor Augen hat, wenn er sagt: „Unabhängigkeit, gleichviel ob bei Wenigem oder Vielem, ist das beste Gut und stellt Dich auf gleiche Höhe mit den stolzesten Eignern des goldenen Vließes — dann wird Deine Seele aufrecht einhergehen und sich nicht vor dem seidenen Schurken bücken, weil er Reichthum hat, noch Schmähung ruhig einstecken, weil die Hand, die sie bietet, einen Diamantring trägt." —

Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen. Im Vorstehenden sollte nur Das angedeutet werden, was im Allgemeinen und hauptsächlich den Werth der vorliegenden Schriften Franklin's begründet. Im Uebrigen würde es ganz überflüssig sein, den Leser speciell auf alles Treffliche, auf die Gründlichkeit, Vielseitigkeit u. s. w. des unsterblichen Verfassers aufmerksam machen zu wollen. Auch ist es nicht nöthig, den verständigen Leser zu erinnern, daß er hier kein wissenschaftliches, sondern ein Lehrbuch der Moral und Lebensklugheit vor sich hat. In einigen der in's wissenschaftliche Gebiet streifenden Aufsätze finden sich wohl etliche Bemerkungen, die jetzt für Viele nichts Neues enthalten; wer das auffällig finden wollte, den müßte man an das wohlbekannte Ei des

Kolumbus erinnern. Uns ist Vieles geläufig und natürlich, weil es längst als geistiges Gemeingut verbreitet worden ist und nun im allgemeinen Bewußtsein der Menschen lebt; aber dies schmälert die Größe und das Verdienst desjenigen unserer Vorfahren nicht, der es zuerst erfand oder erkannte, als es noch im Dunkeln lag. — In Betreff einiger speciellen Erörterungen und Bemerkungen über die Biographie und die kleinen Schriften verweisen wir auf den Anhang.

Franklin's Leben.

Mein lieber Sohn!

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, einige kleine Nachrichten über meine Familie zu sammeln. Du wirst Dich der Erkundigungen erinnern, welche ich, als Du mit mir in England warest, unter meinen damals noch lebenden Verwandten einzog, sowie der Reise, die ich zu diesem Zwecke unternahm. Eine genauere Kenntniß meiner Herkunft und meines Lebens, wovon Dir viele Umstände noch unbekannt sind, wird Dir, wie ich mir einbilde, ebenso viel Vergnügen gewähren, wie mir selbst. Ich will diese Nachrichten schriftlich mittheilen; diese Beschäftigung wird mir eine Woche ununterbrochener Muße angenehm ausfüllen, die ich während meines gegenwärtigen Aufenthalts auf dem Lande zu finden hoffe. Auch veranlassen mich noch andere Gründe zu dem Unternehmen. Aus der Tiefe der Armuth und Dunkelheit, in welcher ich meine ersten Athemzüge that und meine frühesten Jahre verlebte, hab' ich mich zum Wohlstande und zu einer gewissen Berühmtheit in der Welt erhoben. Ein beständiges günstiges Geschick hat mich durch jede Periode meines Lebens bis in mein gegenwärtiges hohes Alter begleitet, und meine Nachkommen mögen wohl zu erfahren wünschen, von welcher Art die Mittel waren, deren ich mich bediente, und die, Dank der hilfreichen Hand der Vorsehung, sich so außerordentlich erfolgreich erwiesen haben. Auch können sie, sollten sie jemals in eine ähnliche Lage kommen, manchen Vortheil aus meiner Erzählung ziehen.

Ich pflege oft über das Glück nachzudenken, dessen ich mich zu erfreuen gehabt habe, und dabei sage ich mir bisweilen, daß ich, sollte mir das Anerbieten gemacht werden, gern bereit sein würde, die nämliche Lebensbahn vom

Anfang bis zum Ende noch einmal zu durchlaufen. Ich würde mir dabei nur das Vorrecht eines Autors erbitten, in einer zweiten Ausgabe gewisse Irrthümer der ersten verbessern zu können. Ebenso würd' ich auch wünschen, falls es in meiner Macht stünde, einige geringfügige Vorfälle und Ereignisse anders und günstiger zu gestalten. Bliebe mir indeß dies versagt, so würd' ich das Anerbieten gleichwohl nicht ablehnen. Eine Wiederholung des Lebens kann nun freilich nicht stattfinden; aber meiner Ansicht nach kommt derselben nichts so nahe, als wenn man sich alle Umstände des zurückgelegten Lebens in's Gedächtniß ruft und sie, um die Erinnerung dauerhafter zu machen, niederschreibt. Bei dieser Beschäftigung werde ich der Neigung nachgeben, die bei bejahrten Männern so natürlich ist, nämlich von sich selbst und von ihren Thaten zu sprechen; und ich kann dieser Neigung um so freier folgen, da ich nicht zu besorgen brauche, Diejenigen zu ermüden, welche sich etwa aus Achtung vor meinem Alter für verpflichtet halten möchten, mir zuzuhören; denn es wird ihnen ja freistehen, mich nach Belieben zu lesen oder nicht zu lesen.

Am Ende — und ich kann das immerhin gestehen, da mir Niemand glauben würde, wenn ich es leugnen wollte — werd' ich durch diese Beschäftigung vielleicht auch meine Eitelkeit befriedigen. Fast niemals hört' oder las ich die einleitende Redensart „Ich kann ohne Eitelkeit sagen", ohne daß ein auffallendes und charakteristisches Beispiel von Eitelkeit gleich darauf folgte. Die meisten Menschen hassen Eitelkeit an Andern, wie sehr sie auch selber davon erfüllt sein mögen; was mich anlangt, so schenk' ich derselben meine Achtung, wo ich ihr immer begegne, denn ich bin überzeugt, daß sie sowohl für die Person, die durch sie geleitet wird, als für Diejenigen vortheilhaft ist, die sich in der Sphäre ihres Einflusses befinden. In vielen Fällen würde es daher keineswegs thöricht sein, wenn ein Mann seine Eitelkeit unter die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens rechnete und der Vorsehung für das segensreiche Geschenk dankte.

Mit aller Demuth muß ich anerkennen, daß ich das Glück, dessen ich mich bisher zu erfreuen hatte, nur der göttlichen Vorsehung verdanke. Diese Macht allein hat mir die Mittel gewährt, die ich angewendet habe, und meine Unternehmungen mit Erfolg gekrönt. Mein gläubiges Vertrauen flößt mir in dieser Beziehung die Hoffnung ein (obwohl ich nicht unbedingt darauf rechnen kann), daß sich die Güte Gottes stets an mir erweisen werde, möge sie mir nun die Dauer meines Wohlbefindens bis zum Schlusse des

Lebens verlängern, oder mir Stärke verleihen, um traurige Wechselfälle zu ertragen, welche mir ebenso gut wie so vielen Andern begegnen können. Mein künftiges Loos ist nur Ihm bekannt, in dessen Händen unser Schicksal liegt und welcher selbst unsre Leiden zu unserm Besten lenken kann. —

Einer meiner Oheime, welcher ebenfalls gern Anekdoten unserer Familie sammelte, theilte mir einige schriftliche Notizen mit, die mich über manche Umstände unserer Vorfahren belehrten. Ich erfuhr daraus, daß dieselben mindestens drei hundert Jahre lang ein Freigut in dem Dorfe Eaton in Northamptonshire besaßen, zu welchem ungefähr dreißig Acker gehörten. Wie lange sie vor der genannten Periode dort gewohnt haben mögen, konnte mein Oheim nicht ermitteln; wahrscheinlich aber war es seit der Einführung der Familiennamen der Fall, wo sie sich den Namen Franklin beilegten, der früher einen besondern Stand bezeichnet hatte.*)

Dieses kleine Gut würde zu ihrem Unterhalte nicht hingereicht haben, wenn sie nicht das Schmiedegewerbe damit verbunden hätten, welches sich in der Familie bis zu meines Oheims Zeit forterbte. Der älteste Sohn hatte sich stets diesem Geschäfte gewidmet und der Oheim sowohl als mein Vater beobachteten diese Gewohnheit noch hinsichtlich ihrer ältesten Söhne.

Meine Nachforschungen in Eaton verschafften mir keine Auskunft über ihre Geburten, Heirathen und Todestage vor dem Jahre 1555, da das Kirchenbuch nicht über diese Periode zurückreichte. Uebrigens unterrichtete mich dasselbe, daß ich der jüngste Sohn des jüngsten Zweiges der fünf Generationen zählenden Familie war. Mein Großvater, Thomas, war 1598 geboren, lebte zu Eaton, bis er zu alt war, um sein Gewerbe fortzusetzen, und setzte sich dann zu Banbury in Oxfordshire zur Ruhe, wo sein Sohn John, ein Färber, wohnte, bei welchem mein Vater in der Lehre war. Er starb und wurde daselbst begraben; wir sahen sein Denkmal im Jahr 1758. Sein ältester Sohn bewohnte das Haus in Eaton, welches er sammt den dazu gehörigen Feldern seiner einzigen Tochter hinterließ; diese verkaufte es in der Folge im Einverständniß mit ihrem Gatten, Herr Fisher aus Wellingborough, an den gegenwärtigen Besitzer, Herrn Estead.

Mein Großvater hinterließ vier Söhne: Thomas, John, Benjamin und Josias. Ich schreibe Dir hier aus dem Gedächtniß einige Bemerkungen über sie auf, da ich meine Papiere nicht zur Hand habe; in diesen wirst Du

---

*) Franklin bedeutete so viel wie Freisasse.

— wofern sie in meiner Abwesenheit nicht verloren gegangen sind — ausführlichere Nachrichten finden.

Thomas hatte bei seinem Vater das Schmiedehandwerk erlernt; da er jedoch gute geistige Anlagen besaß, so bildete er sich durch Studien aus; er war dazu durch einen Herrn, Namens Palmer, aufgemuntert worden, welcher damals der vornehmste Einwohner des Dorfes war und in gleicher Weise alle meine Oheime zu geistiger Ausbildung angeregt hatte. So erwarb sich Thomas die Fähigkeit, die Functionen eines ländlichen Anwalts zu versehen, wurde ein einflußreicher Mann in den Angelegenheiten des Dorfes und spielte bei jedem öffentlichen Unternehmen, sowohl hinsichtlich der Grafschaft als der Stadt Northampton, eine Hauptrolle. Man erzählte uns in Eaton eine Menge merkwürdiger Vorfälle seines Lebens. Er starb, nachdem er die Achtung und Gönnerschaft des Lord Halifax genossen, am 6. Januar 1702, gerade vier Jahr vor meiner Geburt. Die Schilderung, welche uns einige bejahrte Einwohner des Dorfes von seinem Leben und seinem Charakter lieferten, fiel Dir, wie ich mich erinnere, durch die außerordentliche Aehnlichkeit auf, welche er zufolge derselben mit mir gehabt haben mußte. „Wäre er," sagtest Du, „gerade vier Jahr später gestorben, so hätte man an eine Seelenwanderung glauben können."

John erlernte, so viel ich weiß, das Wollenfärberhandwerk.

Benjamin war bei einem Seidenfärber zu London in der Lehre. Er war ein fleißiger, betriebsamer Mann und ich erinnere mich seiner sehr wohl; denn als ich ein Kind war, kam er zu meinem Vater nach Boston und wohnte eine Zeitlang in demselben Hause mit uns. Zwischen ihm und meinem Vater hatte stets eine herzliche Zuneigung bestanden und er war mein Pathe. Er erreichte ein hohes Alter. Er hinterließ zwei Quartbände handschriftlicher Gedichte, lauter Kleinigkeiten, die er bei besondern Anläßen an seine Freunde gerichtet hatte. Er hatte auch eine Geschwindschrift erfunden, die er mich lehrte; ich bediente mich jedoch derselben nie und habe sie daher jetzt vergessen. Er war ein frommer Mann und suchte stets die besten Prediger auf, deren Predigten er mit Hilfe der von ihm erfundenen Schnellschrift nachzuschreiben pflegte. Auf diese Weise sammelte er viele Bände. Auch beschäftigte er sich sehr gern, und für seine Verhältnisse vielleicht zu viel, mit Politik. Ich habe erst unlängst in London eine Sammlung aller auf die öffentlichen Angelegenheiten bezüglichen wichtigen Flugschriften gefunden, welche er in den Jahren 1641 bis 1717 zu Stande gebracht hatte. Aus

der Reihe der Nummern ergibt sich, daß viele Bände davon fehlen; es sind aber noch acht in Folio und vierundzwanzig in Quart und Octav vorhanden. Die Sammlung war in die Hände eines Antiquars gefallen, mit dem ich durch den Kauf einiger Bücher bekannt geworden war und der sie mir brachte. Mein Oheim hatte sie, wie es scheint, bei seiner Abreise nach Amerika vor etwa fünfzig Jahren zurückgelassen. Ich fand verschiedene Randbemerkungen von seiner Hand darin. Sein Enkel, Samuel, befindet sich gegenwärtig in Boston.

Unsre Familie hatte frühzeitig die Lehre der Reformation angenommen, und blieb derselben auch während der Regierung der Königin Maria getreulich zugethan, wo sie in Gefahr gerieth, wegen ihres Eifers gegen das Papstthum Verfolgung erleiden zu müssen. Sie besaßen eine englische Bibel, und um sie desto sicherer zu verbergen, kamen sie auf den Einfall, dieselbe aufgeschlagen und mit quer über die Blätter gezogenen Bindfäden an der innern Seite des Nachtstuhldeckels zu befestigen. Wenn mein Urgroßvater den Seinigen vorzulesen wünschte, so schlug er den Deckel des Nachtstuhls auf sein Knie zurück und zog die Blätter, die durch den Bindfaden niedergehalten wurden, von der einen zur andern Seite. Eines von den Kindern war an die Thür postirt, um sogleich ein Zeichen zu geben, wenn es den Proctor (einen Beamten des geistlichen Gerichts) erscheinen sah; alsdann brachte man den Deckel mit der darunter verborgenen Bibel sogleich an seine Stelle zurück. Diese Anekdote hab' ich von meinem Oheim Benjamin gehört.

Die ganze Familie blieb der englischen Kirche bis gegen das Ende der Regierung Karl's II. zugethan; als jedoch um jene Zeit gewisse Geistliche, welche als Nonconformisten abgesetzt worden waren, in Northamptonshire Conventikel hielten, schlossen sich Benjamin und Josias an dieselben an und blieben fortan ihre Anhänger. Die übrigen Mitglieder der Familie hielten sich nach wie vor zur bischöflichen Kirche.

Mein Vater, Josias, verheirathete sich frühzeitig. Um das Jahr 1682 ging er mit seiner Frau und drei Kindern nach Neuengland. Da zu jener Zeit die Conventikel gesetzlich verboten waren und häufig gestört wurden, so hatten sich einige angesehene Personen seiner Bekanntschaft entschlossen, nach Amerika auszuwandern, wo sie Religionsfreiheit zu finden hofften, und mein Vater hatte sich bestimmen lassen, sie zu begleiten.

In Amerika wurden meinem Vater von derselben Gattin noch vier

Kinder, und von einer zweiten noch zehn andre geboren, so daß er im Ganzen siebzehn hatte. Ich erinnere mich, an seinem Tische dreizehn beisammen gesehen zu haben, die sämmtlich heranwuchsen und sich verheiratheten. Ich war der letzte von den Söhnen und, zwei Schwestern ausgenommen, das jüngste Kind. Ich wurde zu Boston in Neuengland geboren. Meine Mutter, die zweite Gattin, war Abiah Folger, Tochter Peter Folger's, eines der ersten Kolonisten Neu-Englands, dessen Cotton Mather in seiner Kirchengeschichte dieser Provinz als „eines frommen und gelehrten Engländers" (so drückt er sich, wenn ich nicht irre, aus) ehrenvoll erwähnt. Er hat, wie mir gesagt worden ist, eine Menge kleiner Gedichte geschrieben; doch scheint nur ein einziges gedruckt worden zu sein, welches mir vor vielen Jahren zu Gesicht gekommen ist. Es wurde 1675 veröffentlicht und ist in treuherzigem Tone geschrieben, wie er dem Geschmacke der Zeit und des Landes zusagte. Der Verfasser redet darin die damaligen Machthaber an und spricht für Gewissensfreiheit und zu Gunsten der Anabaptisten, Quäker und anderer Sekten, welche Verfolgung erduldet hatten. Dieser Verfolgung schreibt er die Kriege mit den Eingebornen und andre Unfälle, die das Land betroffen hatten, zu, indem er dieselben als Strafen betrachtet, welche Gott wegen eines so gehässigen Vergehens verhängt hätte, und er ermahnt die Regierung, Gesetze zu widerrufen, die der christlichen Liebe so sehr widerstreiten. Das Gedicht ist mit männlichem Freimuth und ansprechender Einfalt geschrieben. Ich entsinne mich der sechs letzten Zeilen, obwohl ich die Wortfolge in den zwei ersten derselben vergessen habe; der Sinn aber war, daß sein Tadel aus wohlmeinender Absicht hervorginge und daß er daher als Verfasser bekannt zu sein wünschte; denn von Grund meiner Seele, sagt er, ist mir alle Verstellung verhaßt.

„Aus Sherburn*), meiner Stadt,
Schreib' ich drum meinen Namen,
Euer Freund, der lieb Euch hat,
Peter Folger.

Meine Brüder kamen alle zu verschiedenen Handwerkern in die Lehre. Ich aber wurde, als ich acht Jahr alt war, in eine lateinische Schule geschickt. Mein Vater bestimmte mich für die Kirche und betrachtete mich bereits als den Kaplan der Familie. Die Schnelligkeit, mit welcher ich schon in früher

*) Stadt auf der Insel Nantucket.

Kindheit lesen gelernt hatte (denn ich entsinne mich der Zeit nicht, wo mir diese Fertigkeit gemangelt hätte,) und die Aufmunterung seiner Freunde, die ihm versicherten, daß ich dereinst gewiß ein gelehrter Mann werden würde, bestärkten ihn in diesem Plane. Mein Oheim Benjamin billigte denselben gleichfalls und versprach, mir alle seine Predigtbände zu geben, die er, wie erwähnt, in der von ihm erfundenen abbreviirten Schreibmethode aufgezeichnet hatte, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, die letztere zu erlernen.

Ich besuchte indeß die lateinische Schule kaum ein Jahr lang, obwohl ich in diesem kurzen Zeitraume von der Mitte bis zu den ersten Plätzen meiner Klasse, ferner von dieser bis zu der unmittelbar darüber befindlichen gekommen und bereits im Begriff war, am Schlusse des Jahres in die nächst höhere versetzt zu werden. Aber mein Vater, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, fand, daß er, ohne sich in schwierige Lagen zu bringen, nicht im Stande sein würde, die Kosten der Universitätsstudien für mich zu bestreiten; und da er überdies, wie ich ihn zu seinen Freunden sagen hörte, in Erwägung zog, daß wissenschaftlich gebildete Männer geringen Standes oft eine sehr dürftige Versorgung fänden, so entsagte er seinen frühern Plänen, nahm mich aus der lateinischen Schule und schickte mich in eine Schreib- und Rechenschule, die ein gewisser Herr Georg Brownwell hielt, der ein geschickter Lehrer war und sehr erfolgreich in seinem Berufe wirkte, indem er nur sanfte und überhaupt nur solche Mittel anwendete, welche geeignet waren, seine Schüler aufzumuntern. Unter seiner Leitung eignete ich mir im Schreiben bald eine vortreffliche Hand an; im Rechnen dagegen machte ich keineswegs Fortschritte.

Als ich zehn Jahr alt war, wurde ich nach Hause gerufen, um meinem Vater bei seinem Geschäfte, welches das eines Seifensieders und Lichterziehers war, an die Hand zu gehen; er hatte dieses Gewerbe ursprünglich nicht erlernt, hatte es aber bei seiner Ankunft in Neu-England gewählt, weil er sah, daß sein eigenes — er war ein Färber — zu wenig Beschäftigung fand, um seine Familie damit zu ernähren. Ich mußte nunmehr Dochte schneiden, die Formen füllen, auf den Laden Acht geben, Bestellungen ausrichten u. s. w.

Dieses Geschäft mißfiel mir, während ich eine starke Neigung zur Lebensweise eines Seemanns fühlte; davon wollte jedoch mein Vater durchaus nichts hören. Die Nähe des Wassers gab mir indeß häufige Gelegenheit, mich auf und in dasselbe zu wagen und ich lernte bald vortrefflich schwimmen und ein Boot regieren. Wenn ich mich mit andern Kindern einschiffte,

wurde das Steuer, besonders in schwierigen Fällen, gewöhnlich mir anvertraut; auch bei andern Unternehmungen war ich fast immer der Anführer der Schaar, die ich bisweilen in Verlegenheiten verwickelte. Ich will einen Fall dieser Art anführen, welcher eine frühzeitige Neigung zu öffentlichen Unternehmungen kundgibt, obwohl die hier in Rede stehende nicht auf Recht und Billigkeit beruhte.

Den Mühlteich begrenzte auf der einen Seite ein Moorboden, auf dessen Rande wir bei hohem Wasser unsern Stand zu nehmen pflegten, um kleine Fische zu angeln. Durch vielfaches Betreten hatten wir den Ort in eine vollkommene Kothlache verwandelt. Ich schlug vor, einen Uferdamm zu bauen, der uns einen festen Boden gewähren sollte, und machte meine Gefährten auf einen großen Haufen Steine aufmerksam, die zum Bau eines neuen Hauses in der Nähe des Sumpfes bestimmt waren und unserm Zwecke vortrefflich entsprachen. Ich versammelte daher, als sich die Arbeiter am Abend entfernten, eine Anzahl meiner Spielgefährten, und indem wir fleißig wie Ameisen arbeiteten und bisweilen unser vier mit vereinigter Kraft einen einzigen Stein fortschafften, nahmen wir sie alle weg und erbauten damit unsern kleinen Kai. Am nächsten Morgen staunten die Arbeiter, ihre Steine nicht mehr zu finden, die nach unserm Damme gebracht worden waren. Man forschte den Urhebern dieses unbefugten Transportes nach, wir wurden entdeckt, man beschwerte sich über uns und viele der Theilnehmer wurden von ihren Eltern gezüchtigt. Ich vertheidigte zwar hartnäckig die Nützlichkeit des Werkes, aber mein Vater brachte mich am Ende zu der Ueberzeugung, daß nichts nützlich sein könnte, was nicht streng rechtlich wäre.

Vielleicht wird es nicht uninteressant für Dich sein, wenn ich Dir meinen Vater etwas genauer schildere. Er besaß eine treffliche Constitution, war mittelgroß, aber wohlgebaut und stark, und entwickelte bei Allem, was er unternahm, eine außerordentliche Gewandtheit und Thätigkeit. Er zeichnete mit einiger Fertigkeit und war auch etwas musikalisch. Seine Stimme war volltönend und angenehm, und wenn er, von seiner Violine begleitet, einen Psalm oder ein Lied sang, was er nach Beendigung seiner Arbeiten des Abends häufig zu thun pflegte, gewährte es ein wahres Vergnügen, ihn zu hören. Nicht minder geschickt war er in Handarbeiten und verstand bei Gelegenheit die Werkzeuge einer Menge von Handwerken zu brauchen. Seine vorzüglichste Eigenschaft war aber ein gesunder Menschenverstand und ein gründliches Urtheil in den Angelegenheiten des öffentlichen sowohl, als des

Privatlebens. Mit den erstern befaßte er sich allerdings nie, weil ihn seine zahlreiche Familie und sein beschränktes Vermögen nöthigten, sich unablässig seinen Berufspflichten zu widmen. Ich erinnere mich jedoch, daß die einflußreichen Männer am Orte häufig zu ihm kamen und sich seinen Rath hinsichtlich der Angelegenheiten der Stadt oder der Kirche, zu welcher er gehörte, ausbaten, und daß sie großes Gewicht auf seine Meinung legten. Auch Privatpersonen pflegten ihn in ihren Angelegenheiten um Rath zu fragen und oft wählte man ihn zum Schiedsrichter zwischen streitenden Parteien.

An seinem Tische sah er gern und zwar, so oft als möglich, einige Freunde oder gebildete, wohlunterrichtete Nachbarn, mit denen sich ein verständiges Gespräch führen ließ und er hielt sorgfältig darauf, dasselbe auf nützliche und lehrreiche Gegenstände zu lenken, welche zur geistigen Ausbildung seiner Kinder beitragen konnten. Auf diese Weise richtete er frühzeitig unsre Aufmerksamkeit auf Alles, was gerecht, klug und wohlthätig im menschlichen Leben ist. Er sprach nie über die Speisen, welche auf dem Tische erschienen, erörterte nie, ob sie gut oder schlecht zubereitet, ob sie stark gewürzt, von gutem oder von unangenehmem Geschmacke wären, und ob das eine Gericht dem andern vorzuziehen sein möchte. Ich bin auf diese Weise seit meiner Kindheit gewöhnt worden, dergleichen Dingen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken, und es ist mir daher stets vollkommen gleichgiltig gewesen, was für Speisen ich vor mir hatte; auch jetzt noch achte ich so wenig darauf, daß es mir etliche Stunden nach der Mahlzeit schwer halten würde, mich darauf zu besinnen, welche Gerichte ich genossen habe. Den Vortheil dieser Gewohnheit habe ich besonders auf der Reise schätzen gelernt; denn ich habe mich oft in Gesellschaft von Personen befunden, die bei einem geübteren und daher schwerer zu befriedigenden Geschmacke sich in vielen Fällen äußerst unbehaglich fühlten, während ich für meine Person nichts zu wünschen hatte.

Meine Mutter erfreute sich gleichfalls einer vortrefflichen Gesundheit. Sie stillte all' ihre zehn Kinder, und nie hab' ich sie oder meinen Vater sich über eine andre Krankheit beklagen hören, als die, an welcher sie starben; mein Vater starb im Alter von sieben und achtzig, und meine Mutter im Alter von fünf und achtzig Jahren. Sie sind bei einander zu Boston begraben, wo ich vor einigen Jahren eine Marmorplatte mit folgender Inschrift auf ihr Grab gelegt habe:

„Hier ruhen
Josias Franklin und Abiah seine Gattin. Durch wechselseitige Zuneigung verbunden, lebten sie neun und funfzig Jahre mit einander. Ohne den Besitz eines Vermögens, ohne ein gewinnreiches Gewerbe, nur durch fleißige Arbeit und ehrenhafte Betriebsamkeit ernährten sie anständig eine zahlreiche Familie und erzogen mit glücklichem Erfolge dreizehn Kinder und sieben Enkel. Dies Beispiel, Leser, möge dich aufmuntern, die Pflichten deines Berufes sorgsam zu erfüllen und auf den Beistand der göttlichen Vorsehung zu vertrauen.

„Er war fromm und weise,
Sie bescheiden und tugendhaft.

Ihr jüngster Sohn widmet im Gefühle kindlicher Pflicht
diesen Stein ihrem
Andenken.“

Ich merke an meinen Abschweifungen, daß ich alt werde. Aber wenn wir in eine Privatgesellschaft gehen wollen, kleiden wir uns ja nicht wie zu einem förmlichen Balle. Dies verdient vielleicht Nachlässigkeit genannt zu werden.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Zwei Jahre lang, d. h. bis ich mein zwölftes Jahr vollendet hatte, mußte ich in der erwähnten Weise meinem Vater bei seinem Geschäfte helfen. Mein Bruder John, welcher seine Lehrzeit in London bestanden hatte, verließ um diese Zeit meinen Vater, heirathete und ließ sich in Rhode-Island nieder, um sein Geschäft auf eigene Rechnung zu betreiben; allem Anschein nach war es nun meine Bestimmung, seine Stelle zu ersetzen und zeitlebens ein Lichtzieher zu bleiben; da sich aber meine Abneigung gegen diese Beschäftigung nicht verlor, so fürchtete mein Vater, ich möchte, wofern mir keine angenehmere geboten würde, gelegentlich davonlaufen und auf die See gehen, wie es zu seinem großen Kummer mein Bruder Josias gethan hatte. Er gab mir daher bisweilen Gelegenheit, Maurern, Böttchern, Kupferschmieden, Tischlern und andern Handwerkern bei ihrer Arbeit zuzusehen, um auf diese Weise zu entdecken, wozu ich Neigung hätte und diese wo möglich durch eine Beschäftigung zu fesseln, welche meine Gedanken von der See ablenken möchte. In Folge dieser Besuche hat es mir stets viel Vergnügen gemacht, geschickte Arbeiter ihre Werkzeuge handhaben zu sehen; auch wurde mir der Umstand in-

sofern sehr nützlich, daß ich mir dabei eine hinreichende Kenntniß erwarb, um für mich selbst Das und Jenes anfertigen zu können, wenn ich keinen Handwerker in der Nähe hatte, und kleine Maschinen für meine Experimente zu bauen, während die Idee, welche mich beschäftigte, noch frisch und meinem Geiste lebhaft eingeprägt war.

Mein Vater beschloß endlich, daß ich ein Messerschmied werden sollte und brachte mich versuchsweise auf einige Tage zu meinem Vetter Samuel, dem Sohne meines Oheims Benjamin, der sein Geschäft in London erlernt und sich in Boston niedergelassen hatte. Ich wurde jedoch wieder nach Hause genommen, weil meinem Vater das verlangte Lehrgeld mißfiel.

Seit meiner frühesten Jugend hatte ich leidenschaftlich gern gelesen und alles Geld, welches ich mir verschaffen konnte, auf Bücher verwendet. Besonderes Wohlgefallen fand ich an Reisebeschreibungen. Zuerst hatte ich mir Bunyan's Sammlung in kleinen einzelnen Bänden angeschafft. Diese verkaufte ich nachher, um mir eine historische Sammlung von R. Burton anzukaufen, die aus etwa vierzig oder fünfzig wohlfeilen Bändchen bestand. Meines Vaters kleine Bibliothek enthielt hauptsächlich Bücher praktischer und polemischer Theologie. Ich las den größten Theil derselben. Später habe ich es oft bedauert, daß zu einer Zeit, wo ich einen so großen Durst nach Kenntnissen empfand, keine ausgewähltern Bücher in meine Hände gefallen sind. Es war damals bereits entschieden, daß ich nicht für die Kirche gebildet werden sollte. Unter den Büchern meines Vaters befanden sich auch Plutarch's Lebensbeschreibungen, in denen ich beständig las, und noch jetzt betrachte ich die Zeit, die ich ihnen widmete, als vortheilhaft angewendet. Auch fand ich ein Werk von De Foe, „Abhandlung über Projekte,“ welchem ich vielleicht Eindrücke verdanke, die auf einige der bedeutendsten Vorgänge meines Lebens von Einfluß gewesen sind.

Meine Vorliebe für Bücher führte meinen Vater endlich zu dem Entschlusse, mich einen Buchdrucker werden zu lassen, obwohl bereits einer seiner Söhne diesen Beruf gewählt hatte. Mein Bruder war im Jahr 1717 mit einer Presse und Schriften aus England zurückgekehrt, um in Boston eine Druckerei zu errichten. Dies Geschäft gefiel mir weit besser als das meines Vaters, obwohl ich immer noch eine starke Vorliebe für die See hegte. Um den etwaigen Folgen dieser Neigung vorzubeugen, drang mein Vater ungeduldig darauf, daß ich bei meinem Bruder beschäftigt werden sollte. Ich sträubte mich eine Zeitlang, ließ mich aber am Ende überreden und unter-

schrieb den Lehrcontract. Ich war damals erst zwölf Jahre alt. Man war übereingekommen, daß ich bis zu meinem ein und zwanzigsten Jahre als Lehrling arbeiten und nur während des letzten Jahres die Bezahlung eines Gehilfen erhalten sollte.

In kurzer Zeit machte ich bedeutende Fortschritte in diesem Geschäft und wurde meinem Bruder sehr nützlich. Ich hatte nunmehr Gelegenheit, mir bessere Bücher zu verschaffen. Ich wurde natürlich mit Buchhändlerlehrlingen bekannt und konnte mir dann und wann einen Band borgen, den ich nie verfehlte pünktlich und unbeschädigt zurückzugeben. Häufig brachte ich den größern Theil der Nacht neben meinem Bette mit Lesen zu, wenn mir das Buch Abends geliehen worden war und am nächsten Morgen zurückgegeben werden mußte, damit es nicht vermißt werden möchte.

Endlich wurde Herr Matthew Adams, ein gebildeter Geschäftsmann, welcher eine hübsche Büchersammlung besaß und unsre Druckerei häufig besuchte, auf mich aufmerksam. Er lud mich ein, seine Bibliothek zu besehen und hatte die Güte, mir alle Bücher zu leihen, die ich zu lesen wünschte. Vor Allem sprachen mich damals poetische Schriften an und ich verfaßte selbst verschiedene kleine Gedichte. Mein Bruder, der seine Rechnung dabei zu finden gedachte, munterte mich auf und veranlaßte mich, zwei Balladen zu schreiben. Die eine, die Leuchtthurm-Tragödie betitelt, schilderte den Schiffbruch des Capitains Worthilake und seiner beiden Töchter; die andre war ein Seemannslied auf die Gefangennahme des berüchtigten Seeräubers Teach, genannt Schwarzbart. Es waren in Betreff des Styls erbärmliche Verse, bloße Bänkelsängerlieder. Als sie gedruckt waren, mußte ich sie in der Stadt feilbieten. Das erste fand eine außerordentlich gute Aufnahme, weil das Ereigniß in frischem Andenken war und großes Aufsehen erregt hatte.

Meine Eitelkeit fühlte sich durch diesen Erfolg geschmeichelt; mein Vater dämpfte jedoch meine Freude, indem er meine Erzeugnisse lächerlich machte und mir sagte, daß Versmacher immer arm wären. Auf diese Weise entging ich dem Mißgeschick, ein erbärmlicher Poet zu werden. Da aber die Fertigkeit, in Prosa zu schreiben, mir im Verlaufe meines Lebens große Dienste geleistet und wesentlich zu meinem Emporkommen beigetragen hat, so will ich angeben, durch welche Mittel ich in meinen Verhältnissen die geringe Geschicklichkeit erworben habe, die ich in dieser Beziehung besitze.

Es befand sich in der Stadt ein andrer junger Mann, ebenfalls ein

großer Bücherfreund, Namens John Collins, mit welchem ich genau bekannt war. Wir hielten bisweilen Disputationen mit einander und fanden so viel Vergnügen daran, daß uns nichts angenehmer war, als ein Wortkrieg. Beiläufig will ich bemerken, daß diese Streitlust leicht zu einer sehr üblen Angewohnheit werden kann und häufig die Gesellschaft eines Mannes unerträglich macht, wenn derselbe seine Ansichten nicht anders als durch rücksichtsloses Widersprechen auszudrücken weiß; überdies bringt diese Gewohnheit Bitterkeit und Zwist in die Unterhaltung und erzeugt oft Abneigung, ja selbst Haß zwischen Personen, für welche ein freundschaftliches Verhalten unerläßlich nothwendig ist. Ich erwarb dieselbe während meines Aufenthalts bei meinem Vater durch das Lesen religiöser Streitschriften. In der Folge habe ich bemerkt, daß verständige Männer selten in diesen Fehler verfallen, ausgenommen Advokaten, Lehrer auf Universitäten und Personen jedes Berufs, die ihre Ausbildung zu Edinburg erhalten haben.

Eines Tages gerieth ich mit Collins in einen Streit über die Erziehung der Frauen; wir erörterten nämlich, ob es passend sei, dieselben in den Wissenschaften zu unterrichten und ob sie zum Studiren befähigt wären. Collins verneinte dies und behauptete, die Aufgabe überstiege ihre Fähigkeit. Ich unterstützte die entgegengesetzte Meinung, hauptsächlich vielleicht aus Lust am Disputiren. Er war von Natur beredtsamer als ich; die Worte strömten in Fülle von seinen Lippen und häufig glaubte ich mich mehr durch seine Zungengeläufigkeit als durch die Stärke seiner Beweisgründe besiegt. Wir schieden, ohne uns über diesen Punkt vereinigt zu haben, und da wir uns eine Zeitlang nicht wieder sprechen konnten, brachte ich meine Gedanken zu Papiere, machte eine saubere Abschrift davon und schickte ihm diese. Er antwortete und ich erwiederte. Jeder hatte bereits drei bis vier Briefe geschrieben, als mein Vater zufällig über meine Papiere gerieth und sie las. Ohne sich weiter über den Werth des Gegenstandes zu äußern, ergriff er die Gelegenheit, sich über meinen Styl auszusprechen. Er bemerkte, daß ich zwar, Dank meiner Beschäftigung, den Vortheil der Rechtschreibung und richtigen Interpunction vor meinem Gegner voraushätte, demselben aber in der Eleganz und Klarheit des Ausdrucks weit nachstände. Er überzeugte mich davon durch verschiedene Beispiele. Ich fühlte die Richtigkeit seiner Bemerkungen, ward aufmerksamer auf die Sprache und beschloß, all meine Kraft aufzubieten, um meinen Styl zu verbessern.

Um diese Zeit fiel mir ein Band des „Zuschauers" in die Hände.

Ich hatte diese Zeitschrift noch nie gesehen. Ich kaufte den Band und las ihn zu wiederholten Malen. Ich war entzückt darüber, hielt den Styl für vortrefflich und wünschte denselben nachahmen zu können. In dieser Absicht wählte ich einige Aufsätze aus, machte kurze Summarien des Inhalts jedes Satzes, und legte sie auf einige Tage bei Seite. Ohne das Buch anzusehen bemühte ich mich alsdann, die Aufsätze wieder in ihre gehörige Form zu bringen und jeden Gedanken ausführlich, wie im Original, auszudrücken, indem ich mich der geeignetsten Wörter bediente, die mir einfielen. Darauf verglich ich meinen Zuschauer mit dem Originale; ich bemerkte manche Fehler, die ich corrigirte; ich fand jedoch, daß mir ein gehöriger Vorrath von Wörtern, sowie die Leichtigkeit, dieselben stets in Bereitschaft zu haben und anzuwenden, mangelte; Beides würde ich aber um diese Zeit, wie ich glaubte, besessen haben, wofern ich meine Versübungen fortgesetzt hätte. Die Nothwendigkeit, beständig Wörter von gleicher Bedeutung, aber von verschiedener Länge des Versmaßes wegen, oder von verschiedenem Klange des Reimes wegen bereit zu haben, würde mich genöthigt haben, eine Menge von Synonymen aufzusuchen und mir dieselben geläufig zu machen. In dieser Ueberzeugung brachte ich einige der Erzählungen des Zuschauers in Verse, und später, wenn ich sie ziemlich vergessen hatte, verwandelte ich sie wieder in Prosa.

Bisweilen mischte ich auch alle meine Summarien untereinander, und bemühte mich einige Wochen nachher, sie in die beste Ordnung zu bringen, bevor ich die Perioden zu bilden und die Aufsätze auszuführen versuchte. Dies that ich in der Absicht, mir eine gute Anordnung meiner Gedanken anzueignen. Wenn ich später meine Arbeit mit dem Originale verglich, fanden sich viele Fehler, die ich corrigirte; bisweilen hatte ich aber die Genugthuung, glauben zu dürfen, daß ich in gewissen geringfügigen Einzelnheiten glücklich genug gewesen wäre, die Gedankenfolge oder den Styl zu verbessern, und dies bestärkte mich in der Hoffnung, daß es mir mit der Zeit gelingen würde, mir in der englischen Sprache einen guten Styl zu erwerben; denn das war nicht das geringste Ziel meines Ehrgeizes.

Auf diese Uebungen und auf Lesen verwendete ich die Abendzeit, wenn meine Berufsarbeit beendigt war, die Morgenstunden, bevor dieselbe begann und die Sonntage, wenn es mir gelang, mich dem Kirchenbesuche zu entziehen. So lange ich bei meinem Vater wohnte, hatte mich derselbe stets

zur pünktlichen Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste angehalten und ich betrachtete dieselbe noch immer als eine Pflicht, zu deren Erfüllung ich nur keine Zeit zu haben glaubte.

Als ich etwa sechszehn Jahr alt war, fiel ein Werk Tryon's in meine Hände, worin derselbe vegetabilische Kost empfiehlt. Ich beschloß dem Rathe zu folgen. Mein Bruder hatte als Junggesell keine eigene Haushaltung, sondern speiste mit seinen Lehrlingen bei einer benachbarten Familie. Meine Weigerung, animalische Kost zu essen, fand man unbequem und störend, und ich mußte mich oft meiner Sonderbarkeit wegen schelten lassen. Ich richtete mein Augenmerk auf das Verfahren, nach welchem Tryon einige seiner Gerichte bereitete, besonders wie er Kartoffeln und Reis kochte und Schnellpuddings machte. Dann sagte ich meinem Bruder, ich würde mich selbst beköstigen, wofern er mir wöchentlich die Hälfte Dessen geben wollte, was er für meine Kost zahlte. Der Antrag ward augenblicklich angenommen und ich fand bald, daß ich von Dem, was er mir gab, noch die Hälfte ersparen könnte. Dies gewährte mir einen neuen Fonds zum Ankauf von Büchern, während auch noch andere Vortheile aus dem Verfahren für mich erwuchsen. Wenn mein Bruder und seine Arbeiter des Mittags die Druckerei verließen, blieb ich zurück; schnell war meine frugale Mahlzeit beendigt, die häufig nur aus etwas Zwieback, einem Stück Brod und Rosinen oder einem Kuchen vom Pastetenbäcker mit einem Glas Wasser bestand, und die übrige Zeit bis zur Rückkehr der andern Arbeiter konnte ich nun auf meine Studien verwenden; meine Fortschritte standen im Verhältnisse mit der Gedankenklarheit und schnellen Auffassungskraft, die eine Frucht der Mäßigkeit im Essen und Trinken sind.

Um diese Zeit hatte ich eines Tages Anlaß, über meine Unwissenheit in der Rechenkunst erröthen zu müssen, deren Erlernung mir während des Schulbesuches zweimal mißlungen war; ich nahm jetzt Cocker's Abhandlung über Arithmetik zur Hand und ging dieselbe mit der größten Leichtigkeit durch; auch las ich ein Buch über Schifffahrt von Seller und Sturmy und eignete mir das Wenige an, was von Geometrie darin enthalten ist; ich habe es jedoch in dieser Wissenschaft niemals weit gebracht. Ziemlich gleichzeitig las ich Locke über den menschlichen Verstand und die „Kunst des Denkens" von den Herren von Port-Royal.

Während ich damit beschäftigt war, meinen Styl zu bilden und zu verbessern, bekam ich eine (wenn ich nicht irre Greenwood's) englische Gram-

matik in die Hände, die im Anhange zwei kleine Abhandlungen über Rhetorik und Logik enthält. In der letzten fand ich eine Anweisung zum Disputiren nach der sokratischen Methode. Kurz nachher verschaffte ich mir Xenophon's Werk „Memorabilien des Socrates," welches verschiedene Beispiele der nämlichen Methode enthält. Diese Methode machte mir eine fast enthusiastische Freude; ich machte sie zu der meinigen und indem ich dem einfachen Widerspruche, der directen und positiven Beweisführung entsagte, wählte ich die Rolle eines bescheidenen Fragers. Shaftsbury's und Collin's Schriften hatten mich zu einem Skeptiker gemacht, was ich hinsichtlich vieler Lehren des Christenthums bereits gewesen war; ich erkannte nun die sokratische Methode nicht nur als die sicherste für mich selbst, sondern zugleich als die schwierigste für Diejenigen, gegen welche ich sie in Anwendung brachte. Ich fand bald ein ganz besonderes Vergnügen daran, übte sie beständig und wurde sehr geschickt, auch selbst von Personen, die mir an Scharfsinn überlegen waren, Zugeständnisse zu erlangen, deren Consequenzen sie nicht voraussahen. So verwickelte ich sie in Schwierigkeiten, aus denen sie sich nicht herauszuziehen vermochten, und erlangte bisweilen Siege, die weder meine Streitsätze noch meine Beweisgründe verdienten.

Dieser Methode bediente ich mich etliche Jahre, gab sie aber nachher allmälig auf und behielt nur die Gewohnheit bei, mich im bescheidenen Tone des Zweifels auszudrücken und niemals, wenn ich eine Ansicht äußerte, die Widerspruch finden konnte, von den Wörtern sicherlich, unzweifelhaft und ähnlichen Ausdrücken Gebrauch zu machen, die mir den Anschein hätten geben können, als beharrte ich hartnäckig bei einer vorgefaßten Meinung. Ich bediente mich vielmehr der Ausdrücke: ich stelle mir vor, ich vermuthe, oder es scheint mir, daß sich das und das aus den und den Gründen so und so verhält; oder: so und so ist es, wenn ich nicht irre. Diese Gewohnheit hat sich mir, wie ich glaube, als sehr vortheilhaft erwiesen, wenn ich Gelegenheit hatte, meine Meinung Andern einleuchtend zu machen und sie zur Genehmigung der von mir vorgeschlagenen Maßregeln zu bewegen. Und da die Hauptzwecke aller Gespräche Ertheilung oder Erwerbung von Unterricht, angenehme Unterhaltung oder Ueberredung sind, so möchte ich wünschen, daß verständige und wohlmeinende Personen ihre Fähigkeit, sich nützlich zu machen, nicht durch eine entschiedene und anmaßende Ausdrucksweise verringerten, welche fast stets das Mißfallen des Angeredeten erregt und nur dazu geeignet ist, Widerspruch zu erwecken, während sie jeden

Zweck vereitelt, zu welchem dem Menschen die Gabe der Rede verliehen ist. Kurz, wenn du zu unterrichten wünschest, deine Meinung jedoch in einem positiven und docirenden Tone aussprichst, so wirst du zum Widerspruche reizen und die für deine Worte gewünschte Aufmerksamkeit verscherzen. Wünschest du dagegen Unterricht zu erlangen und aus den Kenntnissen Anderer Nutzen zu ziehen, drückst dich aber in einer Weise aus, als hingest du unerschütterlich an deinen eigenen Ansichten, so werden dich bescheidene und verständige Männer, welche sich nicht gern in einen Wortstreit einlassen, im ruhigen Besitze deiner Irrthümer lassen. Befolgst du eine solche Methode, so kannst du selten hoffen, deinen Zuhörern zu gefallen, ihr Vertrauen zu gewinnen und Diejenigen zu überzeugen, die du deinen Ansichten geneigt zu machen wünschest. Pope bemerkt sehr richtig:

Die Menschen lehr', als lehrtest du sie nicht,
Trag' Unbekanntes als Vergeßnes vor.

Und in dem nämlichen Gedichte gibt er uns später den Rath:

Sprich, ob auch sicher, in bescheidnem Ton.

Mit diesem Verse hätte er einen verbinden können, den er meiner Ansicht nach minder passend an einer andern Stelle angebracht hat. Es ist folgender:

Denn wem's an Anstand fehlt, dem fehlt Verstand.

Wenn du mich fragst, warum ich sage minder passend, so muß ich dir beide Verse zusammen anführen:

Nichts kann entschuld'gen unbescheidne Worte:
Denn wem's an Anstand fehlt, dem fehlt Verstand.

Ist aber Verstandesmangel, wenn ein Mensch das Unglück hat, an demselben zu leiden, nicht gewissermaßen eine Entschuldigung für den Mangel an Bescheidenheit? Und würden die Verse nicht richtiger sein, wenn sie so zusammengestellt wären:

Nur dies entschuldigt unbescheidne Worte:
Wem es an Anstand fehlt, dem fehlt Verstand.

Ich überlasse jedoch die Entscheidung dieser Frage bessern Richtern. —

Im Jahr 1720 oder 1721 begann mein Bruder eine neue Zeitung zu drucken. Es war die zweite, welche in Amerika erschien und sie führte den Titel: Zeitung für Neu-England (New-England Courant). Die einzige, welche früher schon existirt hatte, war das Bostoner Nachrichtsblatt (Boston News Letter). Einige seiner Freunde suchten ihm, wie ich mich erinnere,

von dem Unternehmen abzurathen, weil sie demselben keinen Erfolg versprachen; ihrer Ansicht nach war eine einzige Zeitung hinreichend für ganz Amerika. Gegenwärtig, im Jahr 1771, gibt es indeß nicht weniger als fünfundzwanzig.*) Er führte jedoch seinen Plan aus und es ward mein Geschäft, seinen Abnehmern die Exemplare zuzutragen, nachdem ich das Blatt selbst hatte setzen und drucken helfen.

Unter seinen Freunden befand sich eine Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer, die zu ihrem Vergnügen kurze Aufsätze für das Blatt schrieben, wodurch es an Ruf und Verbreitung gewann. Diese Herren kamen häufig in unser Haus. Ich hörte ihre Gespräche und Schilderungen mit an, die sie von der günstigen Aufnahme ihrer Artikel beim Publikum machten. Ich fühlte mich versucht, die Kraft meiner Feder in ihrer Gesellschaft zu prüfen; da ich aber fast noch ein Kind war, befürchtete ich, mein Bruder möchte es verschmähen, etwas in seiner Zeitung abzudrucken, als dessen Verfasser er mich kannte. Ich schrieb daher mit verstellter Hand einen anonymen Aufsatz, den ich Abends unter die Thür der Druckerei legte, wo er am nächsten Morgen gefunden wurde. Mein Bruder theilte ihn seinen Freunden mit, als sie sich wie gewöhnlich bei ihm einfanden; sie lasen den Aufsatz, sprachen darüber in meiner Gegenwart, und ich hatte das unbeschreibliche Vergnügen, zu finden, daß mein Erzeugniß ihren Beifall erhielt und daß sie bei ihren verschiedenen Muthmaßungen hinsichtlich des Verfassers keinen erwähnten, der nicht seines Talentes und Genies wegen eines vorzüglichen Rufes im Lande genossen hätte. Ich wünschte mir nun Glück zu meinen Richtern und begann zu vermuthen, daß sie keineswegs so treffliche Schriftsteller sein möchten, als ich bisher geglaubt hatte. Indeß schrieb ich, durch dies kleine Abenteuer ermuthigt, noch viele andere Aufsätze, die ich auf dem nämlichen Wege zur Presse beförderte und die gleichen Beifall fanden; ich bewahrte das Geheimniß, bis mein schwacher Vorrath von Wissen und Kenntniß für solche Erzeugnisse fast völlig erschöpft war; dann gab ich mich zu erkennen.

Mein Bruder begann nach dieser Entdeckung etwas mehr Achtung vor mir zu haben; indeß betrachtete er sich immerhin als meinen Herrn und be-

*) Zwanzig Jahre später gab es in den Vereinigten Staaten schon gegen hundert Zeitungen und andere periodische Blätter und gegenwärtig sind dieselben dort verhältnißmäßig nicht minder zahlreich als in Deutschland, England und Frankreich. —

handelte mich als Lehrling. Er glaubte dieselben Dienste von mir fordern zu können, wie von jedem Andern. Ich sah dagegen ein, daß er in vielen Fällen zu streng verfuhr und daß ich von einem Bruder mit Recht eine größere Nachsicht erwarten dürfte. Wir brachten unsre Zwistigkeiten häufig vor meinen Vater, und entweder war mein Bruder meistentheils im Unrecht, oder ich wußte meine Sache besser zu verfechten, denn das Urtheil fiel gewöhnlich zu meinen Gunsten aus. Aber mein Bruder war heftigen Temperaments und nahm seine Zuflucht oft zu Schlägen, was mich mit nicht geringer Erbitterung erfüllte. Diese strenge und tyrannische Behandlung trug, glaub' ich, dazu bei, meiner Seele den Haß gegen Willkürgewalt einzupflanzen, den ich während meines ganzen Lebens stets gehegt habe. Meine Lehrzeit ward mir unerträglich und ich sehnte mich beständig nach einer Gelegenheit dieselbe abzukürzen. Endlich bot sich unerwartet eine solche Gelegenheit dar.

Ein in unser Blatt eingerückter Artikel über einen politischen Gegenstand, den ich vergessen habe, erregte das Mißfallen der Generalversammlung (Assembly). Mein Bruder wurde verhaftet und zu einmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er, wie ich vermuthe, den Verfasser nicht entdecken wollte. Auch ich wurde festgenommen und vor dem Conseil verhört; da ich aber keine Auskunft gab, begnügte man sich mir einen Verweis zu ertheilen und dann zu entlassen; wahrscheinlich hielt man mich, in meiner Eigenschaft als Lehrling für verpflichtet, meines Lehrherrn Geheimnisse zu bewahren.

Die Gefangenschaft meines Bruders erweckte, trotz unserer Privatstreitigkeiten, meinen Unwillen. Während der Dauer seiner Haft war die Leitung der Zeitung mir anvertraut und ich war kühn genug, einige Schmähartikel gegen die Machthaber einzurücken, die meinem Bruder höchlich gefielen, während Andere mich mit mißfälligen Augen zu betrachten begannen, indem sie mich als einen jungen, zu Satyren und Pasquillen geneigten Witzling ansahen.

Meines Bruders Entlassung war mit einem willkürlichen Befehle vom Hause der Generalversammlung begleitet: „Daß James Franklin das Blatt, betitelt die „Zeitung für Neuengland" ferner nicht drucken sollte." Unter diesen Umständen hielten wir in der Druckerei einen Rath mit unsern Freunden, um zu beschließen, was zu thun wäre. Einige schlugen vor, durch Veränderung des Titels der Zeitung den Befehl zu umgehen; mein Bruder

aber, welcher Uebelstände voraussah, die aus diesem Schritte erwachsen mußten, hielt es für besser, das Blatt fortan im Namen Benjamin Franklin's zu drucken; und um einer Anklage von Seiten der Generalversammlung auszuweichen, die ihn beschuldigen konnte, daß er unter dem Namen seines Lehrlings das Blatt noch selber druckte, wurde beschlossen, daß mir mein alter Lehrvertrag mit einer auf die Rückseite geschriebenen vollständigen und förmlichen Lossprechung eingehändigt werden sollte, damit man denselben im Nothfalle vorzeigen könnte; um jedoch meinem Bruder den Vortheil meiner Dienste zu sichern, sollte ich einen neuen Vertrag unterzeichnen, der während des Restes meiner Lehrzeit geheim gehalten werden sollte. Dies war eine sehr unbefriedigende Veranstaltung. Sie wurde indeß sofort in Ausführung gebracht, und das Blatt fuhr sonach fort, einige Monate hindurch unter meinem Namen zu erscheinen. Als sich endlich ein neuer Zwist zwischen meinem Bruder und mir erhob, wagte ich es, mir meine Freiheit zu Nutze zu machen, da ich nicht glaubte, daß er den Muth haben würde, den neuen Vertrag geltend zu machen. Es war unstreitig unehrenhaft, aus diesem Umstande Vortheil zu ziehen und ich betrachte diese Handlung als einen der größten Fehltritte meines Lebens; allein, während mein Gemüth durch die Erinnerung an die Schläge, die ich empfangen, erbittert war, vermochte ich mein Verfahren kaum in seiner wahren Bedeutung zu würdigen. Abgesehen von der Leidenschaftlichkeit, mit welcher er mich behandelte, war mein Bruder keineswegs ein bösartiger Mann und vielleicht gewährte auch mein ungehöriges Betragen einen sehr natürlichen Anlaß zu seinem Verfahren.

Als er meinen Entschluß, ihn zu verlassen, erfuhr, suchte er zu verhindern, daß ich anderswo Beschäftigung finden möchte. Er ging in alle Druckereien der Stadt und nahm die Besitzer gegen mich ein, die sich daher weigerten mich zu beschäftigen. Ich kam nunmehr auf den Gedanken, nach New-York zu gehen, denn das war die nächste Stadt, in welcher sich eine Druckerei befand. Fernere Ueberlegung bestärkte mich auch in dem Entschlusse, Boston zu verlassen, wo ich bereits den Argwohn der herrschenden Partei erregt hatte. Das willkürliche Verfahren der Generalversammlung in der Sache meines Bruders machte es wahrscheinlich, daß ich, wofern ich dort blieb, bald in Schwierigkeiten verwickelt werden konnte, die ich um so mehr zu fürchten hatte, als ich in Folge meiner unbedachtsamen Aeußerungen über religiöse Gegenstände von frommen Seelen, die mich für einen Abtrünnigen oder Atheisten hielten, bereits mit Abscheu betrachtet wurde. Ich

faßte daher meinen Entschluß; da aber mein Vater die Partei meines Bruders ergriff, so mußt' ich fürchten, daß man meine Abreise verhindern würde, falls ich dieselbe offen unternahm. Mein Freund Collins half mir die Flucht bewerkstelligen. Er vermittelte meine Abreise mit dem Capitain einer New-Yorker Schaluppe, dem er mich als einen jungen Mann seiner Bekanntschaft darstellte, welcher ein Verhältniß mit einem verrufenen Mädchen hätte, dessen Eltern mich zwingen wollten, die Tochter zu heirathen, weshalb ich mich weder öffentlich zeigen noch abreisen könnte. Ich verkaufte einen Theil meiner Bücher, um mich mit etwas Geld zu versorgen, und begab mich insgeheim an Bord der Schaluppe. Ein günstiger Wind brachte mich in drei Tagen nach New-York, wo ich mich im Alter von siebzehn Jahren, ohne einen einzigen Bekannten und äußerst dürftig mit Gelde versehen dreihundert (engl.) Meilen von meiner Heimath entfernt befand.

Meine frühere Neigung zu einem Seemannsleben hatte sich völlig gelegt, sonst hätt' ich sie jetzt befriedigen können; da ich aber einem andern Berufe gewidmet war und mich für einen leidlich guten Arbeiter hielt, so säumte ich nicht, meine Dienste dem alten Herrn William Bradford anzubieten, welcher der erste Buchdrucker in Pennsylvanien gewesen war, diese Provinz aber in Folge eines Zwistes mit dem Gouverneur Georg Keith verlassen hatte. Er konnte mir keine Beschäftigung geben, da er wenig zu thun und bereits die dazu erforderlichen Arbeiter hatte; er sagte mir jedoch, sein Sohn, welcher Buchdrucker in Philadelphia war, hätte unlängst seinen besten Gehilfen, Aquila Rose, durch den Tod verloren und würde mich daher vermuthlich in sein Geschäft nehmen, wenn ich mich zu ihm begeben wollte. Philadelphia war noch hundert Meilen weiter entfernt. Ich säumte nicht, mich in einem Boote einzuschiffen, um mich auf dem kürzesten Seewege nach Amboy zu begeben, während mein Koffer mit meinen Sachen auf dem gewöhnlichen und langsamern Wege nachkommen sollte. Als wir den Meerbusen kreuzten, überfiel uns ein Windstoß, der unsere morschen Segel in Stücke zerriß, uns hinderte, im Kill einzulaufen und uns auf Long-Island trieb.

Während des Sturmes fiel ein betrunkener Holländer, der gleich mir ein Passagier im Boote war, in's Meer. Im Augenblicke, wo er untersank, ergriff ich ihn beim Haar, rettete ihn und zog ihn an Bord. Dieses Bad machte ihn etwas nüchtern; er schlief fest ein, nachdem er ein Buch aus der Tasche gezogen und mir mit der Bitte übergeben hatte, es

zu trocknen. Das Buch war, wie ich fand, mein altes Lieblingswerk, Bunyan's Pilger, in holländischer Sprache; es war eine schöne Ausgabe auf feinem Papier und mit Kupferstichen. In so stattlichem Gewande war mir das Werk in seiner Originalsprache nie vorgekommen. Später erfuhr ich, daß es fast in alle Sprachen Europas übersetzt worden ist und ich bin überzeugt, daß es unter die Bücher gehört, welche nächst der Bibel die größte Verbreitung gefunden haben. Der wackre John Bunyan ist meines Wissens der erste, welcher Erzählung und Dialog mit einander vermischt hat; es ist dies eine sehr ansprechende Manier, denn der Leser findet sich bei den anziehendsten Stellen gleichsam mit in die Gesellschaft aufgenommen und bei der Unterhaltung gegenwärtig. De Foe hat sie mit Erfolg in seinem Robinson Crusoe, seiner Moll Flanders und andern Werken nachgeahmt; ebenso auch Richardson in seiner Pamela u. s. w.

Als wir uns der Insel näherten, fanden wir, daß wir an einen Theil der Küste gerathen waren, wo man wegen der starken Brandung an dem felsigen Gestade unmöglich landen konnte. Wir warfen den Anker aus und wendeten das Kabeltau gegen den Strand. Einige Leute, die am Gestade standen, riefen uns zu, während wir unsrerseits das Nämliche thaten; der Wind war aber so stark und die Wellen so tosend, daß wir einander nicht verstehen konnten. Es befanden sich einige Canoes am Gestade und wir riefen sie an und gaben Zeichen, damit sie kommen und uns aufnehmen möchten; aber sie entfernten sich, weil sie uns entweder nicht verstanden oder unsern Wunsch nicht für erfüllbar hielten. Die Nacht kam und es blieb uns nichts übrig, als ruhig zu warten, bis sich der Wind legte; inzwischen beschlossen wir, nämlich der Steuermann und ich, wo möglich zu schlafen. Wir begaben uns daher mit dem völlig durchnäßten Holländer unter das Verdeck. Die See schlug über das Boot und erreichte uns in unserm Versteck, daß wir nun nicht weniger durchnäßt waren als unser Gefährte.

Wir fanden während der ganzen Nacht nur wenig Ruhe; am nächsten Tage legte sich jedoch der Wind und es gelang uns, Amboy vor Dunkelwerden zu erreichen, nachdem wir dreißig Stunden ohne Speise und mit keinem andern Getränk, als einer Flasche schlechten Rums zugebracht hatten, denn das Wasser, worauf wir fuhren, war salzig. Am Abend ging ich mit einem heftigen Fieber zu Bett. Ich hatte irgendwo gelesen, daß kaltes Wasser, reichlich getrunken, in solchen Fällen ein gutes Mittel sei. Ich befolgte die Vorschrift, lag während des größten Theils der Nacht in starkem

Schweiße und das Fieber verließ mich. Am nächsten Tage ging ich auf einer Fähre über den Fluß und setzte meine Reise zu Fuße fort. Ich hatte fünfzig Meilen zu gehen, um Burlington zu erreichen, wo ich, wie mir gesagt war, Passagierboote finden sollte, die mich nach Philadelphia bringen könnten. Es regnete den ganzen Tag stark, so daß ich bis auf die Haut durchnäßt war. Um die Mittagshitze fühlte ich mich so ermüdet, daß ich in einem schlechten Wirthshause Halt machte, wo ich den Rest des Tages und die ganze Nacht blieb, während ich zu bereuen begann, daß ich die Heimath verlassen hatte. Ueberdies erschien ich in einem so elenden Aufzuge, daß man mich für einen entlaufenen Dienstboten hielt. Ich erkannte das aus den Fragen, die man an mich richtete, und ich fühlte, daß ich jeden Augenblick in Gefahr stand, auf Grund jenes Argwohns festgehalten zu werden. Am nächsten Tage setzte ich indeß meine Reise fort und erreichte am Abend ein noch acht bis zehn Meilen von Burlington entferntes Wirthshaus, welches ein gewisser Dr. Brown besaß.

Dieser Mann knüpfte ein Gespräch mit mir an, während ich eine Erfrischung zu mir nahm, und da er fand, daß ich ein wenig belesen war, bewies er mir viele Theilnahme und Freundschaft. Unsre Bekanntschaft hat sich bis an sein Lebensende fortgesetzt. Ich glaube, er muß eine Art fahrenden Doctors gewesen sein, denn es gab keine Stadt in England, ja in ganz Europa, von welcher er nicht eine genaue Schilderung zu liefern vermocht hätte. Es fehlte ihm weder an Scharfsinn noch an gelehrter Bildung, aber er war ein ungläubiger Spötter und einige Jahre nachher unternahm er es, gottlos genug, die Bibel in burlesken Versen zu travestiren. Auf diese Weise ließ er viele Ereignisse in sehr komischem Lichte erscheinen und würde schwache Seelen dadurch beleidigt haben, wenn sein Werk veröffentlicht worden wäre. Dies ist jedoch nie geschehen.

Ich brachte die Nacht in seinem Hause zu und erreichte Burlington am nächsten Vormittag. Bei meiner Ankunft mußte ich zu meinem Leidwesen hören, daß die gewöhnlichen Passagierboote kurz vorher abgefahren wären. Es war Sonnabend und vor dem nächsten Dienstage sollte kein anderes Boot abgehen. Ich kehrte nach dem Hause einer alten Frau in der Stadt zurück, der ich etwas Pfefferkuchen, den ich unterwegs essen wollte, abgekauft hatte, und fragte sie um Rath. Sie lud mich ein, bei ihr zu wohnen, bis sich mir eine Reisegelegenheit darbieten würde. Von meiner langen Fußreise ermüdet, nahm ich ihre Einladung gern an.

Als sie hörte, daß ich ein Buchdrucker wäre, suchte sie mich zu bereden, in Burlington zu bleiben und daselbst mein Geschäft zu betreiben; freilich hatte sie keinen Begriff von dem Kapitale, das dazu erforderlich gewesen wäre! Sie begegnete mir, so lang ich bei ihr war, mit echter Gastfreundschaft. Sie setzte mir mit herzlicher Gutmüthigkeit ein Gericht Beefsteaks vor und nahm als Vergütung dafür nichts an, ausgenommen eine Kanne Bier.

Ich glaubte bis zum Dienstage der nächsten Woche hier bleiben zu müssen; als ich jedoch Abends am Flusse spazieren ging, näherte sich ein Boot mit einer Anzahl Personen darin. Es ging nach Philadelphia und die Gesellschaft nahm mich auf. Da es an Wind fehlte, konnten wir nur mit Hilfe der Ruder vorwärts kommen. Um Mitternacht waren einige von der Gesellschaft, da man die Stadt nicht sah, der Meinung, daß wir schon vorüber sein müßten, und wollten daher nicht weiter rudern; die Uebrigen konnten nicht angeben, wo wir uns befanden und man beschloß daher, Halt zu machen. Wir fuhren nach dem Ufer, legten in einer Bucht an und landeten bei einigen alten Palissaden, die uns als Brennholz dienten, denn es war eine kalte Octobernacht. Hier blieben wir bis zu Tagesanbruch, und dann entdeckten einige von der Gesellschaft, daß wir uns am Cooper's-Creek (Böttcherbucht), ein wenig oberhalb Philadelphia, befanden, welches letztere wir in der That sogleich erblickten, nachdem wir die Bucht verlassen hatten. Wir erreichten die Stadt Sonntags früh um acht oder neun Uhr und landeten am Marketstreet-Kai.

Ich habe meine Reise umständlich geschildert und werde in gleicher Weise mein erstes Auftreten in dieser Stadt beschreiben, damit Du im Stande sein magst, den so wenig versprechenden Anfang mit der Rolle zu vergleichen, die ich seitdem gespielt habe.

Bei meiner Ankunft in Philadelphia trug ich meine Arbeitskleider, da meine besten Sachen zur See nachkommen sollten. Ich war mit Schmuz bedeckt, meine Taschen waren mit Hemden und Strümpfen angefüllt; ich kannte keine Seele am Orte und wußte nicht, wo ich ein Unterkommen suchen sollte. Ermüdet vom Gehen, Rudern und der schlaflosen Nacht, war ich auch außerordentlich hungrig und all mein Geld bestand in einem holländischen Dollar und ungefähr einem Schilling in Kupfermünze, den ich den Bootsleuten als Bezahlung gab. Da ich ihnen beim Rudern geholfen hatte, wollten sie anfangs nichts nehmen, ich bestand jedoch darauf. Man ist bis-

weilen freigebiger, wenn man wenig, als wenn man viel Geld hat; wahrscheinlich weil man im erstern Falle seine Armuth zu verbergen wünscht.

Ich ging gegen das Ende der Straße hin, während ich mich aufmerksam nach beiden Seiten umsah, bis ich Marketstreet (Marktstraße) erreichte, wo ich einem Knaben mit einem Brode begegnete. Meine Mahlzeit hatte häufig aus trocknem Brode bestanden. Ich fragte, wo er es gekauft hätte, und begab mich sogleich nach dem Bäckerladen, den er mir zeigte. Ich fragte nach Zwieback, den ich zu finden hoffte, wie wir ihn in Boston hatten; derselbe schien jedoch in Philadelphia nicht gebacken zu werden. Ich bat mir dann ein Brod für drei Pence*) aus. Man buk keine Brode zu diesem Preise. Da ich nun weder die Preise noch die verschiedenen Sorten des Gebäcks kannte, ersuchte ich den Bäcker, mir von irgend einer Sorte für 3 Pence Brod zu geben. Er gab mir drei große Semmeln. Ich wunderte mich, so viel zu erhalten; ich nahm sie indeß und da ich in meinen Taschen keinen Raum hatte, so ging ich mit einer Semmel unter jedem Arme, während ich die dritte aß. Auf diese Weise schritt ich durch Marketstreet nach der Fourthstreet (Viertstraße) und kam am Hause Herrn Read's, des Vaters meiner künftigen Frau, vorüber. Sie stand an der Thür, bemerkte mich und dachte mit Recht, daß ich sehr sonderbar und abenteuerlich aussähe.

Ich wandte mich dann um die Ecke und ging durch Chesnutstreet (Kastanienstraße), während ich im Gehen meine Semmel aß; nachdem ich diese Runde gemacht hatte, befand ich mich wieder am Marketstreet-Kai, in der Nähe des Bootes, auf dem ich angekommen war. Ich stieg hinein, um einen Trunk Flußwasser zu mir zu nehmen, und da mein Hunger durch die erste Semmel gestillt war, so gab ich die beiden andern einer Frau und ihrem Kinde, welche mit uns in dem Boote angekommen waren und die Fortsetzung der Reise erwarteten. So erfrischt, erreichte ich die Straße wieder, welche jetzt von wohlgekleideten Leuten erfüllt war, die alle die nämliche Richtung einschlugen. Ich schloß mich ihnen an und gelangte so zu einem großen Versammlungshause der Quäker, in der Nähe des Markts. Ich setzte mich unter den Andern nieder und nachdem ich mich eine Zeitlang umgesehen, ohne etwas sprechen zu hören, schlief ich, durch die Arbeit und Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht ermattet, fest ein. In diesem Zustande blieb ich, bis

*) Ungefähr zwei Groschen.

die Versammlung auseinander ging, wo einer der Anwesenden die Güte hatte, mich zu wecken. Das war sonach das erste Haus in Philadelphia, welches ich betrat und worin ich schlief.

Ich ging nun wieder in der Straße am Flusse hin, und während ich die Gesichter der mir Begegnenden aufmerksam betrachtete, bemerkte ich endlich einen jungen Quäker, dessen Gesicht mir gefiel. Ich redete ihn an und bat um Auskunft, wo ein Fremder Wohnung finden könnte. Wir befanden uns gerade bei dem Gasthause zu den drei Schiffern. Man nimmt hier Reisende auf, sagte er, aber das Haus steht in keinem guten Rufe; wenn Sie mit mir gehen wollen, will ich Ihnen ein besseres zeigen. Er führte mich nach einem Gasthaus „zum krummen Ast“ in Waterstreet. Hier bestellte ich mir etwas zu essen und während meiner Mahlzeit wurden eine Menge neugierige Fragen an mich gerichtet; meine Jugend und mein Aeußeres erregten den Verdacht, daß ich ein Flüchtling sein möchte. Nach dem Essen stellte sich meine Schläfrigkeit auf's Neue ein; ich warf mich auf ein Bett, ohne die Kleider abzulegen, und schlief bis sechs Uhr Abends, wo man mich zum Abendessen rief. Ich ging alsdann zeitig zu Bett und erwachte erst am nächsten Morgen.

Sobald ich aufgestanden war, ordnete ich meine Kleidung so anständig wie möglich und ging nach dem Hause des Buchdruckers Andrew Bradford's. Im Laden fand ich seinen Vater, den ich in New-York gesprochen hatte. Er war zu Pferde gereist und daher vor mir in Philadelphia eingetroffen. Er stellte mich seinem Sohne vor, der mich artig aufnahm und mir ein Frühstück vorsetzte, jedoch sagte, daß er neuerdings einen Gehilfen angenommen hätte und daher gegenwärtig keinen neuen beschäftigen könnte. Er fügte hinzu, daß sich seit Kurzem noch ein anderer Buchdrucker, Namens Keimer, in der Stadt niedergelassen hätte, der mich vielleicht beschäftigen würde; im entgegengesetzten Falle sollte ich aber zur Wohnung in seinem Hause willkommen sein und er würde mir gelegentlich eine Kleinigkeit zu thun geben, bis sich mir ein besseres Unterkommen darbieten würde.

Der alte Mann erbot sich, mich bei dem neuen Buchdrucker einzuführen. Als wir zu ihm kamen, sagte er: „Nachbar, ich bring' Ihnen einen jungen Mann, der als Buchdrucker gelernt hat; vielleicht können Sie seine Dienste brauchen.“

Keimer richtete einige Fragen an mich, gab mir einen Winkelhaken

in die Hand, um zu sehen, wie ich zu arbeiten verstände, und sagte dann, daß er im Augenblick für mich nichts zu thun hätte, jedoch bald im Stande sein würde, mich zu beschäftigen. Zu gleicher Zeit theilte er dem alten Bradford, den er für einen ihm wohlwollenden Einwohner der Stadt hielt, seine Pläne und Aussichten mit. Bradford hütete sich, zu entdecken, daß er der Vater des andern Buchdruckers war, und nachdem Keimer geäußert hatte, daß er bald den größern Theil der Geschäfte in der Stadt in seine Hände zu bekommen hoffte, wußte ihm jener durch schlaue Fragen und indem er zum Schein auf einige Schwierigkeiten hinwies, Alles zu entlocken, was er beabsichtigte, worauf sich seine Hoffnungen gründeten und wie er zu verfahren gedachte. Ich war gegenwärtig und hörte Alles mit an. Ich sah sogleich, daß der Eine ein schlauer alter Fuchs und der Andere ein vollkommener Neuling war. Bradford ließ mich bei Keimer, der sich nicht wenig wunderte, als ich ihm sagte, wer der alte Mann war.

Keimer's Arbeitsmaterial bestand, wie ich bemerkte, aus einer alten schadhaften Presse und einem kleinen Sortiment abgenutzter englischer Lettern, womit er soeben an einer Elegie auf den oben erwähnten Aquila Rose arbeitete. Dieser wurde als ein talentvoller junger Mann von vortrefflichem Charakter gerühmt; er hatte sich einer vorzüglichen Achtung in der Stadt erfreut, war Secretär der Generalversammlung, und auch ein nicht unbegabter Dichter gewesen. Keimer machte auch Verse, aber sie waren unbedeutend. Man konnte nicht sagen, daß er Verse s ch r i e b, denn er pflegte sie sogleich zu setzen, wie sie ihm seine Muse eingab; da er also ohne Manuscript arbeitete, überhaupt nur für einen einzigen Setzer eingerichtet war und die Elegie auch muthmaßlich seinen ganzen Schriftenvorrath in Anspruch nehmen mußte, so war es unmöglich ihm bei der Arbeit zu helfen. Ich bemühte mich, seine Presse in Ordnung zu bringen, die er noch nicht gebraucht hatte und von der er in der That nichts verstand; mit dem Versprechen, wiederzukommen und den Druck seiner Elegie vorzunehmen, sobald er damit fertig sein würde, kehrte ich alsdann zu Bradford zurück, der mir für den Augenblick eine Kleinigkeit zu thun gab, wofür ich Kost und Wohnung erhielt.

Nach einigen Tagen schickte Keimer nach mir, um seine Elegie zu drucken. Er hatte inzwischen auch seinen Arbeitsapparat vervollständigt, noch einen Schriftkasten angeschafft und übertrug mir den Satz einer Flugschrift, von welcher er einen neuen Abdruck zu besorgen hatte.

Den beiden Buchdruckern in Philadelphia schienen die für ihren Beruf erforderlichen Fähigkeiten gänzlich zu mangeln. Bradford hatte nicht als Buchdrucker gelernt und er war überdies sehr unwissend. Keimer verstand das Geschäft zwar einigermaßen, aber er war blos Setzer und durchaus nicht im Stande an der Presse zu arbeiten. Er war einer von den französischen Propheten gewesen und wußte ihre übernatürlichen Verzückungen nachzuahmen. Als ich zuerst mit ihm bekannt wurde, hielt er sich zu keiner bestimmten Religion, aber gelegentlich ein wenig zu allen. Die Welt kannte er ganz und gar nicht, war aber, wie ich später zu erfahren Gelegenheit hatte, im Herzen ein arger Schelm.

Es war ihm unangenehm, daß ich bei Bradford wohnte, während ich bei ihm arbeitete. Er hatte allerdings ein Haus, aber es war nicht möblirt und daher konnte er mich nicht aufnehmen. Er verschaffte mir Wohnung bei Herrn Read, seinem Wirthe, dessen ich bereits gedacht habe. Da mein Koffer und meine Sachen nun angekommen waren, so war ich darauf bedacht, vor den Augen des Fräulein Read ein respectableres Aeußere zu entfalten, als damals, wo der Zufall mich ihr gezeigt hatte, während ich durch die Straßen wandelnd meine Semmel aß.

Seit dieser Zeit begann ich Bekanntschaft mit einigen jungen Leuten zu machen, die sich gern mit Lectüre unterhielten, und in ihrer Gesellschaft brachte ich meine Abende sehr angenehm zu, während ich zu gleicher Zeit durch meinen Fleiß Geld verdiente und, Dank meiner Mäßigkeit, ganz zufrieden lebte. Unter diesen Umständen vergaß ich Boston so viel als möglich und wünschte, daß dort Niemand meinen Aufenthaltsort erfahren möchte, mein Freund Collins ausgenommen, an den ich schrieb und der mein Geheimniß bewahrte.

Es trat indeß ein Ereigniß ein, welches mich früher nach Hause sendete, als ich vermuthet hatte. Ich hatte einen Schwager Namens Robert Holmes, welcher Patron einer Handelsschaluppe war, die zwischen Boston und Delaware segelte. Als er sich zu Newcastle, vierzig Meilen unterhalb Philadelphia, befand, hörte er von mir und schrieb mir, wie schwer meine plötzliche Abreise von Boston meine Eltern bekümmert hätte, die mich gleichwohl noch immer zärtlich liebten; zugleich gab er mir die Versicherung, daß Alles zu meiner Zufriedenheit geordnet werden sollte, wenn ich heimkehren würde. Er machte mir die dringendsten Vorstellungen. Ich beantwortete seinen Brief, dankte ihm für seinen Rath und setzte die Gründe, die mich zur Ent-

fernung von Boston veranlaßt hatten, so nachdrücklich und so klar auseinander, daß er überzeugt ward, ich sei weniger zu tadeln gewesen, als er gemeint hatte.

In Newcastle befand sich damals der Gouverneur der Provinz, Sir William Keith. Capitain Holmes war zufällig gerade in seiner Gesellschaft, als mein Brief ankam; er ergriff daher die Gelegenheit von mir zu sprechen und zeigte dem Gouverneur meinen Brief. Sir William las ihn und zeigte sich überrascht, als er hörte, wie alt ich war. Er hielt mich, wie er sagte, für einen jungen Mann von vielversprechendem Talent, den man daher aufmuntern müßte; zu Philadelphia gäb' es nur ganz ungeschickte Buchdrucker und er zweifelte nicht am besten Erfolg, wenn ich selber eine Druckerei eröffnen wollte; was ihn beträfe, so würde er mir alle Arbeiten der Regierung zuwenden und mir auch jeden andern Dienst leisten, der in seiner Macht stände. Mein Schwager erzählte mir dies Alles später in Boston; um jene Zeit wußte ich jedoch noch nichts davon. Als eines Tages Keimer und ich in der Nähe des Fensters arbeiteten, sahen wir den Gouverneur und einen andern Herrn, Oberst French aus Newcastle, stattlich gekleidet über die Straße kommen und gerade auf unser Haus zugehen. Wir hörten sie an der Thür und Keimer, welcher glaubte, der Besuch gälte ihm, ging sogleich hinab; der Gouverneur fragte jedoch nach mir, kam herauf, machte mir mit einer Herablassung und Artigkeit, an die ich niemals gewöhnt gewesen, viele Complimente, wünschte mit mir bekannt zu werden, warf mir in verbindlichen Ausdrücken vor, daß ich mich ihm nicht gleich selbst bei meiner Ankunft in die Stadt bekannt gemacht hätte, und ersuchte mich, ihn nach einem Weinhause zu begleiten, wohin er soeben mit Oberst French gehen wollte, um ein Glas trefflichen Madeiras zu kosten.

Ich gestehe, daß ich einigermaßen betroffen war, und Keimer schien wie vom Donner gerührt. Ich ging indeß mit dem Gouverneur und dem Oberst in ein Weinhaus an der Ecke der Thirdstreet, wo er mir, während wir den Madeira tranken, den Vorschlag machte, eine Druckerei zu errichten. Er setzte mir die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolges auseinander und beide, er und Oberst French, versicherten mir, daß mir ihre Protection und ihr Einfluß den Druck der Schriften beider Gouvernements verschaffen würde; und als ich meinen Zweifel andeutete, ob mich mein Vater bei diesem Unternehmen unterstützen würde, sagte Sir William, er wollte mir einen Brief an denselben geben, worin er die Vortheile des Planes in einem Lichte

darstellen würde, welches meinen Vater sicherlich dafür gewinnen sollte. Man beschloß daher, daß ich auf dem ersten Schiffe mit dem Empfehlungsschreiben des Gouverneurs an meinen Vater nach Boston zurückkehren sollte. Inzwischen mußte der Plan ein Geheimniß bleiben, und ich fuhr fort, wie früher, für Keimer zu arbeiten.

Dann und wann schickte der Gouverneur und ließ mich zu Tische einladen. Ich betrachtete dies als eine große Ehre und legte um so größern Werth darauf, als er sich mit mir in der leutseligsten, vertraulichsten und freundschaftlichsten Weise von der Welt unterhielt.

Gegen Ende Aprils 1724 war ein kleines Schiff in Bereitschaft nach Boston zu segeln. Ich nahm von Keimer unter dem Vorwande Abschied, daß ich meine Eltern besuchen wollte. Der Gouverneur gab mir ein langes Schreiben, worin er meinem Vater viel Schmeichelhaftes von mir sagte und den Plan meiner Niederlassung in Philadelphia als eine Sache, die unfehlbar mein Glück machen müßte, auf das Eindringlichste empfahl.

Während wir die Bai hinabsegelten, geriethen wir auf eine Untiefe und das Fahrzeug bekam einen Leck. Das Wetter war sehr stürmisch und wir mußten unablässig pumpen; auch an mich kam die Reihe. Wir trafen indeß nach etwa vierzehntägiger Fahrt gesund und wohl zu Boston ein.

Ich war sieben volle Monate abwesend gewesen und die Meinigen hatten während dieser Zeit keine Nachricht von mir erhalten, denn auch mein Schwager Holmes war noch nicht zurückgekehrt und hatte nichts von mir geschrieben. Mein unerwartetes Erscheinen überraschte die Familie; sie freuten sich jedoch, mich wieder zu sehen und Alle, mein Bruder ausgenommen, hießen mich daheim willkommen. Ich ging zu ihm in die Druckerei. Ich war besser gekleidet als jemals, während ich in seinem Dienste gewesen war; meine Kleider waren durchweg neu und anständig, ich trug eine Uhr in der Tasche und meine Börse enthielt fast fünf Pfund Sterling in klingender Münze. Er empfing mich nicht besonders artig und setzte, nachdem er mich vom Kopf bis zum Fuße angesehen, seine Arbeit ruhig fort.

Die Arbeiter fragten mich, wo ich gewesen, erkundigten sich neugierig nach dem Lande und wie es mir gefiele. Ich pries Philadelphia über die Maßen, schilderte das glückliche Leben, welches man dort führte und sprach die Absicht aus, wieder zurückzukehren. Einer fragte mich, was für Geld man dort hätte. Ich brachte eine Hand voll Silber aus meiner Tasche zum

Vorschein. Das war für sie eine ungewohnte Seltenheit, da in Boston meist Papiergeld im Umlauf ist. Ich verfehlte hierauf nicht, ihnen auch meine Uhr zu zeigen und da mein Bruder mürrisch und übelgelaunt blieb, so gab ich ihnen endlich einen Schilling zum Vertrinken und nahm Abschied. Dieser Besuch kränkte meinen Bruder auf's Schwerste, denn als bald nachher meine Mutter von einer Versöhnung mit ihm sprach und den Wunsch ausdrückte, uns in gutem Vernehmen zu sehen, sagte er ihr, ich hätte ihn vor seinen Leuten so schwer beleidigt, daß er es nie vergessen und vergeben könnte; hierin irrte er sich indeß.

Der Brief des Gouverneurs schien meinen Vater einigermaßen zu überraschen, doch äußerte er wenig darüber. Nach einigen Tagen, als Capitain Holmes zurückgekehrt war, zeigte er ihm das Schreiben und fragte, ob ihm Keith bekannt und was dieser für ein Mann wäre; er bemerkte zugleich, daß es seiner Ansicht nach wenig Urtheil verriethe, wenn man daran dächte, ein Geschäft durch einen Knaben begründen zu lassen, der noch drei Jahr älter werden müßte, bevor man ihn unter die Männer rechnen könnte. Holmes sprach nach Kräften zu Gunsten des Planes; mein Vater blieb jedoch dabei, ihn für eine Albernheit zu erklären und verweigerte endlich entschieden seine Einwilligung. Er schrieb indeß an Sir William einen höflichen Brief, dankte ihm für die Protection, die er mir in so verbindlicher Weise angeboten hatte, weigerte sich jedoch, mich bei dieser Gelegenheit zu unterstützen, weil er mich für zu jung hielt, um mit der Leitung eines so wichtigen Unternehmens, wozu eine so bedeutende Geldsumme erforderlich sein würde, beauftragt zu werden.

Mein alter Kamerad Collins, damals Secretär beim Postamt, war entzückt durch die Schilderung, die ich ihm von meinem neuen Wohnorte gab und drückte den Wunsch aus, dorthin zu gehen; während ich noch den Entschluß meines Vaters abwartete, trat er vor mir zu Lande die Reise nach Rhode-Island an, indem er seine Bücher, eine hübsche Sammlung mathematischer und naturwissenschaftlicher Werke, zurückließ, damit sie zugleich mit den meinigen nach New-York gebracht werden möchten, wo er mich erwarten wollte.

Konnte mein Vater auch Sir William's Vorschlag nicht billigen, so freute er sich doch, daß ich von einem so hochgestellten Manne eine so vortheilhafte Empfehlung erhalten und daß mich mein Fleiß und meine Sparsamkeit in Stand gesetzt hatte, mich in so kurzer Zeit so anständig aus-

zustatten. Da sich keine Aussicht zeigte, zwischen meinem Bruder und mir ein gutes Einverständniß herbeizuführen, so willigte er in meine Rückkehr nach Philadelphia, rieth mir, Jedermann artig zu begegnen, nach allgemeiner Achtung zu streben und Satyre und Sarkasmus zu vermeiden, wozu er mich allzusehr geneigt glaubte; er fügte hinzu, daß ich mit Ausdauer und kluger Sparsamkeit bis zu der Zeit, wo ich mündig werden würde, genug zurücklegen könnte, um selbst ein Geschäft anzufangen, und daß er, wenn alsdann noch eine kleine Summe erforderlich sein würde, für die Herbeischaffung derselben sorgen wollte.

Weiter vermocht' ich nichts von ihm zu erlangen, ausgenommen einige kleine Geschenke, die ich von ihm und meiner Mutter als Zeichen freundlicher Gesinnung erhielt. Ich schiffte mich, diesmal mit ihrer Genehmigung und ihrem Segen, nun zum Zweitenmale nach New-York ein. Da die Schaluppe zu Newport in Rhode-Island anlegte, machte ich meinem Bruder John einen Besuch, der sich seit einigen Jahren dort niedergelassen und verheirathet hatte. Er war mir stets zugethan gewesen und nahm mich mit herzlicher Freundlichkeit auf. Einer seiner Freunde, Namens Vernon, der eine Schuld von etwa sechsunddreißig Pfund in Pennsylvanien außenstehen hatte, bat mich, diese Summe für ihn einzukassiren und das Geld aufzubewahren, bis ich Nachricht von ihm erhalten würde; er gab mir zu diesem Ende eine Anweisung. Diese Angelegenheit hat mir in der Folge viel Unruhe bereitet.

Zu Newport nahmen wir eine Anzahl Passagiere an Bord, unter denen sich zwei junge Damen und eine ehrbare verständige Quäkerin mit ihren Dienstleuten befanden. Ich hatte der Quäkerin mit verbindlicher Bereitwilligkeit einige kleine Dienste erwiesen und aus diesem Grunde schien sie sich für meine Wohlfahrt besonders zu interessiren; denn als sie sah, daß zwischen den jungen Damen und mir eine gewisse Vertraulichkeit eintrat und sich täglich steigerte, nahm sie mich bei Seite und sagte: „Junger Mann, ich bin Deinetwegen bekümmert. Du hast keine Eltern hier, die Dein Betragen überwachen könnten und Du scheinst die Welt und die Gefahren nicht zu kennen, denen die Jugend ausgesetzt ist. Verlaß Dich auf Das, was ich Dir sage; dies sind keine anständigen Frauenzimmer; ich merk' es an ihrem ganzen Benehmen. Siehst Du Dich nicht vor, so werden sie Dich in Gefahr bringen. Sie sind Dir fremd, und das freundliche Interesse, welches ich an Deiner Wohlfahrt nehme, heißt mich Dir rathen, keine nähere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen." Als ich anfangs nicht ganz so schlecht, wie die

Quäkerin, von ihnen zu denken geneigt schien, erzählte sie mir Mancherlei, was sie gesehen und gehört hatte, während es meiner Aufmerksamkeit entgangen, was mich aber überzeugte, daß sie Recht hatte. Ich dankte ihr für ihren freundlichen Rath und versprach ihn zu befolgen.

Als wir nach New-York kamen, nannten mir die Damen ihre Wohnung und luden mich ein, sie zu besuchen. Ich ging indeß nicht hin und das war ein Glück für mich; denn der Capitain, der einen silbernen Löffel nebst andern aus der Kajüte entwendeten Gegenständen vermißte und jene Damen als liederliche Dirnen kannte, wirkte am nächsten Tage einen Haussuchungsbefehl aus, fand die gestohlenen Sachen bei ihnen und ließ sie zur Strafe ziehen. War ich erst glücklich einem unter dem Wasser verborgenen Felsen, auf den das Schiff unterwegs stieß, entgangen, so entging ich auf diese Weise nun einem andern von noch gefährlicherer Art.

In New-York fand ich meinen Freund Collins, der kurz vorher eingetroffen war. Wir waren seit unserer Kindheit mit einander bekannt und hatten die nämlichen Bücher zusammen gelesen; er hatte jedoch den Vortheil, mehr Zeit auf Lesen und Studiren verwenden zu können und besaß ein außerordentliches Talent für Mathematik, worin er mir weit voraus war. Zu Boston war ich gewohnt gewesen, fast alle meine Mußestunden mit ihm zuzubringen. Er war damals ein nüchterner und fleißiger junger Mensch; seine Kenntnisse hatten ihm allgemeine Achtung erworben und er versprach, allem Anschein nach eine vortheilhafte Stellung im Leben zu erlangen. Während meiner Abwesenheit hatte er sich jedoch leider dem Branntwein ergeben und ich hörte, sowohl von ihm selbst als durch Andre, daß er seit seiner Ankunft in New-York jeden Tag betrunken gewesen war und sich sehr unordentlich betragen hatte. Auch hatte er gespielt und all sein Geld verloren, so daß ich genöthigt war, im Gasthause für ihn zu bezahlen und die Reisekosten für ihn mit zu bestreiten, was keine geringe Bürde für mich war.

Der Gouverneur von New-York, der Bernet hieß, hatte den Capitain äußern hören, daß er einen jungen Passagier auf seinem Schiffe hätte, der eine bedeutende Menge Bücher besäße, und Herr Bernet hatte ihn deshalb ersucht, mich bei ihm einzuführen. Ich ging hin und würde Collins mitgenommen haben, wär' er nüchtern gewesen. Der Gouverneur begegnete mir sehr artig, zeigte mir seine sehr ansehnliche Bibliothek und unterhielt sich eine Zeitlang mit mir über Bücher und Schriftsteller. Dies war der zweite Gouverneur, der mich mit seiner Aufmerksamkeit beehrte und für mich

armen jungen Menschen mußten diese kleinen Abenteuer natürlich erfreulich und angenehm sein.

Wir langten in Philadelphia an. Unterwegs nahm ich auch Vernon's Geld in Empfang, ohne welches wir unsere Reise nicht hätten vollenden können.

Collins wünschte als Handlungsdiener Beschäftigung zu finden, aber sein Athem oder sein Gesicht mochte wohl seine üble Gewohnheit verrathen, denn obwohl er Empfehlungen hatte, erreichte er doch seinen Zweck nicht und fuhr fort bei mir und auf meine Kosten zu wohnen und zu essen. Er wußte, daß ich Vernon's Geld hatte und sprach mich daher fortwährend um Darlehen an, indem er versprach, mich zu bezahlen, sobald er eine Anstellung fände. Er hatte endlich so viel von diesem Gelde erhalten, daß ich in peinlicher Sorge war, was aus mir werden sollte, wenn er das Fehlende nicht wieder ersetzte. Seine Trunksucht verminderte sich keineswegs und wurde häufig ein Anlaß zur Uneinigkeit für uns, denn wenn er etwas zu viel getrunken hatte, war er sehr hitzköpfig und eigensinnig.

Als wir uns eines Tages mit einigen andern jungen Leuten in einem Boote auf dem Delaware befanden, weigerte er sich, am Rudern theilzunehmen. „Ihr werdet für mich rudern," sagte er, „bis wir nach Hause kommen." — „Nein," erwiederte ich, „wir werden nicht für Dich rudern." — „Ihr werdet es thun," rief er, oder die ganze Nacht auf dem Wasser bleiben, ganz nach Belieben." — „Wir wollen rudern," sagten die Uebrigen; „was liegt daran, ob er hilft oder nicht?" Ich war aber bereits seines anderweitigen Benehmens wegen aufgebracht und beharrte daher bei meiner Weigerung. Nun schwur er, er würde mich zum Rudern bringen oder aus dem Boote werfen, und mit dieser Bemerkung kam er auf mich los. Sobald er in meine Nähe kam, ergriff ich ihn beim Kragen, gab ihm einen heftigen Stoß und warf ihn kopfüber in den Fluß. Ich kannte ihn als guten Schwimmer und war daher nicht für sein Leben besorgt. Bevor er sich zu wenden vermochte, brachten wir das Boot mit einigen Ruderschlägen aus seiner Nähe, und so oft er es erreichte, fragten wir ihn, ob er rudern wollte, während wir ihm zugleich mit den Rudern auf die Hände schlugen, um ihn zum Loslassen zu zwingen. Er erstickte fast vor Wuth, weigerte sich aber hartnäckig, seine Mithilfe beim Rudern zu versprechen. Als wir bemerkten, daß seine Kraft ziemlich erschöpft war, nahmen wir ihn in das Boot und brachten ihn am Abend ganz durchnäßt nach Hause. Seit diesem Abenteuer waltete die größte

Kälte zwischen uns. Endlich machte der Capitain eines westindischen Schiffes, welcher beauftragt war für die Kinder eines Herrn in Barbadoes einen Lehrer zu besorgen, mit Collins Bekanntschaft und bot ihm die Stelle an. Er nahm sie an und nahm Abschied von mir, indem er versprach, seine Schuld mit dem ersten Gelde, das er erhalten würde, zu bezahlen; ich habe jedoch nichts wieder von ihm gehört.

Die Täuschung des von Vernon in mich gesetzten Vertrauens war einer der größten Fehltritte meines Lebens und beweist, daß mein Vater nicht Unrecht hatte, wenn er mich für zu jung hielt, um mir die Leitung wichtiger Geschäfte anzuvertrauen. Sir William hielt ihn jedoch für allzu bedenklich, als er seinen Brief las. Die Menschen, sagte er, wären verschieden; die Jahre des reifen Alters begleitete nicht immer bedächtige Klugheit, während die Jugend nicht in allen Fällen derselben ermangelte. „Da Ihr Vater,“ fügte er hinzu, „Sie bei dem Unternehmen nicht unterstützen will, so werde ich es thun. Setzen Sie ein Verzeichniß der Gegenstände auf, die aus England bezogen werden müssen, und ich werde sie kommen lassen. Sie werden mich wieder bezahlen, sobald Sie können. Es ist mein Wille, einen guten Buchdrucker hier zu haben und ich bin überzeugt, daß Ihnen der glückliche Erfolg nicht fehlen wird.“ Dies wurde mit so anscheinender Herzlichkeit gesprochen, daß ich keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit des Anerbietens zweifelte. Ich hatte den Plan der Begründung eines Geschäfts, den mir Sir William eingegeben, bisher in Philadelphia geheim gehalten und bewahrte das Geheimniß auch ferner. Hätte man gewußt, daß ich mich auf den Gouverneur verließ, so würde mir irgend ein Freund, der seinen Charakter besser kannte als ich, wahrscheinlich gerathen haben, ihm nicht zu vertrauen; denn später hörte ich, daß er allgemein in dem Rufe stand, freigebig mit Versprechungen zu sein, die er keineswegs zu erfüllen gedächte. Wie konnt' ich jedoch seine Anträge für trügerisch halten, da ich ihn nie um Beistand gebeten hatte? Ich hielt ihn vielmehr für den besten Mann von der Welt.

Ich gab ihm ein Bestandsverzeichniß einer kleinen Druckerei, dessen Kosten ich auf ungefähr hundert Pfund Sterling angeschlagen hatte. Er sprach seine Billigung aus, fragte aber, ob meine Gegenwart in England nicht nützlich sein würde, damit ich die Schriften selbst wählen und darauf sehen könnte, daß jeder Artikel von guter Beschaffenheit wäre. „Auch werden Sie im Stande sein,“ sagte er, „einige Bekanntschaften dort zu machen

und eine Verbindung mit Papier= und Buchhändlern einzuleiten." Ich erkannte dies als wünschenswerth an. „Halten Sie sich daher in Bereitschaft," fügte er hinzu, „mit der Annis abzureisen." Dies war nämlich das jährliche Schiff und damals das einzige, welches regelmäßige Reisen zwischen den Häfen von London und Philadelphia machte. Aber die Annis sollte erst in einigen Monaten segeln. Ich fuhr daher fort bei Keimer zu arbeiten, während ich mich wegen des von Collins abgeborgten Geldes unglücklich fühlte und bei dem Gedanken an Vernon eine beständige Angst empfand; zum Glück forderte derselbe sein Geld erst mehrere Jahre später.

In der Schilderung meiner ersten Reise von Boston nach Philadelphia vergaß ich, glaub' ich, einen geringfügigen Umstand anzuführen, der hier an seinem Platze sein dürfte. Während einer Windstille, die uns oberhalb Block=Island festhielt, beschäftigten sich die Matrosen mit dem Stockfischfang, der ihnen eine reichliche Ausbeute gewährte. Ich war bis dahin meinem Entschlusse treu geblieben, nichts zu essen, was Leben besessen hatte, und ich betrachtete bei dieser Gelegenheit, den Grundsätzen meines Lehrers Tryon gemäß, den Fang eines jeden Fisches als eine Art Mord, der ohne gegründete Ursache verübt würde, da diese Thiere Niemand das geringste Unrecht gethan hatten oder thun konnten, wodurch sich die Maßregel hätte rechtfertigen lassen. Diese Schlußfolgerung hielt ich für unwiderleglich. Indeß hatte ich in früherer Zeit außerordentlich gern Fische gegessen und als man nun einen dieser Stockfische aus der Pfanne nahm, dünkte mich sein Geruch köstlich. Ich schwankte einige Zeit zwischen Grundsatz und Neigung; als ich mich jedoch endlich erinnerte, daß man beim Oeffnen des Stockfisches einige kleine Fische in seinem Magen gefunden hatte, sagte ich zu mir selbst: wenn ihr einander verzehrt, so seh' ich keinen Grund, warum wir nicht euch verzehren sollten. Ich aß daher von dem Stockfische mit nicht geringem Vergnügen und habe in der Folge stets wie die übrigen Menschen gegessen, indem ich nur gelegentlich zu meiner vegetabilischen Kost zurückkehrte. Es erweist sich als gar bequem, ein vernunftbegabtes Geschöpf zu sein, welches einen plausibeln Vorwand für Alles finden oder erfinden kann, wozu es Lust und Neigung hat.

Es gelang mir in gutem Vernehmen mit Keimer zu leben, welcher nicht die leiseste Ahnung von meiner beabsichtigten Geschäftserrichtung hatte. Er besaß noch einen Theil seines ehemaligen enthusiastischen Wesens und da er ein Freund von Wortkämpfen war, disputirten wir häufig miteinander. Ich

war so sehr an den Gebrauch meiner sokratischen Methode gewöhnt, und durch meine Fragen, die anfangs der streitigen Sache sehr fern zu liegen schienen, derselben aber allmälig näher kamen und ihn in Schwierigkeiten und Widersprüche verwickelten, denen er sich nicht zu entwinden vermochte, hatte ich ihn so häufig in die Enge getrieben, daß er am Ende lächerlich behutsam ward und kaum noch die einfachste und gewöhnlichste Frage beantworten mochte, ohne zuvor zu fragen: Was wollen Sie daraus folgern? Auch hegte er deshalb eine so hohe Meinung von meinem Widerlegungstalente, daß er mir ernstlich vorschlug, sein College bei der Stiftung einer neuen religiösen Sekte zu werden. Er wollte die Lehre durch Predigen ausbreiten und ich sollte jeden Gegner aus dem Felde schlagen.

Als er mir seine Glaubenssätze erklärte, fand ich viele Absurdidäten darin; aber ich weigerte mich beizutreten, wofern er seinerseits nicht auch einige meiner Meinungen annehmen wollte. Keimer ließ seinen Bart lang wachsen, weil Moses irgendwo gesagt hätte: „Du sollst die Spitzen Deines Bartes nicht beschädigen.“*) Auch beobachtete er die Sabbathsfeier, und beide Punkte galten ihm für wesentlich. Mir mißfielen sie beide, doch erklärte ich mich bereit, sie anzunehmen, wofern er sich der animalischen Nahrung enthalten wollte. „Ich zweifle,“ sagte er, „ob meine Constitution fähig sein wird, dies zu vertragen.“ Ich gab ihm dagegen die Versicherung, daß er sich nur um so besser befinden würde. Er war von Natur sehr gefräßig und ich gedachte mich daran zu ergötzen, wenn er Noth leiden würde. Er verstand sich dazu, eine Probe mit dieser Diät zu machen, wenn ich ihm Gesellschaft leisten wollte, und wir hielten uns wirklich drei Monate lang an die entsprechende Kost. Eine Frau in der Nachbarschaft bereitete und brachte uns unser Essen; ich gab ihr eine Liste von vierzig Gerichten, unter deren Bestandtheile weder Fleisch noch Fisch gehörte. Dieser Einfall war mir um so angenehmer, als er sich vortheilhaft erwies, denn unsre Beköstigung kostete nicht mehr als achtzehn Pence**) wöchentlich für Jeden.

Seit jener Zeit habe ich mehrere Fasten mit der größten Strenge beobachtet und bin jedesmal plötzlich wieder zu meiner gewöhnlichen Diät zurückgekehrt, ohne den geringsten Nachtheil davon zu empfinden; ich halte

---

*) Das Verbot findet sich, allerdings mit andern Worten, 3. Mos. 19, 27.

**) Ungefähr $1/_2$ Thaler.

deshalb den gewöhnlich ertheilten Rath, daß man derartige Veränderungen allmälig einführen solle, für nutzlos.

Ich beobachtete diese Lebensweise mit Vergnügen, aber der arme Keimer litt fürchterlich. Des Planes überdrüssig seufzte er nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Endlich bestellte er ein Spanferkel und lud mich und zwei Freundinnen ein, mit ihm zu speisen; da das Ferkel aber etwas zu früh erschien, vermochte er der Versuchung nicht zu widerstehen und aß es vor unserer Ankunft völlig auf.

Während der geschilderten Vorgänge hatte ich Fräulein Read einige Artigkeiten erwiesen. Ich widmete ihr die höchste Achtung und warme Zuneigung, und hatte Grund zu glauben, daß diese Gesinnungen wechselseitig wären. Allein wir waren beide jung und zählten kaum mehr als achtzehn Jahre, und da ich im Begriff stand, eine langwierige Reise zu unternehmen, hielt es ihre Mutter für klug, einer weitern Entwickelung unsers Verhältnisses für den Augenblick vorzubeugen; denn sie meinte, wenn wir eine Verbindung beabsichtigten, würde diese füglicher nach meiner Rückkehr stattfinden, sobald ich, wie ich es wenigstens erwartete, mein eigenes Geschäft begonnen haben würde. Vielleicht hielt sie auch meine Erwartungen für weniger wohl begründet, als mir dieselben erschienen.

Meine vertrautesten Bekannten waren damals Charles Osborne, Joseph Watson und James Ralph, drei junge Männer, die sämmtlich ein besonderes Vergnügen an Lectüre fanden. Die beiden ersten waren bei Herrn Charles Brockdon, einem der angesehensten Sachwalter in der Stadt, angestellt, und der Dritte war Handlungsdiener. Watson war ein redlicher, frommer und verständiger junger Mann; die beiden andern waren etwas lockerer in ihren religiösen Grundsätzen, besonders Ralph, dessen Glauben ich hatte erschüttern helfen; dasselbe hatte ich in Betreff Collins' gethan, und beide ließen mir eine angemessene Strafe zu Theil werden. Osborne war verständig und in der Freundschaft aufrichtig und herzlich, aber in Sachen der Literatur zu tadelsüchtig. Ralph war offenherzig und schlau, artig in seinem Benehmen und außerordentlich beredt. Ich entsinne mich nicht, einen einnehmendern Redner gehört zu haben. Beide waren in die Musen verliebt und hatten ihre Liebe bereits durch verschiedene kleine poetische Erzeugnisse kundgegeben.

Des Sonntags pflegten wir in den Wäldern, die an den Skuylkil grenzen, einen reizenden Spaziergang zu unternehmen. Hier lasen wir mit

einander und unterhielten uns dann über das Gelesene. Ralph war geneigt, sich der Poesie gänzlich zu widmen. Er schmeichelte sich, einen hohen Rang in der Kunst erreichen und selbst ein Vermögen damit erwerben zu können. Er behauptete, die erhabensten Dichter hätten im Beginn ihrer Laufbahn ebenso viele Fehler begangen wie er. Osborne suchte ihm sein Vorhaben auszureden, versicherte ihm, er besäße kein Genie für die Dichtkunst und rieth ihm, dem Berufe treu zu bleiben, zu dem er gebildet worden war. „Als Kaufmann,“ sagte er, „hast Du, auch ohne Kapital zu besitzen, die sichere Aussicht, durch Fleiß und Sorgfalt die Stelle eines Geschäftsführers zu erwerben, und mit der Zeit vermagst Du Dir alsdann die Mittel zu verschaffen, um ein eigenes Geschäft zu begründen.“ Ich stimmte dieser Ansicht bei, äußerte aber zugleich, daß es sehr nützlich sein würde, wenn wir uns bisweilen mit Poesie unterhielten, um unsern Styl zu verbessern. Darauf wurde vorgeschlagen, daß bei der nächsten Zusammenkunft jeder von uns die Abschrift eines von ihm verfaßten Gedichts mitbringen sollte. Unser Zweck hierbei war, aus unsern wechselseitigen Bemerkungen, Beurtheilungen und Verbesserungen Nutzen zu ziehen, und da es uns nur auf Styl und Ausdruck ankam, so schlossen wir jeden Gedanken an eigene Erfindung aus und kamen überein, eine Version des achtzehnten Psalms, in welchem das Erscheinen der Gottheit geschildert wird, zu unserer Aufgabe zu wählen.

Als sich die Zeit unserer Zusammenkunft näherte, kam Ralph zu mir und theilte mir mit, daß er seine Verse vollendet hätte. Ich sagte ihm, daß ich faul gewesen und nichts gethan hätte, weil mir die Aufgabe nicht gefiel. Er zeigte mir sein Gedicht und fragte, was ich davon dächte. Ich lobte es mit warmen Ausdrücken, weil es mir wirklich als sehr gelungen erschien. Er bemerkte hierauf: „Osborne wird nie den geringsten Vorzug in meinen Erzeugnissen anerkennen. Der Neid allein dictirt ihm stets tausend tadelnde Bemerkungen. Auf Sie ist er nicht eifersüchtig; ich wünsche daher, daß Sie die Verse an sich nehmen und als Ihre eigenen vorlegen. Ich werde vorgeben, keine Zeit zum Verseschreiben gehabt zu haben. Wir werden alsdann sehen, wie er sich über dieselben ausspricht.“ Ich verstand mich zu dieser kleinen Kriegslist und schrieb, um jedem Verdachte vorzubeugen, die Verse sogleich ab.

Wir kamen zusammen. Watson's Arbeit wurde zuerst gelesen. Sie hatte einige Schönheiten, aber viele Fehler. Darauf lasen wir Osborne's Verse, die weit besser waren. Ralph ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren,

wies auf einige Mängel hin und zollte den gelungenen Stellen seinen Beifall. Er selber hatte nichts vorzulegen. Nunmehr kam ich an die Reihe. Ich zögerte, gab mir den Anschein, als wünschte ich mir die Vorlesung erlassen zu sehen, gab vor, keine Zeit zu Verbesserungen gehabt zu haben u. s. w. Man nahm indeß keine Entschuldigung an und die Arbeit mußte zum Vorschein gebracht werden. Sie wurde gelesen und wiedergelesen. Watson und Osborne erkannten mir sogleich den Preis zu und vereinigten sich im Lobe der Arbeit. Nur Ralph machte einige Ausstellungen und schlug etliche Abänderungen vor; ich vertheidigte jedoch mein Product. Osborne stimmte mir bei und sagte Ralph, er verstände ebensowenig zu kritisiren als zu schreiben.

Als ich mit Osborne allein war, sprach er sich in noch stärkern Ausdrücken zu Gunsten Dessen aus, was er für mein Werk hielt. Er behauptete, sich vorher in seinem Lobe noch einigermaßen beschränkt zu haben, weil er befürchtet hätte, ich möchte seine rühmenden Bemerkungen als Schmeichelei auslegen. „Wer hätte aber auch denken sollen," sagte er, „daß Franklin solche Verse zu schreiben vermöchte? Welche lebendige Schilderung, welche Kraft, welches Feuer! Sie haben das Original übertroffen. In Ihrer gewöhnlichen Unterhaltung scheinen Ihnen die Worte zu fehlen, Sie stocken und wissen sich nicht auszudrücken; und wie trefflich verstehen Sie gleichwohl zu schreiben!"

Bei unserer nächsten Zusammenkunft entdeckte Ralph den Streich, den wir Osborne gespielt hatten und dieser wurde unbarmherzig verspottet.

Dieser Vorfall bestärkte Ralph in seinem Entschlusse, ein Dichter zu werden. Ich ließ nichts unversucht, ihm diesen Plan auszureden; er beharrte jedoch dabei, bis endlich durch Pope's*) Verse seine Heilung bewirkt wurde; er wurde indeß ein recht guter Prosaiker. Ich werde später auf ihn zurückkommen; da ich aber wahrscheinlich keinen Anlaß finden werde, der beiden Andern zu gedenken, muß ich hier erwähnen, daß Watson einige Jahre nachher in meinen Armen verschied. Man beklagte seinen Verlust sehr, denn

---

*) Wahrscheinlich durch die „Dunciade", worin er sich durch den Verfasser unsterblich gemacht finden sollte, denn dieser sagt dort:

„Schweigt, Wölfe! hört ihr Ralph zum Mond nicht heulen,
Die Nacht graus machend? Gebt ihm Antwort, Eulen!"

(S. den Anhang.)

er war der beste in unserer Gesellschaft. Osborne ging nach den Inseln, wo er sich bedeutenden Ruf als Anwalt erwarb und ein gutes Einkommen hatte; er starb jedoch jung. Wir hatten uns ernstlich verpflichtet, daß der zuerst Sterbende womöglich zurückkehren und dem Ueberlebenden einen freundlichen Besuch abstatten sollte, um ihm eine Schilderung der andern Welt zu geben; er hat sein Versprechen jedoch nie erfüllt.

Dem Gouverneur schien meine Gesellschaft zu gefallen, denn er lud mich häufig zum Besuch ein. Von seiner Absicht, mir ein Geschäft zu begründen, sprach er stets als von einer ausgemachten Sache. Ich sollte Empfehlungsschreiben an eine Anzahl seiner Freunde in England und insbesondere auch einen Creditbrief erhalten, um die Summe zu erheben, die erforderlich war, um eine Presse, Schriften und Papier anzukaufen. Er bestimmte mir verschiedene Mal den Tag, wo ich kommen und diese Briefe sicherlich fertig finden sollte, und wenn ich dann kam, bestellte er mich stets auf einen andern Tag wieder.

Diese Verzögerungen setzten sich fort, bis das Schiff, dessen Abgang mehrmals aufgeschoben worden war, endlich im Begriff stand unter Segel zu gehen. Ich ging nun abermals zu Sir William, um meine Briefe zu empfangen und Abschied zu nehmen. Ich sprach seinen Secretär, Dr. Bard, der mir sagte, der Gouverneur wäre außerordentlich beschäftigt, würde aber noch vor dem Schiffe nach New-Castle kommen und dort würden mir die Briefe zugestellt werden.

Ralph entschloß sich, obwohl er verheirathet war und ein Kind hatte, mich auf dieser Reise zu begleiten. Sein vorgeblicher Zweck war, Verbindungen mit einigen Handlungshäusern anzuknüpfen, um Waaren in Commission zu erhalten; ich hörte aber nachher, daß er, aus gewissen Gründen mit seinen Schwiegereltern unzufrieden, beschlossen hatte, denselben seine Frau zu überlassen und nie nach Amerika zurückzukehren.

Nachdem ich Abschied von meinen Freunden genommen und mit Fräulein Read das Versprechen der Treue ausgetauscht hatte, verließ ich Philadelphia. Das Schiff ging zu Newcastle vor Anker. Der Gouverneur war eingetroffen und ich ging nach seiner Wohnung. Er ließ mir durch seinen Secretär, der mich sehr artig empfing, sagen, daß er mit höchst wichtigen Geschäften überhäuft wäre und mich nicht sprechen könnte, mir die Briefe jedoch an Bord schicken würde; zugleich wünschte er mir von ganzem Herzen eine glückliche Reise und baldige Rückkehr. Ich kehrte einigermaßen erstaunt nach

dem Schiffe zurück, nährte jedoch noch immer nicht den leisesten Argwohn.

Herr Hamilton, ein angesehener Sachwalter von Philadelphia, der nebst seinem Sohne ebenfalls nach England reisen wollte, hatte im Verein mit Herrn Denham, einem Quäker, und den Herren Oniam und Russel, Besitzern eines Eisenhammers in Maryland, die ganze Kajüte für sich ausbedungen, so daß Ralph und ich genöthigt waren, unser Quartier bei der Mannschaft zu nehmen. Da uns Niemand auf dem Schiffe kannte, betrachtete man uns als Leute gemeinen Schlags; Herr Hamilton verließ jedoch mit seinem Sohne (es war James, der nachmalige Gouverneur) in Newcastle das Schiff und kehrte nach Philadelphia zurück, wohin er mit großen Kosten zurückgerufen wurde, um die Sache eines mit Beschlag belegten Schiffes zu führen, und in dem Augenblicke, wo wir unter Segel gehen wollten, kam Oberst French an Bord und erwies mir viele Artigkeiten. Die Passagiere schenkten mir nun größere Aufmerksamkeit und ich ward eingeladen, mit meinem Freunde Ralph die Stelle in der Kajüte einzunehmen, die durch die Heimkehr der Herren Hamilton frei geworden war; dies Anerbieten nahmen wir bereitwillig an.

Ich hatte gehört, daß Oberst French die Depeschen des Gouverneurs an Bord gebracht hatte und bat daher den Capitain um die für mich bestimmten Briefe. Er sagte mir, sie befänden sich alle zusammen im Briefbeutel, den er gegenwärtig nicht öffnen könnte; bevor wir England erreichten, würde er mir jedoch Gelegenheit geben, sie herauszunehmen. Ich begnügte mich mit dieser Antwort und wir setzten unsre Reise fort.

Die Passagiere in der Kajüte waren sämmtlich angenehme Gesellschafter und hinsichtlich der Beköstigung befanden wir uns vollkommen gut, da wir den Vortheil hatten, den von Herrn Hamilton eingelegten sehr reichlichen Reisevorrath benutzen zu können. Unterwegs knüpfte Herr Denham ein Freundschaftsverhältniß mit mir an, welches nur mit seinem Leben endigte; in anderer Hinsicht war die Reise keineswegs angenehm, denn wir hatten viel schlechtes Wetter.

Als wir in der Themse einliefen, gestattete mir der Capitain, getreu seinem Worte, das Briefbehältniß wegen der Schreiben des Gouverneurs zu durchsuchen. Ich konnte keinen einzigen Brief finden, der mit meinem Namen, als mir zur Besorgung anvertraut, bezeichnet gewesen wäre; ich wählte jedoch sechs oder sieben aus, die mir den Adressen nach die für mich bestimm-

ten zu sein schienen; darunter befand sich einer an den Hofbuchdrucker Herrn Baskett und ein andrer an einen Papierhändler. Bei letzterem machte ich meinen ersten Besuch. Ich übergab ihm das Schreiben im Namen des Gouverneurs Keith. „Ich bin mit keinem Manne dieses Namens bekannt," sagte er, und als er den Brief geöffnet hatte, rief er: „O! er ist von Riddlesden! Ich bin neuerdings dahinter gekommen, daß er ein Erzschurke ist und mag nichts mit ihm und seinen Briefen zu thun haben." Sofort legte er den Brief wieder in meine Hand, wandte sich ab und ließ mich stehen, um einige Kunden zu bedienen.

Zu meiner Bestürzung fand ich sonach, daß diese Briefe nicht vom Gouverneur waren. Während ich nachdachte und die Umstände erwog, begann ich an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ich ging zu meinem Freunde Denham und theilte ihm die ganze Angelegenheit mit. Er klärte mich alsbald über Keith's Charakter auf, sagte mir, daß er höchst wahrscheinlich keinen einzigen Brief für mich geschrieben hätte, und daß Niemand, der mit ihm bekannt wäre, das geringste Vertrauen auf ihn setzte. Er lachte über meine Leichtgläubigkeit, indem ich erwartet hätte, der Gouverneur würde mir einen Creditbrief geben, während er keinen Credit für sich selbst hätte. Als ich einige Unruhe hinsichtlich der Schritte verrieth, die ich thun sollte, rieth er mir, bei einem Buchdrucker Beschäftigung zu suchen. „Sie können sich dabei," sagte er, „in ihrem Geschäfte vervollkommnen und werden im Stande sein, sich um so vortheilhafter zu etabliren, wenn Sie nach Amerika zurückkehren."

Wir kannten bereits, so gut wie der Papierhändler, den Advokaten Riddlesden als einen Schurken. Er hatte den Vater des Fräuleins Read, der eine Bürgschaft für ihn geleistet, dadurch beinahe zu Grunde gerichtet. Aus seinem Briefe ersahen wir, daß er im Einverständnisse mit dem Gouverneur eine heimliche Intrigue zum Nachtheile Herrn Hamilton's angesponnen hatte, der um diese Zeit dem Vermuthen nach in Europa hätte sein müssen. Denham war, als Hamilton's Freund, der Ansicht, daß man denselben damit bekannt machen müßte. Ich machte ihm wirklich, als er sehr bald nachher in England eintraf, meine Aufwartung und händigte ihm, aus Wohlwollen gegen ihn sowohl, als aus Unwillen gegen den Gouverneur, den Brief ein. Er sagte mir aufrichtigen Dank, denn der Inhalt des Briefes war ihm von Wichtigkeit; auch schenkte er mir seit diesem Augenblicke seine Freundschaft, die mir später bei vielen Gelegenheiten nützlich wurde.

Was sollen wir aber von einem Gouverneur denken, der einen so boshaften Streich zu spielen und einen armen jungen Menschen, dem alle Erfahrung mangelte, so gröblich zu täuschen vermochte? Er pflegte stets so zu verfahren. Er wünschte sich Jedermann gefällig zu zeigen, und da er wenig zu gewähren hatte, war er verschwenderisch mit Versprechungen. Im Uebrigen war er verständig und scharfsinnig, nicht unbegabt als Schriftsteller und ein guter Gouverneur für das Volk, wenn auch nicht für die Eigenthümer,*) deren Instructionen er häufig hintansetzte. Viele unserer besten Gesetze waren sein Werk und wurden während seiner Verwaltung eingeführt.

Ralph und ich waren unzertrennliche Gefährten. Wir nahmen gemeinschaftlich eine Wohnung für drei Shilling sechs Pence**) wöchentlich, denn mehr vermochten wir nicht daran zu wenden. Er fand einige Verwandte in London, sie waren jedoch arm und konnten ihn nicht unterstützen. Er unterrichtete mich erst jetzt von seiner Absicht, in England zu bleiben und niemals nach Philadelphia zurückzukehren. Er war gänzlich von Geld entblößt, denn das Wenige, was er zusammengebracht hatte, war eben nur für die Reise hinreichend gewesen. Ich besaß noch fünfzehn Pistolen und zu mir nahm er daher von Zeit zu Zeit seine Zuflucht, während er Beschäftigung zu finden versuchte.

Anfangs dachte er, weil er sich ein Talent für die Bühne zutraute, Schauspieler zu werden; aber Wilkes, an den er sich wendete, gab ihm offen den Rath, der Idee zu entsagen, da er auf keinen Fall Glück machen würde. Darauf machte er Roberts, einem Buchhändler in Paternoster-Row, den Antrag, ein Wochenblatt nach Art des „Zuschauers" zu schreiben; aber Roberts wollte sich auf die gestellten Bedingungen nicht einlassen. Endlich suchte er als Kopist Beschäftigung zu finden und wendete sich deshalb an

---

*) Nämlich die Eigenthümer der Provinz Pennsylvaniens, die Nachkommen Penn's. Dieser (geb. zu London 1644) hatte für eine Schuldforderung von 16000 Pf. St. an die engl. Regierung vom König ein großes Landgebiet am Delaware als Eigenthum unter engl. Oberhoheit erhalten und hier den nach ihm benannten Staat Pennsylvanien gegründet. Da nun von diesen Eigenthümern (und nicht von der engl. Regierung) die Gouverneure dieser Provinz ernannt wurden, so vertraten diese auch, wie sich denken läßt, die Interessen ihrer Herren in der Regel dem Volke gegenüber mit besonderem Eifer.

**) 1⅙ Thaler.

Advokaten und Buchhändler in der Nähe des Temple; allein es fand sich keine offene Stelle.

Was mich anlangt, so fand ich sogleich Arbeit bei Palmer, einem damals angesehenen Buchdrucker in Bartholomew-Close, bei welchem ich fast ein Jahr blieb. Ich arbeitete sehr fleißig, allein ich wendete mit Ralph fast Alles auf, was ich verdiente. Theater und andere Vergnügungsorte, die wir mit einander besuchten, hatten bald meine Pistolen erschöpft und wir lebten nunmehr von der Hand zum Munde. Er schien Weib und Kind völlig vergessen zu haben und auch ich vergaß allmälig das mit Fräulein Read getauschte Versprechen. Ich schrieb nur einen einzigen Brief an sie, der blos die Nachricht enthielt, daß ich wahrscheinlich nicht bald zurückkehren würde. Dies war ein zweiter Hauptfehler meines Lebens, den ich gern gut machen würde, wenn es mir beschieden wäre, meine Laufbahn auf's Neue zu beginnen.

Ich arbeitete bei Palmers an der zweiten Ausgabe von Woolaston's „Natürlicher Religion". Einige seiner Argumente schienen mir nicht wohlbegründet zu sein und ich schrieb eine kleine metaphysische Abhandlung, worin ich mich über die betreffenden Stellen aussprach. Sie war betitelt: „Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit, Vergnügen und Schmerz." Ich widmete sie meinem Freunde Ralph und druckte eine kleine Anzahl Exemplare. Palmer behandelte mich in Folge dieser Arbeit rücksichtsvoller und betrachtete mich als einen talentvollen jungen Mann, obwohl er mich wegen der Grundsätze meines Pamphlets, die er als verabscheuenswerth ansah, ernstlich zur Rede stellte. Der Druck dieses Werkes war ebenfalls einer der Mißgriffe meines Lebens.

Während ich in Little-Britain (Klein-Britannien) wohnte, wurde ich mit einem Buchhändler Namens Wilcox bekannt, dessen Laden sich im Nachbarhause befand. Leihbibliotheken gab es damals nicht. Er besaß eine umfassende Sammlung von Büchern aller Art. Wir kamen überein, daß ich gegen eine billige Vergütung, deren Betrag ich vergessen habe, freien Zutritt zu seiner Bibliothek haben und alle beliebigen Bücher entnehmen sollte, um sie nach dem Lesen zurückzugeben. Diesen Vertrag betrachtete ich als einen großen Vortheil und zog soviel Nutzen als nur möglich daraus.

Meine Broschüre fiel in die Hände eines Wundarztes Namens Lyons, des Verfassers einer Schrift unter dem Titel „Unfehlbarkeit des menschlichen Urtheils", und gab Anlaß zu einer ziemlich genauen Bekanntschaft zwischen

uns. Er bewies mir viele Achtung, besuchte mich häufig, um sich mit mir über metaphysische Gegenstände zu unterhalten, und machte mich mit Dr. Mandeville, Verfasser der „Fabel von den Bienen", bekannt, der in einem Weinhause in Cheapside einen Klub gestiftet hatte, dessen Seele er war. Er war ein witziger und sehr unterhaltender Mann. Auch stellte er mich in Batson's Kaffeehause dem Dr. Pemberton vor, der mir Gelegenheit zu verschaffen versprach, Sir Isaak Newton zu sehen, was ich sehnlich wünschte; er erfüllte jedoch sein Wort nie.

Ich hatte einige Curiositäten aus Amerika mitgebracht; die bedeutendste darunter war eine Börse aus Asbest, der nur durch Feuer gereinigt werden kann. Sir Hans Sloane, der davon gehört hatte, suchte mich auf und bat mich, ihn in seinem Hause in Bloomsbury-Square zu besuchen, wo er mich, nachdem er mir alles Merkwürdige gezeigt hatte, beredete, den erwähnten Gegenstand seiner Sammlung beizufügen. Er bezahlte mich dafür sehr anständig.

In dem nämlichen Hause mit uns wohnte eine junge Frau, eine Putzmacherin, die einen Laden in der Nähe der Börse hatte. Sie war lebhaft, verständig und da sie etwas über ihren Stand erzogen war, konnte man sich sehr angenehm mit ihr unterhalten. Ralph las ihr jeden Abend Schauspiele vor. Sie wurden vertraut mit einander. Sie nahm eine andere Wohnung und er folgte ihr in dieselbe. Eine Zeitlang wohnten sie bei einander; da Ralph jedoch ohne Beschäftigung war und sie ein Kind hatte, der Ertrag ihres Geschäfts aber nicht für den Unterhalt aller Drei hinreichte, so beschloß er, London zu verlassen und sein Glück mit einer Schule auf dem Lande zu versuchen. Von diesem Plane versprach er sich einen guten Erfolg, weil er eine schöne Hand schrieb und wohlbewandert im Rechnen war. Er glaubte indeß doch, dies Geschäft wäre unter seiner Würde, und da er dereinst noch eine bessere Rolle in der Welt zu spielen gedachte, wo er sich schämen würde, wenn man erführe, daß er einen so wenig geschätzten Beruf ausgeübt hätte, fand er es für gut, seinen Namen zu vertauschen und erwies mir die Ehre, den meinigen anzunehmen. Bald nach seiner Abreise schrieb er mir, daß er sich in einem kleinen Dorfe in Berkshire niedergelassen hätte. In seinem Briefe empfahl er Frau T***, die Putzmacherin, meiner Fürsorge und bat um Antwort unter der Adresse: An Herrn Franklin, Schulmeister, in N***.

Er fuhr fort mir häufig zu schreiben, indem er mir große Partien eines epischen Gedichtes, womit er sich beschäftigte, zusendete, die ich beurtheilen

und verbessern sollte. Dies that ich, während ich mir zugleich Mühe gab, ihn zum Aufgeben dieser Bestrebungen zu bewegen. Young hatte soeben eine seiner Satyren veröffentlicht.*) Ich schickte ihm die Abschrift eines großen Theils derselben, worin der Verfasser erörtert, wie thöricht es sei, den Musen in der Hoffnung zu huldigen, daß man durch ihre Vermittlung in der Welt emporkommen werde. Es half jedoch Alles nichts; er fuhr fort, mit jeder Post ein Stück seines Gedichtes zu schicken.

Inzwischen befand sich Frau T***, die seinetwegen ihre Freund- und Kundschaft verloren hatte, häufig in Noth. In dieser Bedrängniß wendete sie sich an mich, und um ihr aus ihren Verlegenheiten zu helfen lieh ich ihr alles Geld, was ich entbehren konnte. Ich empfand eine etwas zu warme Neigung für sie. Da ich damals nicht durch religiöse Rücksichten gebunden war, wagte ich, ihre bedrängte Lage benutzend, mir Freiheiten zu erlauben (ein neuer Fehltritt meines Lebens,) die sie mit gebührendem Unwillen zurückwies. Sie unterrichtete Ralph von meinem Benehmen und der Vorfall gab Anlaß zu einem Bruch zwischen uns. Als er nach London zurückkam, gab er mir zu verstehen, daß er alle Gefälligkeiten, die ich ihm erwiesen, durch dieses Verfahren als vernichtet betrachtete; ich schloß daraus, daß ich nie auf die Rückzahlung des ihm geliehenen oder auf seine Rechnung vorgeschossenen Geldes rechnen dürfte. Ich betrübte mich darüber um so weniger, als er ganz und gar nicht im Stande war, mich zu bezahlen und ich überhaupt durch den Verlust seiner Freundschaft von einer sehr lästigen Bürde befreit wurde.

Ich begann nun darauf zu denken, etwas Geld zurückzulegen. Da die Druckerei von Watts, unweit Lincolns-in-Fields, noch bedeutender war als die, in welcher ich arbeitete, so ließ sich erwarten, daß ich dort vortheilhaftere Beschäftigung finden würde. Ich bot mich an und ward angenommen, und in diesem Hause blieb ich während der übrigen Zeit meines Aufenthaltes in London.

In dieser Officin arbeitete ich anfangs als Drucker, weil ich das Bedürfniß körperlicher Bewegung fühlte, woran ich mich in Amerika gewöhnt hatte, wo die Buchdrucker abwechselnd als Setzer und an der Presse arbeiten. Ich trank nichts als Wasser. Die andern Arbeiter, deren Anzahl sich auf etwa fünfzig belief, waren starke Biertrinker. Ich trug bisweilen eine

*) Und zwar die dritte, über die Ruhmbegierde.

große Form in jeder Hand die Treppe auf und ab, während die Uebrigen beide Hände brauchten, um eine zu tragen. Sie wunderten sich, als sie aus diesem und vielen andern Beispielen erkannten, daß der amerikanische Wassermann, wie sie mich zu nennen pflegten, stärker war als Diejenigen, die Porter tranken. Der Bierträger war den ganzen Tag über hinreichend beschäftigt, um dies Haus allein zu bedienen. Mein Mitarbeiter an der Presse trank jeden Tag eine Kanne Bier vor'm Frühstück, eine Kanne mit Brod und Käse zum Frühstück, eine zwischen Frühstück und Mittagsessen, eine zu Mittag, wieder eine um sechs Uhr Nachmittags und dann noch eine zum Feierabend. Diese Gewohnheit kam mir abscheulich vor; aber er hatte, wie er sagte, all dieses Bier nöthig, um Kraft zur Arbeit zu erhalten.

Ich versuchte ihn zu überzeugen, daß die physische Kraft, die das Bier gewährte, nur von dem festen Theile der Gerste herrühren könnte, die in dem Wasser aufgelöst wäre, woraus das Bier bestände; in einem Brode für einen Penny befände sich eine weit größere Portion Mehl und wenn er sonach dieses Brod äße und einen Krug Wasser dazu tränke, würde er davon mehr Kraft als von einer Kanne Bier erhalten. Diese Schlußfolgerung hinderte ihn indeß nicht, seine gewohnte Quantität Bier zu trinken und jeden Sonnabend vier bis fünf Shilling ($1^1/_3$ bis $1^2/_3$ Thaler) für dieses verwünschte Getränk zu bezahlen. Diese Ausgabe ersparte ich mir gänzlich. Auf diese Weise bleiben jene armen Teufel zeitlebens in einem Zustande freiwilliger Armuth und Dürftigkeit.

Nach Verlauf einiger Wochen hatte Watts Gelegenheit, mich im obern Stockwerk als Setzer zu beschäftigen und ich verließ daher die Presse. Die Setzer verlangten auf's Neue Antritts- oder Lösegeld von mir. Dies sah ich als eine unbillige Forderung an, da ich bereits unten gezahlt hatte. Der Principal war derselben Meinung und rieth mir, nicht nachzugeben. So blieb ich zwei oder drei Wochen von der Brüderschaft ausgeschlossen, wurde wie ein Excommunicirter betrachtet, und in meiner Abwesenheit versäumte man nie, mir jeden kleinen Streich zu spielen, den die Bosheit eingeben konnte. Ich fand meine Lettern vermengt, meine Columnen versetzt, meinen Satz zerstört u. s. w. und dies Alles schrieb man dem Geiste zu, der in der Kapelle*) spukte und Diejenigen plagte, die nicht regelmäßig aufgenommen

*) So pflegten die Arbeiter gewöhnlich das Lokal der Druckerei zu nennen und der Geist führte den Namen Ralph.

wären. Obwohl mich der Principal in Schutz nahm, war ich doch am Ende genöthigt, mich zu der Zahlung zu bequemen, denn ich sah ein, daß es Thorheit ist, wenn man kein gutes Vernehmen mit Denen unterhält, in deren Gesellschaft man leben muß.

Seitdem lebte ich in vollkommenster Harmonie mit meinen Mitarbeitern und erwarb mir bald einen bedeutenden Einfluß unter ihnen. Ich schlug einige Abänderungen in den Gesetzen der Kapelle vor und setzte sie ohne Widerspruch durch. Mein Beispiel vermochte Mehrere, der garstigen Gewohnheit, Bier zu Brod und Käse zu trinken, zu entsagen, und sie ließen sich statt dessen, gleich mir, aus einem benachbarten Hause einen tüchtigen Napf warme Hafergrützsuppe kommen, worin sich etwas Butter, gewässertes Brod und Muskatnuß befand. Das war ein weit besseres Frühstück und kostete nicht mehr als eine Kanne Bier, während es zugleich den Kopf heller erhielt. Die Andern, welche fortfuhren sich mit Bier zu überfüllen, verloren oft ihren Credit beim Schenkwirth, weil sie ihre Zeche zu bezahlen versäumten. Dann pflegten sie sich an mich zu wenden, um für sie zu bürgen, während, wie sie sich auszudrücken pflegten, ihr Licht ausgegangen war. Am Abend jedes Sonnabends, wenn ausgezahlt wurde, nahm ich die kleine Summe in Empfang, für welche ich zugesagt hatte und die sich bisweilen auf fast dreißig Shillinge (zehn Thaler) in der Woche belief.

Dieser Umstand, in Verbindung mit der Gabe, durch lustige Späße zu unterhalten, hielt mein Ansehen in der Kapelle aufrecht. Ueberdies hatte ich mir die Achtung des Principals durch unablässigen Fleiß erworben, denn ich machte nie blauen Montag. Meine außerordentliche Fertigkeit im Setzen verschaffte mir stets solche Arbeit, die sehr dringend war und die gewöhnlich am besten bezahlt wird. Auf diese Weise brachte ich meine Zeit auf eine sehr angenehme Weise hin.

Da meine Wohnung in Little-Britain von der Druckerei zu entfernt war, bezog ich eine andre in Dukestreet, der römisch-katholischen Kapelle gegenüber. Das Haus, worin sich eine italienische Waarenhandlung befand, gehörte einer Wittwe, die eine Tochter, eine Magd und einen Ladenburschen hatte; der Letztere schlief jedoch außer dem Hause. Nachdem sie bei den Leuten, bei denen ich in Little-Britain wohnte, Erkundigung über mich eingezogen, verstand sie sich dazu, mich für den nämlichen Preis, drei Shillinge sechs Pence wöchentlich, aufzunehmen; sie begnügte sich, wie sie sagte, mit so Wenigem, weil sie die Sicherheit in Anschlag brächte, die ihr

der Umstand, einen männlichen Bewohner im Hause zu haben, gewährte, da dasselbe außerdem von Frauen bewohnt war.

Diese schon ziemlich bejahrte Frau war die Tochter eines Geistlichen und als Protestantin erzogen worden; aber ihr Gatte, dessen Andenken sie hoch in Ehren hielt, hatte sie zum katholischen Glauben bekehrt. Sie hatte in vertrautem Umgange mit vornehmen Personen gestanden, von denen sie mancherlei Anekdoten, bis zur Zeit Karls II. hinauf, zu erzählen wußte. Durch Gichtanfälle, denen sie unterworfen war, wurde sie häufig an ihr Zimmer gefesselt und sah daher bisweilen gern Gesellschaft. Die ihrige fand ich so unterhaltend, daß ich gern den Abend bei ihr zubrachte, so oft sie es wünschte. Unser Abendessen bestand nur aus einer halben Sardelle auf einem Schnitt Butterbrod, wozu wir gemeinschaftlich eine halbe Kanne Bier tranken. Aber der beste Theil der Bewirthung lag in ihrer Unterhaltung.

Ich pflegte zeitig nach Hause zu kommen, machte wenig Unruhe im Hause, und sie wünschte daher nicht, mich ausziehen zu sehen. Als ich erwähnte, daß ich eine andere, der Druckerei näher gelegene Wohnung für nur zwei Shillinge wöchentlich gefunden hätte, was mir meines Sparsystems wegen erwünscht war, beredete sie mich, dieselbe aufzugeben, indem sie meine Miethe noch um zwei Shillinge ermäßigte; und so blieb ich denn während der übrigen Zeit meines Aufenthalts in London für achtzehn Pence wöchentlich bei ihr wohnen.

In einer Dachstube des Hauses wohnte in größter Zurückgezogenheit eine siebzigjährige Dame, von welcher mir meine Wirthin Folgendes mittheilte. Sie war Katholikin. In ihrer Jugend hatte man sie nach dem Continente geschickt und sie war in ein Kloster eingetreten, um Nonne zu werden. Das Klima sagte jedoch ihrer Gesundheit nicht zu und sie mußte nach England zurückkehren, wo sie, weil es daselbst keine Klöster gab, das Gelübde that, ein klösterliches Leben in so strenger Weise zu führen, als es die Umstände erlauben würden. Sie verwendete daher ihr ganzes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken und reservirte nur zwölf Pfund jährlich für sich selbst; auch von dieser kleinen Summe gab sie noch einen Theil den Armen, während sie nur von Wasserbrei lebte und sich des Feuers einzig zum Kochen desselben bediente. Sie hatte viele Jahre in ihrer Dachstube gewohnt, ohne den aufeinander folgenden katholischen Inhabern des Hauses Zins zu bezahlen; dieselben hielten ihren Aufenthalt in der That für segen=

bringend. Täglich kam ein Priester, um ihre Beichte zu hören. „Ich habe sie gefragt,“ sagte meine Wirthin, „wie sie bei ihrer Lebensweise so viel Beschäftigung für einen Beichtvater finden könnte?“ Und sie gab zur Antwort: „Es wäre unmöglich, eitle Gedanken zu vermeiden.“

Es wurde mir einmal gestattet, sie zu besuchen. Sie war heiter und höflich und ihre Unterhaltung angenehm. Ihr Zimmer war sauber; aber das ganze Geräth beschränkte sich auf eine Matratze, einen Tisch, worauf sich ein Kruzifix und ein Buch befand, und einen Stuhl, auf den sie mich niedersetzen ließ; außerdem hing über dem Kamine noch ein Gemälde, St. Veronica darstellend, wie sie ihr Tuch entfaltet, auf dem man den wunderbaren Abdruck des Gesichts Christi sah; sie erklärte mir das mit würdevollem Ernst. Ihr Gesicht war blaß, aber sie war nie krank gewesen; ich kann das Beispiel dieser Dame als einen neuen Beweis anführen, wie wenig erforderlich ist, um Leben und Gesundheit zu erhalten.

In der Druckerei machte ich mit einem verständigen jungen Manne Namens Wygate Bekanntschaft, der, da sich seine Eltern in guten Umständen befanden, eine bessere Erziehung erhalten hatte, als sonst unter Buchdruckern gewöhnlich ist. Er besaß eine ziemlich gute Kenntniß des Lateinischen, sprach geläufig französisch und las sehr gern. Ich lehrte ihn und einen seiner Freunde schwimmen, indem ich sie nur zweimal im Flusse unterwies; sie bedurften alsdann keines weitern Beistandes. Eines Tages machten wir eine Spazierfahrt zu Wasser nach Chelsea, um das Collegium und Don Soltero's Curiositätensammlung zu sehen. Auf der Rückfahrt entkleidete ich mich auf Verlangen der Gesellschaft, deren Neugier Wygate erregt hatte, und sprang in den Fluß. Ich schwamm fast die ganze Strecke von Chelsea bis Blackfriars-Bridge und gab dabei sowohl auf als unter dem Wasser zahlreiche Proben von Gewandtheit und Lebendigkeit. Dieses Schauspiel gewährte Denen, für die es noch neu war, großes Vergnügen und erregte ihre Bewunderung. Die Schwimmkunst war mir in meiner Jugend eine der angenehmsten Unterhaltungen. Ich kannte alle Evolutionen und Positionen Thevenot's und verstand sie auszuführen; ich vermehrte sie durch einige neue meiner eigenen Erfindung, in denen ich Anmuth und Nützlichkeit zu vereinigen strebte. Ich fand ein Vergnügen darin, alle meine Manöver bei dieser Gelegenheit zu zeigen und fühlte mich durch die Bewunderung, die sie erregten, nicht wenig geschmeichelt.

Abgesehen von seinem Wunsche, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen,

schloß sich Wygate um so mehr an mich an, da auch in anderer Beziehung unser Geschmack und unsere Studien übereinstimmten. Er schlug mir endlich vor, Europa mit ihm zu durchreisen, während wir dabei durch unsre Berufsarbeit unsern Unterhalt gewinnen wollten. Ich war im Begriff einzuwilligen, als ich den Plan meinem Freunde, Herrn Denham, mittheilte, bei dem ich gern jede freie Stunde zubrachte. Er widerrieth mir das Unternehmen und gab mir dagegen den Rath, auf die Rückkehr nach Philadelphia zu denken, zu welcher er selbst Anstalt traf. Ich muß hier einer Handlung erwähnen, aus welcher sich der Charakter dieses würdigen Mannes erkennen läßt.

Er war früher Kaufmann in Bristol gewesen, hatte Bankrott gemacht, sich mit seinen Gläubigern verglichen und war nach Amerika ausgewandert, wo er sich durch unermüdliche Thätigkeit in wenig Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Nachdem er auf dem nämlichen Schiffe mit mir, wie ich oben erwähnt habe, nach England zurückgekehrt war, lud er alle seine alten Gläubiger zu einem Gastmahl ein. Als sie versammelt waren, dankte er ihnen für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie seinen unvortheilhaften Vergleich angenommen hatten, und während sie nichts weiter als eine einfache Bewirthung erwarteten, fand ein Jeder, als sein Teller weggenommen wurde, unter demselben eine Anweisung auf einen Bankier über den Rest seiner Schuldforderung nebst Zinsen.

Er theilte mir mit, daß er einen bedeutenden Gütervorrath nach Philadelphia mitzunehmen gedächte, um ein Waarenlager zu eröffnen, und machte mir den Vorschlag, ihn in der Eigenschaft eines Handlungsdieners zu begleiten, seine Bücher zu führen, worin er mich unterweisen würde, und das Lager zu beaufsichtigen. Er versprach überdies, sobald ich eine hinreichende Kenntniß des kaufmännischen Geschäftswesens erworben haben würde, meine Stellung zu verbessern, indem er mich alsdann mit einer Schiffsladung Korn und Mehl nach den amerikanischen Inseln senden und mir andere gewinnreiche Commissionen verschaffen wollte, so daß ich bei Umsicht und Sparsamkeit mit der Zeit ein eigenes Geschäft anfangen könnte.

Diese Anträge waren mir willkommen. Ich begann Londons überdrüßig zu werden; die zu Philadelphia verlebten angenehmen Stunden schwebten meinem Geiste vor und ich wünschte sie zu erneuern. Ich nahm daher Herrn Denham's Vorschlag an, und er verwilligte mir funfzig Pfund Jahrgehalt. Als Schriftsetzer hatte ich allerdings mehr verdient, dagegen

boten sich mir jetzt vortheilhaftere Aussichten dar. Ich nahm daher von meinem bisherigen Berufe, wie ich glaubte auf immer, Abschied und widmete mich meiner neuen Beschäftigung, indem ich all meine Zeit darauf verwendete, mit Herrn Denham von Haus zu Haus zu gehen, um Güter einzukaufen, oder sie einzupacken u. s. w. Nachdem Alles an Bord geschafft war, fand ich endlich einige Tage Muße.

Während dieser Zeit schickte eines Tages ein Herr nach mir, den ich nur dem Namen nach kannte. Es war Sir William Wyndham. Ich ging zu ihm. Er hatte durch irgend Jemand von meinen zwischen Chelsea und Blackfriars gezeigten Künsten gehört und wie ich Wygate und einen andern jungen Mann im Laufe weniger Stunden die Schwimmkunst gelehrt hätte. Seine beiden Söhne waren im Begriff auf Reisen zu gehen; er wünschte, daß sie zuvor schwimmen lernen möchten und bot mir ein sehr anständiges Honorar, wenn ich sie unterrichten wollte. Sie waren noch nicht in der Stadt eingetroffen und die Zeit meines Aufenthalts war unbestimmt; ich konnte daher nicht auf seinen Antrag eingehen. Indeß brachte mich dieser Vorfall auf den Gedanken, daß ich, hätt' ich zu London bleiben und eine Schwimmschule eröffnen wollen, vielleicht viel Geld erworben haben würde. Diese Vorstellung beschäftigte mich so sehr, daß ich gewiß noch nicht an die Rückkehr nach Amerika gedacht haben würde, wenn mir das Anerbieten früher gemacht worden wäre. Einige Jahre später gab es für Dich und mich mit einem der Söhne Sir William Wyndham's, dem damaligen Lord Egremont, eine wichtigere Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Ich hatte achtzehn Monate in London verlebt, während dieser Zeit fast ununterbrochen in meinem Berufe gearbeitet und allen Aufwand für meine eigene Person vermieden, außer daß ich dann und wann in's Theater gegangen war und einige Bücher gekauft hatte. Aber mein Freund Ralph war die Ursache, daß ich arm blieb. Er war mir ungefähr sieben und zwanzig Pfund (190 Thaler) schuldig, die ich als verlornes Geld betrachten mußte; erwägt man, daß sie die Frucht meiner kleinen Ersparnisse waren, so erscheint die Summe als sehr bedeutend. Ich war ihm trotzdem nicht abgeneigt, denn er besaß viele liebenswürdige Eigenschaften. Hatte ich nun auch hinsichtlich des Vermögens nichts für mich gethan, so war doch der Vorrath meiner Kenntnisse, theils durch viele treffliche Bücher, die ich gelesen, theils

durch die Unterhaltung unterrichteter und gelehrter Männer, deren Bekanntschaft ich gemacht, ansehnlich bereichert worden.

Am 23. Juli 1726 segelten wir von Gravesend ab. In Betreff der Vorfälle meiner Reise verweise ich Dich auf mein Tagebuch, wo Du alle Ereignisse derselben umständlich berichtet finden wirst. Wie landeten in Philadelphia am 11. October. Keith hatte den Posten eines Gouverneurs verloren und Major Gordon war an seine Stelle getreten. Ich begegnete ihm, während er als Privatmann einherging. Er schien etwas beschämt, als er mich sah, ging jedoch vorüber, ohne etwas zu sagen.

Ich hätte mich gleichfalls schämen müssen, Fräulein Read zu begegnen, wenn ihr nicht von ihrer Familie, die nach Empfang meines Briefes mit Recht nicht mehr an meine Rückkehr geglaubt hatte, der Rath ertheilt worden wäre, mich aufzugeben und einen Töpfer, Namens Rogers, zu heirathen. Sie hatte eingewilligt, doch machte er sie nie glücklich und sie trennte sich bald von ihm, indem sie sich weigerte, ihn als Gatten anzuerkennen oder auch nur seinen Namen zu führen, weil das Gerücht ging, daß er schon eine andre Frau hätte. Seine Geschicklichkeit in seinem Berufe hatte Fräulein Read's Eltern verführt; aber so ausgezeichnet er in seinem Geschäft war, so schlecht war er als Mensch. Er verwickelte sich in Schulden und floh im Jahre 1727 oder 1728 nach Westindien, wo er starb.

Während meiner Abwesenheit hatte Keimer ein größeres Haus gemiethet, worin er einen mit Papier und verschiedenen andern Artikeln wohl versehenen Laden hielt. Er hatte sich einen Vorrath neuer Schriften und eine Anzahl Arbeiter verschafft, unter denen sich indeß kein einziger brauchbarer befand; an Beschäftigung schien es ihm nicht zu fehlen.

Herr Denham miethete ein Handelslokal in Waterstreet, wo wir unsre Waaren ausstellten. Ich widmete mich dem Geschäft mit Eifer, unterrichtete mich im Rechnungswesen und wurde binnen Kurzem ein gewandter Handelsmann. Wir wohnten und aßen mit einander. Er war mir aufrichtig zugethan und begegnete mir, wie wenn er mein Vater gewesen wäre. Meinerseits achtete und liebte ich ihn. Meine Lage war glücklich, aber dieses Glück war nicht von langer Dauer.

Anfangs Februar 1728, während ich mein zwei und zwanzigstes Jahr antrat, erkrankten wir beide. Ich wurde von einem Seitenstechen befallen, welches mich fast zu Grunde richtete; ich litt unbeschreiblich und glaubte mein Ende vor mir zu sehen. Ich empfand wirklich ein gewisses

Mißvergnügen, als die Wahrscheinlichkeit der Genesung eintrat, denn mir bangte bei der Aussicht, daß ich früher oder später denselben unangenehmen Zustand wieder würde erleben müssen.

Ich habe vergessen, an welcher Krankheit Herr Denham litt; sie war jedoch langwierig und er erlag derselben am Ende. Er bestimmte mir durch sein Testament ein kleines Legat als ein Zeichen seiner Freundschaft, und ich stand nun abermals mir selbst überlassen in der weiten Welt, denn die Handlung wurde der Obhut seines Testamentsvollstreckers anvertraut, welcher mich entließ.

Mein Schwager Holmes, der gerade in Philadelphia war, rieth mir, zu meinem frühern Beruf zurückzukehren, und Keimer bot mir einen sehr ansehnlichen Gehalt, wenn ich die Leitung seiner Druckerei übernehmen wollte, damit er sich gänzlich der Beaufsichtigung seines Ladens widmen könnte. Seine Frau und seine Verwandten in London hatten mir ihn in einem schlechten Lichte dargestellt und ich hatte für den Augenblick keine Lust, etwas mit ihm zu thun zu haben. Ich gab mir Mühe, als Handlungsdiener Anstellung zu finden, da ich jedoch nicht sogleich eine Stelle fand, ließ ich mich bestimmen, Keimer's Antrag anzunehmen.

In seiner Druckerei fand ich folgende Personen.

Hugh Meredith, Pennsylvanier, etwa dreißig Jahre alt. Er war zur Landwirthschaft erzogen worden, besaß ein ehrliches Gemüth, Verstand, auch einige Erfahrung und unterhielt sich gern mit Lesen; nur war er leider dem Trunke zu sehr ergeben.

Stephen Potts, ein junger Mensch vom Lande, nur erst der Schule entlaufen und ländlich erzogen; er besaß Anlagen von nicht gemeiner Art, auch einen gewissen Grad von Scharfsinn und Lebhaftigkeit, doch war er etwas unfleißig. Keimer hatte diese Beiden mit der Zusage angenommen, daß er den äußerst geringen Verdienst, den er ihnen gewährte, mit jedem Vierteljahre um einen Schilling wöchentlich erhöhen wollte, wofern sie dem entsprechende Fortschritte in der Typographie machen würden. Diese künftige Erhöhung des Verdienstes war die Lockspeise, womit er sie gefangen hatte. Meredith sollte an der Presse arbeiten und Potts' Bücher binden, worin er sie zu unterweisen versprochen hatte, obwohl er selbst keines von beiden verstand.

John Savage, Irländer, der gar kein Geschäft erlernt hatte und

dessen Dienst Keimer auf die Zeit von vier Jahren dem Capitain eines Schiffes abgekauft hatte. Er sollte ebenfalls als Drucker arbeiten.

George Webb, Student von Oxford, dessen Zeit Keimer ebenfalls auf vier Jahre erkauft hatte und aus dem er einen Setzer machen wollte. Von ihm werde ich sogleich mehr sagen.

Endlich David Harry, ein Bursche vom Lande, der bei ihm in die Lehre gegeben war.

Indem Keimer mich gegen eine Bezahlung anstellte, die weit überstieg was er sonst zu geben pflegte, hatte er, wie ich bald merkte, die Absicht, daß ich alle diese unkundigen Arbeiter und Lehrlinge bilden möchte, die ihm fast gar nichts kosteten und ihn, sobald sie einmal hinreichend unterwiesen und geübt waren, in Stand setzen konnten, ohne mich auszukommen. Trotzdem blieb ich dem Vertrage treu. Ich brachte die Officin, die sich in der größten Verwirrung befand, in Ordnung, und gewöhnte seine Leute nach und nach, ihrer Arbeit Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer regelrechtern Weise zu vollbringen.

Es war sonderbar, einen Oxforder Studenten in der Lage eines gekauften Dieners zu finden. Er war nicht älter als achtzehn Jahre und Folgendes sind die Nachrichten, die er mir über sein Schicksal mittheilte. Zu Gloucester geboren, war er in einer lateinischen Schule erzogen worden und hatte sich unter den Schülern durch sein überlegenes Darstellungstalent ausgezeichnet, so oft sie dramatische Vorstellungen aufführten. Er war Mitglied eines literarischen Klubs in der Stadt und einige seiner sowohl in Prosa als in Versen geschriebenen Erzeugnisse hatten Aufnahme in den zu Gloucester erscheinenden Blättern gefunden. Von dort hatte man ihn nach Oxford geschickt, wo er ungefähr ein Jahr blieb; er war jedoch unzufrieden und wünschte vor Allem, London zu sehen und Schauspieler zu werden. Endlich ging er, als er gerade fünfzehn Guineen zur Bezahlung seines vierteljährigen Kostgelds erhalten hatte, mit dem Gelde von Oxford weg, versteckte seinen Studentenmantel in eine Hecke und reiste nach London. Dort gerieth er, da ihm kein Freund zur Seite stand, in schlechte Gesellschaft, verschleuderte bald seine fünfzehn Guineen, fand kein Mittel, sich mit den Schauspielern bekannt zu machen, kam völlig herunter, versetzte seine Kleider und litt endlich selbst an Brod Mangel. Während er, vom Hunger fast überwältigt, durch die Straßen ging und nicht wußte, was er anfangen sollte, gab man ihm einen Werbezettel in die Hand, welcher einem Jeden, der in Amerika

zu dienen Lust hätte, eine sofortige Beköstigung und Handgeld anbot. Er verfügte sich sogleich nach dem bezeichneten Hause, ließ sich anwerben, ward an Bord eines Schiffes gebracht und nach Amerika geführt, ohne seinen Eltern auch nur durch eine Zeile mitgetheilt zu haben, was aus ihm geworden war. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und sein gutes Temperament machten ihn zu einem vortrefflichen Gesellschafter; aber er war lässig und im höchsten Grade leichtsinnig und unbedacht.

John, der Irländer, lief bald davon. Mit den Uebrigen begann ich ein recht angenehmes Leben zu führen. Sie achteten mich und zwar um so mehr, da sie fanden, daß Keimer völlig unfähig war, sie zu unterweisen, während sie von mir jeden Tag etwas lernten. Sonnabends arbeiteten wir nie, weil das Keimer's Sabbath war und ich behielt also wöchentlich zwei Tage zum Studiren frei.

Ich erweiterte meine Bekanntschaft mit kenntnißreichen und gebildeten Personen in der Stadt. Auch Keimer behandelte mich mit großer Höflichkeit und anscheinender Achtung, und nichts machte mir Sorgen, ausgenommen meine Verbindlichkeit gegen Vernon, die ich nicht zu erfüllen vermochte, da meine Ersparnisse noch sehr gering waren. Er hatte indeß die Güte, das Geld nicht zu verlangen.

Unserer Presse fehlte häufig der erforderliche Letternvorrath und einen Schriftgießer gab es in Amerika nicht. Ich hatte bei James in London diese Kunst ausüben sehen, obwohl ich ihr damals nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Es gelang mir indeß eine Form herzustellen. Ich bediente mich der Lettern, die wir besaßen, als Stempel, goß neue Lettern von Blei in Matrizen von Thon und half so auf leidliche Weise öfters dem dringendsten Mangel ab.

Gelegentlich schnitt ich auch allerlei Verzierungen in Holz, machte Schwärze, hatte den Laden im Auge, kurz, ich war in jeder Beziehung das Factotum. So nützlich ich mich aber auch machte, bemerkte ich doch, daß meine Dienste mit jedem Tage in gleichem Verhältnisse an Werth verloren, als die Andern an Geschicklichkeit zunahmen; und als Keimer mir meinen zweiten Vierteljahrsgehalt auszahlte, gab er mir zu verstehen, daß derselbe zu hoch wäre und daß er eine Ermäßigung von mir erwartete. Er wurde allmälig weniger höflich und nahm mehr den Ton eines Herrn gegen mich an. Er fand häufig Fehler, zeigte sich schwer zu befriedigen und schien stets im Begriff, einen offenbaren Zwist mit mir anzufangen.

Ich fuhr indeß fort es geduldig zu ertragen, da ich sah, daß seine üble Laune zum Theil durch die Unordnung und mißliche Lage seiner Geschäftsangelegenheiten veranlaßt wurde. Endlich löste ein geringfügiger Vorfall unsre Verbindung auf. Als ich eines Tages einen Lärm in der Nachbarschaft hörte, sah ich zum Fenster hinaus, um zu erfahren was es gäbe. Keimer, der sich auf der Straße befand, bemerkte mich und rief mir in lautem und zornigem Tone zu, ich sollte mich um meine Arbeit bekümmern; damit verband er noch einige vorwurfsvolle Worte, die mich um so mehr verletzten, als sie auf offener Straße gesprochen wurden und die Nachbarn, welche der nämliche Lärm an die Fenster gelockt hatte, Zeugen dieser Behandlung waren. Er kam sogleich in die Druckerei herauf und fuhr fort, gegen mich zu eifern. Der Streit erhitzte sich auf beiden Seiten und er sagte mir, ich sollte ihn nach Ablauf eines Vierteljahrs verlassen, denn diese Kündigungsfrist war zwischen uns ausbedungen worden. Er bedauerte sogleich, daß er genöthigt wäre, mir einen so langen Termin zu gewähren. Ich sagte ihm, sein Bedauern wäre überflüssig, da ich ihn augenblicklich verlassen würde. Ich nahm meinen Hut und ging aus dem Hause, nachdem ich Meredith gebeten hatte, einige Gegenstände, die ich zurückließ, in seine Obhut zu nehmen und nach meiner Wohnung zu bringen.

Am Abend kam Meredith zu mir. Wir sprachen einige Zeit über den vorgefallenen Streit. Er hegte eine vorzügliche Achtung vor mir und es that ihm leid, daß ich das Haus verlassen sollte, während er darin blieb. Er widerrieth mir, in meine Heimath zurückzukehren, woran ich bereits zu denken begann. Er erinnerte mich, daß Keimer mir mehr schuldig war, als er besaß; daß seine Gläubiger unruhig zu werden begannen; daß sein Laden in einem kläglichen Zustande war, indem er oft Gegenstände zum Kostenpreise verkaufte, um nur baares Geld zu bekommen und beständig auf Credit gäbe, ohne Buch und Rechnung zu führen; daß er folglich sehr bald falliren müßte, ein Umstand, aus welchem ich hinsichtlich der Begründung eines neuen Geschäfts Vortheil ziehen könnte. Ich machte den Einwand, daß es mir an Geld gebräche. Darauf erklärte er mir, daß sein Vater eine sehr hohe Meinung von mir hätte und daß er zufolge einer Besprechung, die er mit ihm gehabt, überzeugt wäre, daß derselbe alles Erforderliche vorstrecken würde, um uns zu etabliren, wenn ich geneigt wäre, mit ihm in Compagnie zu treten. „Nächsten Frühling," fügte er hinzu, „geht meine Zeit bei Keimer zu Ende. Inzwischen können wir uns aus London eine Presse und

Schriften kommen lassen. Ich weiß, daß ich kein Arbeiter bin; gehen Sie aber auf den Vorschlag ein, so wird Ihre Geschäftskunde meinerseits durch das Kapital ausgeglichen werden, das ich verschaffe, und wir werden den Ertrag gleichmäßig theilen." — Sein Vorschlag war billig und annehmbar und ich ging darauf ein. Sein Vater, der sich damals in der Stadt befand, genehmigte ihn. Er wußte, daß ich einigen Einfluß auf seinen Sohn übte, denn es war mir gelungen, ihn eine lange Zeit zum Aufgeben des Branntweingenusses zu bewegen, und der Vater hoffte, ich würde ihn gänzlich von dieser unglücklichen Gewohnheit heilen, wenn ich in engerer Verbindung mit ihm stünde.

Ich gab dem Vater ein Verzeichniß dessen, was aus London bezogen werden mußte. Er ging damit zu einem Kaufmann und die Bestellung wurde gemacht. Wir beschlossen, bis zum Eintreffen des Geschäftsmaterials das Geheimniß zu bewahren und ich gedachte mir inzwischen womöglich in einer andern Druckerei Arbeit zu verschaffen; es war jedoch keine Stelle offen und ich blieb müßig. Keimer hatte damals Aussicht, mit dem Drucke einer Partie Papiergeld für New-Jersey beauftragt zu werden, wozu Typen und Ornamente gehörten, die nur ich zu liefern vermochte; er fürchtete nun, daß Bradford mich engagiren und ihn dieses Unternehmens berauben möchte, und daher schickte er mir wenige Tage nach unserer Trennung einen sehr artigen Brief, worin er sagte, alte Freunde dürften sich nicht einiger Worte wegen entzweien, die nur von der Aufwallung des Augenblicks eingegeben worden wären. Zugleich forderte er mich auf, zu ihm zurückzukehren. Meredith beredete mich, der Einladung zu folgen, zumal da er dadurch bessere Gelegenheit erhalten würde, sich mit Hilfe meiner Unterweisung im Geschäft zu vervollkommnen. Ich verstand mich dazu, und wir lebten in besserm Vernehmen mit einander, als vor unserer Trennung.

Er erhielt den Auftrag von New-Jersey, und um ihn auszuführen, stellte ich eine Kupferdruckpresse her, die erste, die man im Lande gesehen hatte. Ich stach verschiedene Verzierungen und Vignetten für die Banknoten und wir begaben uns mit einander nach Burlington, wo ich das Ganze zu allgemeiner Zufriedenheit ausführte. Er empfing für diese Arbeit eine Summe, die ihn in den Stand setzte, sich noch eine Zeitlang überm Wasser zu erhalten.

Zu Burlington wurde ich mit den angesehensten Personen der Provinz bekannt; viele derselben waren von der Generalversammlung beauftragt, die

Presse zu überwachen und darauf zu sehen, daß nicht mehr Noten gedruckt würden, als das Gesetz vorgeschrieben hatte. Sie befanden sich daher, jeder der Reihe nach, beständig bei uns und der jedesmal Anwesende brachte gewöhnlich einen oder zwei Freunde mit, um Gesellschaft zu haben. In Folge meiner Lectüre besaß ich einen gebildeteren Geist als Keimer und dies war vermuthlich der Grund, weshalb sie meine Unterhaltung mehr schätzten. Sie führten mich in ihren Häusern ein, stellten mich ihren Freunden vor und erwiesen mir die größte Artigkeit, während sich Keimer, obwohl er der Principal war, ein wenig vernachlässigt sah. Er war allerdings ein wunderlicher Mensch, wußte sich ganz und gar nicht zu benehmen, pflegte allgemein als richtig geltenden Ansichten in grober Weise zu widersprechen, zeigte sich als Schwärmer hinsichtlich gewisser Punkte der Religion, war in seinem Aeußern widerlich unreinlich und überdies etwas schuftigen Charakters.

Wir blieben fast ein Vierteljahr in Burlington, und nach Ablauf dieser Zeit konnte ich den Richter Allen, Samuel Bustil, Secretair der Provinz, Isaak Pearson, Joseph Cooper, mehrere der Smiths, sämmtlich Mitglieder der Generalversammlung, und den Generalinspector Isaak Decon unter die Zahl meiner Freunde rechnen. Der letztgenannte war ein kluger und scharfsinniger alter Mann. Er sagte mir, daß er als Knabe zuerst damit beschäftigt worden wäre, den Ziegelstreichern Lehm zuzutragen, daß er erst ziemlich spät schreiben gelernt und später einem Landvermesser gedient hätte, der ihn sein Geschäft lehrte, bis er sich durch Fleiß endlich ein beträchtliches Vermögen erworben hätte. „Ich sehe voraus," sagte er eines Tages zu mir, „daß Sie diesen Mann (nämlich Keimer) bald ausstechen und durch Ihr Geschäft ein großes Vermögen in Philadelphia gewinnen werden." Er wußte damals nicht das Geringste von meiner Absicht, mich dort oder überhaupt irgendwo etabliren zu wollen. Die genannten Freunde wurden mir am Ende sehr nützlich und einigen unter ihnen habe auch ich gelegentlich gute Dienste geleistet. Sie haben mir seit jener Zeit stets ihre Achtung erhalten.

Bevor ich Weiteres von der Eröffnung meines eigenen Geschäfts sage, wird es gut sein, dich von dem damaligen Zustande meines Innern hinsichtlich moralischer Grundsätze zu unterrichten, damit du den Einfluß zu beurtheilen vermagst, den sie auf die fernern Ereignisse meines Lebens geübt haben.

Meine Eltern hatten mir frühzeitig religiöse Begriffe eingepflanzt und

ich wurde von Kindheit auf in den Lehren des Calvinismus fromm erzogen. Kaum hatte ich aber das Alter von fünfzehn Jahren erreicht, als ich, nachdem ich abwechselnd verschiedene Glaubenssätze bezweifelt hatte, jenachdem ich sie in den Büchern, die ich las, bekämpft fand, bald an aller Offenbarung überhaupt zu zweifeln begann. Einige gegen den Deismus gerichtete Bücher geriethen in meine Hände und sie brachten eine Wirkung auf mich hervor, die Dem, was die Verfasser beabsichtigten, gerade entgegengesetzt war, denn die Beweisgründe der Deisten, die darin behufs ihrer Widerlegung citirt wurden, schienen mir weit eindringlicher und haltbarer als die Widerlegung. Kurz, ich ward ein vollkommener Deist. Meine Beweisgründe verführten auch einige andere junge Leute, namentlich Collins und Ralph. Als ich mich aber in der Folge erinnerte, daß mich Beide, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, äußerst übel behandelt hatten; wenn ich ferner das Verfahren Keith's, der ebenfalls Freidenker war, sowie mein eignes Benehmen gegen Vernon und Fräulein Read, das mir oft schwere Sorgen machte, in Erwägung zog, begann ich endlich zu vermuthen, daß diese Lehre, mochte sie auch wahr sein, doch keinesfalls sehr nützlich wäre. Ich begann eine minder günstige Meinung von meiner Londoner Flugschrift zu hegen, welcher ich als Motto folgende Verse Dryden's beigefügt hatte:

„Was ist, ist recht; sieht auch der blöde Mensch
Nur einen Theil, das nächste Glied der Kette,
Und schauet die gerechte Wage nie,
Die droben Alles wägt —“

und welche aus den Eigenschaften Gottes, seiner Güte, Weisheit und Allmacht, beweisen sollte, daß es kein Uebel in der Welt geben könnte, daß Laster und Tugend in Wahrheit nicht existirten und nichts weiter als leere Namen wären. Ich betrachtete diese Schrift nicht mehr als ein so unschuldiges Werk wie früher und muthmaßte, daß sich in mein Argument irgend ein Irrthum unbemerkt eingeschlichen haben müßte, wodurch alle die Schlüsse, die ich aus demselben gezogen, angesteckt worden sein möchten, wie es bei metaphysischen Schlußfolgerungen häufig vorkommt. Mit einem Worte, ich war endlich überzeugt, daß Wahrheit, Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit beim Verkehr der Menschen mit einander von der höchsten Wichtigkeit für das Lebensglück sind, und seit diesem Augenblicke faßte ich den Entschluß, den ich auch in mein Tagebuch schrieb, diese Tugenden zu üben, so lange ich lebte.

Die religiöse Offenbarung übte als solche allerdings keinen Einfluß auf mein Gemüth; sah ich indeß auch ein, daß gewisse Handlungen nicht blos deshalb schlecht sein könnten, weil die geoffenbarte Lehre sie verboten, oder andre nur deshalb gut, weil dieselbe sie vorgeschrieben hätte, so war ich doch der Ansicht, daß diese Handlungen wahrscheinlich deshalb verboten wären, weil sie sich für uns als schädlich, oder deshalb vorgeschrieben, weil sie sich ihrem Wesen nach als nützlich für uns erwiesen. Diese Ueberzeugung, die göttliche Vorsehung oder ein Schutzengel, und vielleicht auch die Mitwirkung günstiger Umstände, bewahrte mich vor aller Unmoral oder grober und absichtlicher Ungerechtigkeit, zu welcher mich mein Mangel an Religion in der gefahrvollen Jugendzeit und in den bedenklichen Lagen, worin ich mich bisweilen unter Fremden, fern von der Aufsicht und den Warnungen meines Vaters befand, leicht hätte verleiten können. Ich darf mich des Ausdrucks absichtliche Ungerechtigkeit bedienen, weil die Fehler, die ich begangen hatte, gewissermaßen das nothwendige Resultat meiner eigenen Unerfahrenheit oder der Unredlichkeit anderer gewesen waren. Ich hatte sonach, bevor ich meine eigene neue Laufbahn betrat, gute Grundsätze und als Richtschnur die Rechtlichkeit angenommen. Ich kannte den Werth derselben und gelobte mir feierlich, nie von ihnen zu weichen.

Ich war nicht lange von Burlington zurückgekehrt, als unser in London bestelltes Druckmaterial eintraf. Ich schloß meine Rechnung mit Keimer ab und verließ ihn mit seiner eigenen Einwilligung, bevor er noch eine Ahnung von unsrem Plane hatte. Unweit des Marktes fanden wir ein Haus, welches zu vermiethen war. Wir mietheten es, und um uns den Zins (damals zwanzig Pfund, doch weiß ich, daß es in der Folge für siebzig vermiethet worden ist) zu erleichtern, ließen wir Thomas Godfrey, einen Glaser, nebst seiner Familie mit einziehen, von welchem wir uns auch beköstigen ließen.

Kaum hatten wir unsere Schriften ausgepackt und unsere Presse aufgestellt, als uns einer meiner Bekannten, George House, einen Mann vom Lande zuführte, der sich auf der Straße bei ihm nach einem Buchdrucker erkundigt hatte. Durch die Gegenstände, die wir hatten anschaffen müssen, war unsere Kasse fast ganz erschöpft. Die fünf Schillinge, die wir von dem Landmanne erhielten, unsere erste Einnahme, machten mir, da sie so gelegen kamen, weit mehr Freude, denn irgend eine Summe, die ich in der Folge erworben habe; und die Dankbarkeit, die ich bei dieser Gelegenheit

gegen George House fühlte, hat mich häufig mehr, als es außerdem vielleicht der Fall gewesen sein würde, geneigt gemacht, jungen Geschäftsanfängern Aufmunterung zu geben.

Es gibt allenthalben mürrische Leute, die allezeit nur Unglück weissagen. Auch in Philadelphia befand sich ein Mann dieses Schlages. Er besaß Vermögen, war schon etwas bejahrt, hatte die Miene eines Weisen und pflegte in sehr würdevollem Tone zu sprechen. Er hieß Samuel Mickle. Ich kannte ihn nicht, aber er blieb eines Tages an meiner Thür stehen und fragte mich, ob ich der junge Mann wäre, der unlängst eine neue Druckerei eröffnet hätte. Als ich die Frage bejahte, sagte er, er müsse mich herzlich beklagen, denn es wäre ein kostspieliges Unternehmen und das darauf verwendete Geld so gut wie verloren, da Philadelphia dem Verfall entgegen ginge und alle oder doch fast alle Einwohner bereits genöthigt gewesen wären, sich mit ihren Gläubigern zu vergleichen. Er wüßte auf Grund unzweifelhafter Thatsachen, daß Alles, was uns das Gegentheil vermuthen lassen könnte, wie z. B. neue Gebäude und der gesteigerte Miethzins, trügerische Erscheinungen wären, die in Wahrheit nur zur Beschleunigung des allgemeinen Ruins beitrügen; und dabei führte er mir eine solche Menge wirklich vorgekommener oder in naher Aussicht stehender Unglücksfälle im Geschäftsleben an, daß er mich fast in einem Zustande der Verzweiflung verließ. Hätte ich diesen Mann gekannt, bevor ich mich etablirte, so würde ich dies wahrscheinlich nie gewagt haben. Er fuhr indeß fort, diese Stadt des Verfalls zu bewohnen und in dem nämlichen Tone zu declamiren, indem er viele Jahre Bedenken trug, ein Haus zu kaufen, weil Alles dem Untergang entgegen eilte; und am Ende hatte ich die Genugthuung, ihn für eines fünf Mal so viel zahlen zu sehen, als es ihn gekostet haben würde, wenn er es im Beginn seiner Klagen gekauft hätte.

Ich hätte erwähnen sollen, daß ich im Herbst des vorhergehenden Jahres die Mehrzahl gebildeter Personen meiner Bekanntschaft in einem Klub vereinigt hatte, welchem wir den Namen J u n t o beilegten und dessen Zweck unsere geistige Ausbildung war. Wir versammelten uns am Abend jeden Freitags. Die Gesetze, welche ich entworfen hatte, verpflichteten jedes Mitglied, der Reihe nach, eine oder mehrere Fragen über Gegenstände der Moral, der Politik oder Philosophie aufzustellen, die von der Gesellschaft discutirt werden sollten, so wie in jedem Vierteljahr einmal einen Originalaufsatz über einen beliebigen Gegenstand vorzulesen. Unsre Debatten, die ein

Präsident leitete, sollten nur aus dem aufrichtigen Verlangen nach Erforschung der Wahrheit hervorgehen, das Vergnügen am Disputiren und die Eitelkeit des Triumphs aber nichts damit zu schaffen haben, und um unschicklicher Hitze dabei vorzubeugen, war jeder Ausdruck, der ein hartnäckiges Festhalten an einer Meinung kundgab, und jeder directe Widerspruch unter Auferlegung kleiner Geldstrafen verboten.

Die ersten Mitglieder unsers Klubs waren folgende: Joseph Breintnal, ein Notar. Er war ein Mann von mittlern Jahren und sehr einnehmendem Wesen, seinen Freunden herzlich zugethan, großer Liebhaber der Dichtkunst und eifriger Leser aller Schriften, die in seine Hände fielen; er schrieb auch nicht übel, zeichnete sich besonders durch viele geistreiche Kleinigkeiten aus und führte eine angenehme Unterhaltung.

Thomas Godfrey, ein geschickter obwohl nur durch Selbstunterricht gebildeter Mathematiker, der späterhin Erfinder des unter Hadley's Namen bekannten Quadranten wurde; er besaß jedoch außer seinem eigenen Fache wenig Kenntnisse und war unerträglich in Gesellschaft, weil er, gleich den meisten Mathematikern, die mir vorgekommen sind, stets bei Allem, was gesagt wurde, eine ungewöhnliche Präcision verlangte, beständig widersprach oder kleinliche Bemerkungen machte, was ein sicheres Mittel ist, alle Zwecke des Gesprächs zu vereiteln. Er verließ uns sehr bald.

Nicolas Scull, ein Feldmesser und späterhin Oberfeldvermesser. Er war ein Bücherfreund und schrieb Verse.

William Parsons. Er hatte als Schuhmacher gelernt, sich jedoch in Folge seines Geschmacks an der Lectüre eine gründliche Kenntniß der Mathematik erworben. Anfangs hatte er dieselbe mit Rücksicht auf Astrologie studirt, die er jedoch später mehr als jeder Andere als Thorheit verlachte. Er wurde gleichfalls Oberlandvermesser.

William Mawgridge, ein Tischler und ausgezeichneter Mechaniker, übrigens auch in anderer Beziehung ein Mann von tüchtigem Urtheil und Einsicht.

Hugh Meredith, Stephen Potts und George Webb, von denen ich bereits gesprochen habe.

Robert Grace, ein vermögender junger Mann; er war gutherzig, lebhaft, witzig, und liebte Epigramme, jedoch noch mehr seine Freunde.

Endlich William Coleman, damals Handlungsdiener und mit

mir von ziemlich gleichem Alter. Er besaß einen kältern und klarern Kopf, ein besseres Herz und eine gewissenhaftere Moral als fast jeder andere Mensch, dem ich begegnet bin. Er wurde ein sehr geachteter Kaufmann und einer unserer Provinzialrichter. Unsere Freundschaft bestand ohne Unterbrechung länger als vierzig Jahre bis zu seinem Tode, und der Klub bestand beinahe ebenso lange.

Dieser war die beste Schule für Politik und Philosophie, die damals in der Provinz existirte, denn unsere Fragen, die eine Woche vor ihrer Discussion verlesen wurden, gaben uns Anlaß, darauf bezügliche Bücher mit Aufmerksamkeit durchzulesen, um desto gründlicher über den Gegenstand sprechen zu können. Wir gewöhnten uns auf diese Weise an einen angenehmern Ton der Unterhaltung, da jeder Gegenstand unsern Regeln gemäß und dergestalt erörtert wurde, daß man gegenseitigen Ueberdruß verhütete. Diesem Umstande dürfte das lange Bestehen des Klubs zuzuschreiben sein, den ich in meiner Erzählung noch häufig zu erwähnen Gelegenheit finden werde.

Ich habe hier namentlich deshalb davon gesprochen, weil er eines der Mittel war, auf welches ich in Betreff des gedeihlichen Fortgangs meines Geschäftes zu zählen hatte, denn jedes Mitglied bemühte sich uns Beschäftigung zu verschaffen. Unter Anderm bekamen wir durch Breintnal von Seiten der Quäker vierzig Bogen ihrer Geschichte zu drucken, während der Rest von Keimer besorgt wurde. Unsere Ausführung dieses Werkes war, da sehr wenig dafür bezahlt wurde, keineswegs meisterhaft. Es war in Folio, auf Pro-Patria-Papier mit Ciceroschrift gedruckt und von umfangreichen Noten in kleinster Schrift begleitet. Ich setzte täglich einen Bogen, den Meredith druckte. Es war häufig elf Uhr Nachts, auch wohl noch später, bevor ich mit Ablegen fertig war, um den nächsten Tag fortarbeiten zu können, denn die Kleinigkeiten, die uns unsre Freunde gelegentlich übertrugen, hinderten die rasche Beförderung dieser Arbeit. Ich war jedoch so fest entschlossen, täglich einen Bogen zu setzen, daß ich eines Abends, als meine Columnen in die Form gebracht waren, aber nachdem ich mein Tagewerk beendigt glaubte, diese Form durch einen unglücklichen Zufall auseinander gebrochen wurde, wodurch zwei ganze Folioseiten in Unordnung geriethen, auf der Stelle ablegte und dieselben auf's Neue setzte, bevor ich zu Bette ging.

Dieser unermüdliche Fleiß, den die Nachbarn bemerkten, erwarb uns

bald Achtung und Credit. Unter Anderm erfuhr ich, daß man in einem von Kaufleuten besuchten Klub, die sich jeden Abend versammelten, auch von unserer neuen Druckerei gesprochen hatte und allgemein der Ansicht gewesen war, das Unternehmen würde fehlschlagen, da sich bereits die beiden Druckereien Keimer's und Bradford's in der Stadt befänden.*) Dr. Bard jedoch, den Du und ich viele Jahre nachher in seiner Vaterstadt St. Andrews in Schottland zu sehen Gelegenheit fanden, war anderer Ansicht. „Die Betriebsamkeit dieses Franklin (sagte er), übersteigt Alles, was ich jemals Aehnliches beobachtet habe. Ich sehe ihn noch arbeiten, wenn ich Nachts aus dem Klub heimkehre, und des Morgens ist er schon wieder bei der Arbeit, bevor seine Nachbarn noch aus dem Bette sind." Diese Schilderung machte einen vortheilhaften Eindruck auf die Anwesenden und kurz nachher kam eines der Mitglieder des Klubs zu uns und erbot sich, uns mit den erforderlichen Artikeln zu versorgen, um einen Handel mit Schreibmaterialien zu eröffnen; wir wünschten uns jedoch noch nicht mit einem Laden zu befassen. Ich führe die vorstehenden Beispiele meines Fleißes nicht so ausführlich an, um Beifall zu erstreben, sondern damit diejenigen meiner Nachkommen, die die gegenwärtigen Memoiren lesen werden, den Werth der genannten Tugend erkennen mögen, wenn sie in der Schilderung meines Lebens finden, welche Vortheile dieselbe für mich herbeiführte.

George Webb, dem ein Freund die erforderliche Summe geliehen hatte, um sich bei Keimer loszukaufen, kam eines Tages und bot sich uns als Gehilfe an. Wir vermochten ihn nicht sofort zu beschäftigen; unbedachtsamer Weise sagte ich ihm jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich in Kurzem eine neue Zeitschrift herauszugeben gedächte und wir alsdann Arbeit für ihn haben würden. Meine Hoffnungen auf günstigen Erfolg, die ich ihm mittheilte, gründeten sich auf den Umstand, daß das einzige Blatt, welches wir damals in Philadelphia hatten und das Bradford druckte, ein elendes Machwerk, erbärmlich redigirt, in keiner Weise unterhaltend und gleichwohl gewinnbringend war. Ich setzte daher voraus, daß ein gutes derartiges Werk nothwendigerweise Glück machen würde. Webb verrieth mein Geheimniß an Keimer, der, um mir zuvorzukommen, sofort den Prospect

---

*) Gegenwärtig hat Philadelphia (welches 200000 Einwohner und darunter 40000 Deutsche zählt) eine große Anzahl Buchdruckereien, sowie auch Schriftgießereien.

eines Blattes veröffentlichte, das er selbst zu begründen beabsichtigte und wobei Webb betheiligt werden sollte. Ich war über dieses Verfahren aufgebracht, und da ich mein eigenes Blatt nicht sogleich beginnen konnte, schrieb ich, um ihnen entgegenzuwirken, eine Reihe humoristischer Aufsätze in Bradford's Zeitschrift unter dem Titel der „Neuigkeitsnarr"*) die noch mehrere Monate von Breintnal fortgesetzt wurden. Hierdurch lenkte ich die Aufmerksamkeit des Publikums auf Bradford's Blatt und Keimer's Prospect, den wir lächerlich machten, wurde verachtet. Trotzdem begann er die Herausgabe seines Blattes und nachdem er es mit allerhöchstens neunzig Abonnenten neun Monate fortgesetzt hatte, bot er es mir um einen Spottpreis an. Ich war seit einiger Zeit auf einen solchen Antrag vorbereitet gewesen; daher übernahm ich es sogleich und in wenigen Jahren wurde es sehr einträglich.

Ich bemerkte soeben, daß ich bei diesen Unternehmungen unwillkürlich immer nur von mir gesprochen habe, obwohl Meredith noch mein Compagnon war; dies mag vielleicht daher kommen, weil das ganze Geschäft in der That auf meiner Thätigkeit beruhte. Meredith war kein Setzer und auch als Drucker nicht besonders geschickt; überdies enthielt er sich selten des unmäßigen Trinkens. Meine Freunde beklagten mich dieser Verbindung wegen, aber ich bemühte mich, so viel Vortheil als nur möglich daraus zu ziehen.

Die erste Nummer unseres Blattes brachte, was die äußere Ausstattung anlangte, keine andere Wirkung als jede andre Zeitschrift hervor, die in der Provinz erschienen war; jedoch einige in meinem eigenthümlichen Style geschriebene Bemerkungen über den damals zwischen Gouverneur Burnet und der Generalversammlung von Massachusetts obwaltenden Streit fielen einigen Personen als ungewöhnlich scharfsinnig auf, gaben Anlaß, daß über das Blatt und dessen Herausgeber gesprochen wurde und veranlaßten diese Leute binnen wenigen Wochen unsere Abonnenten zu werden; viele Andre folgten ihrem Beispiele und die Zahl unserer Abnehmer fuhr fort zu wachsen. Dies war eine der ersten guten Folgen der Mühe, die ich darauf verwendet hatte, meine Gedanken schriftlich ausdrücken zu lernen.

---

*) Eine handschriftliche Note in dem in der Bibliothek zu Philadelphia aufbewahrten Exemplare des amerikanischen Merkurs sagt, daß Franklin die fünf ersten Nummern sowie einen Theil der achten schrieb.

Ein zweiter Vortheil war, daß die einflußreichen Personen der Stadt, als sie in dem Herausgeber dieses Blattes einen Mann sahen, der seine Feder so geschickt zu brauchen verstand, es für gut fanden, mich zu protegiren und aufzumuntern.

Die Wahllisten, Gesetze und andere Regierungssachen wurden von Bradford gedruckt. Eine Adresse der Versammlung an den Gouverneur war von ihm sehr unsauber und fehlerhaft geliefert worden. Wir veranstalteten einen correcten und eleganten Abdruck derselben und sendeten jedem Mitgliede ein Exemplar davon. Sie bemerkten den Unterschied und dieser Umstand steigerte den Einfluß unserer Freunde in der Versammlung in dem Grade, daß uns dieselbe auf das folgende Jahr zu ihren Buchdruckern ernannte.

Unter jenen Freunden darf ich namentlich ein Mitglied, Herrn Hamilton, nicht vergessen, dessen ich an einer frühern Stelle meiner Erzählung gedacht habe und der jetzt aus England zurückgekehrt war. Er bewies mir bei dieser Gelegenheit, wie in der Folge noch bei vielen andern, eine warme Theilnahme; seine Freundlichkeit gegen mich ist nur mit seinem Tode erloschen.

Um diese Zeit erinnerte mich Herr Vernon an die ihm schuldige Summe, jedoch ohne mich der Zahlung wegen zu drängen. Ich schrieb ihm einen artigen Brief, bat ihn, sich noch einige Zeit zu gedulden und er verstand sich dazu; sobald ich es vermochte, zahlte ich ihm Capital und Zinsen, begleitet von meinem wärmsten Danke, indem ich auf diese Weise den begangenen Fehler einigermaßen gut machte.

Jetzt wurde ich jedoch von einer andern Sorge heimgesucht, auf die ich nicht im Geringsten vorbereitet war. Meredith's Vater, der unserer Uebereinkunft gemäß die sämmtlichen Kosten unsers Druckmaterials bestreiten sollte, hatte nur hundert Pfund gezahlt. Andere hundert Pfund waren noch zu entrichten und der Kaufmann, der nicht länger warten mochte, wurde klagbar. Wir verschafften Bürgschaft, jedoch mit der traurigen Aussicht, daß die Sache, wenn das Geld zur festgesetzten Zeit nicht gezahlt wurde, ihren rechtlichen Verlauf nehmen, unsre schönen Hoffnungen vernichtet und wir selbst völlig ruinirt werden würden, da alsdann die Schriften und die Presse vielleicht zu ihrem halben Werthe verkauft werden mußte, um die Schuld zu decken.

Zwei wahre Freunde, deren großmüthiges Benehmen ich nie vergessen

habe und nimmer vergessen werde, so lange ich überhaupt einer Erinnerung fähig bin, kamen in dieser Bedrängniß zu mir, und zwar jeder einzeln, ohne vom andern etwas zu wissen und ohne daß ich mich an einen von ihnen gewendet hatte. Jeder von ihnen bot mir so viel Geld an, als erforderlich sein würde, um das Geschäft, wofern dies thunlich wäre, allein in meine Hände zu nehmen, denn sie wünschten nicht, daß ich ferner mit Meredith in Compagnie bliebe, den man, wie sie sagten, häufig betrunken auf der Straße und beim Spiel in Bierhäusern gesehen hatte, was unserm Credite sehr schaden mußte. Diese Freunde waren William Coleman und Robert Grace. Ich sagte ihnen, so lang' ich noch einige Wahrscheinlichkeit behielte, daß die Merediths das Ihrige zur Erfüllung des Vertrags leisten würden, könnte ich eine Trennung nicht beantragen, da ich ihnen für Das, was sie bereits gethan hätten und, wofern sie es vermöchten, auch noch zu thun geneigt wären, verpflichtet wäre; sollten sie jedoch am Ende ihre Verbindlichkeit nicht erfüllen und wir unser Verhältniß auflösen, so würde ich mich alsdann für befugt halten, das gütige Anerbieten meiner Freunde anzunehmen.

Dieser Stand der Dinge dauerte noch einige Zeit. Endlich sagte ich eines Tages zu meinem Compagnon: „Es ist Ihrem Vater vielleicht unangenehm, daß Sie nur einen Antheil am Geschäfte haben, und er ist abgeneigt für zwei zu thun, was er gern für Sie allein thun würde. Sagen Sie mir offen, daß dem so ist, und ich werde das Ganze Ihnen überlassen und so gut ich kann für mich selbst auszukommen suchen.“ — „Stein (sagte er), mein Vater hat sich wirklich nur in seinen Hoffnungen getäuscht gesehen; er ist nicht im Stande zu zahlen und ich wünsche ihm nicht ferner zur Last zu fallen. Ich sehe ein, daß ich mich ganz und gar nicht für das Geschäft eines Buchdruckers eigne; ich bin als Farmer erzogen und es war thöricht von mir, hierher zu kommen und in meinem dreißigsten Jahre erst noch in die Lehre zu gehen, um mich einem neuen Berufe zu widmen. Viele meiner Landsleute sind im Begriff, sich in Nord-Carolina niederzulassen, wo der Boden vortrefflich ist. Ich fühle mich versucht, mit ihnen zu gehen und zu meiner frühern Beschäftigung zurückzukehren. Sie werden ohne Zweifel Freunde finden, die Ihnen beistehen werden. Wollen Sie unsre gemeinschaftlichen Schulden übernehmen, meinem Vater die vorgeschossenen hundert Pfund zurückgeben, meine kleinen Privatschulden bezahlen und mir dreißig Pfund und einen neuen Sattel geben, so werde ich dem Geschäft entsagen und Ihnen mein ganzen Antheil daran überlassen.“

Diesen Vorschlag nahm ich ohne Bedenken an. Der Vertrag wurde unverzüglich zu Papiere gebracht, unterschrieben und untersiegelt. Ich gab ihm, was er verlangte, und er reiste bald nach Carolina ab, von wo er mir im folgenden Jahre zwei lange Briefe schickte, die in Bezug auf Boden, Klima, Landwirthschaft u. s. w., da er von diesen Gegenständen eine gründliche Kenntniß besaß, die besten Berichte enthielten, die man über jenes Land noch erhalten hatte. Ich veröffentlichte sie in meiner Zeitung und sie fanden eine sehr gute Aufnahme.

Sobald er fort war, wendete ich mich an meine beiden Freunde und da ich keinen auf eine für den andern verletzende Weise bevorzugen wollte, so nahm ich von jedem die Hälfte Dessen an, was er mir angeboten hatte und was erforderlich war. Ich bezahlte die gemeinschaftlichen Schulden und setzte das Geschäft für meine eigene Rechnung fort, während ich nicht verfehlte, dem Publikum öffentlich anzuzeigen, daß die Compagnie aufgelöst war. Dies geschah, glaub' ich, ungefähr im Jahre 1729.

Ziemlich um dieselbe Zeit sprach das Volk das Verlangen nach einer neuen Ausgabe von Papiergeld aus, da das vorhandene und einzige, das in der Provinz in Umlauf gesetzt war und welches sich auf funfzehntausend Pfund belief, binnen Kurzem erlöschen sollte. Die wohlhabenden Einwohner, die aus Furcht vor einer Entwerthung, von der zum Schaden der Inhaber ein Beispiel in der Provinz Neu-England vorgekommen war, ein Vorurtheil gegen alles Papiergeld hegten, widersetzten sich der vorgeschlagenen Maßregel hartnäckig. Wir hatten diese Angelegenheit in unserm Junto erörtert und ich hatte mich zu Gunsten der neuen Ausgabe ausgesprochen, denn ich war überzeugt, daß die erste, im Jahre 1723 angefertigte kleine Summe der Provinz sehr nützlich gewesen war, indem sie Handel, Gewerbfleiß befördert und zugleich die Bevölkerung gesteigert hatte; alle Häuser waren jetzt bewohnt und viele andere im Bau begriffen, während ich mich erinnerte, daß ich bei meinem ersten Besuche Philadelphias, als ich meine Semmel verzehrend durch die Straßen ging, an der Mehrzahl der Häuser in Walnutstreet, Secondstreet, Fourthstreet, so wie an sehr vielen in Chesnutstreet und andern Straßen Zettel gesehen hatte, die besagten, daß sie zu vermiethen waren; damals hatte mich das auf den Gedanken gebracht, daß die Einwohner die Stadt in Menge verlassen müßten.

In Folge unserer Debatten erwarb ich mir eine so gründliche Kenntniß des Gegenstandes, daß ich unter dem Titel „Untersuchung des Wesens und

der Nothwendigkeit des Papiergeldes" eine anonyme Flugschrift schrieb und veröffentlichte. Sie fand sehr günstige Aufnahme bei den untern und mittlern Klassen der Bevölkerung, mißfiel aber den Reichen, weil sie das Geschrei zu Gunsten der neuen Ausgabe steigerte. Da sie jedoch unter ihrer Partei Niemand hatten, der fähig war eine Entgegnung zu schreiben, so gestaltete sich ihre Opposition minder heftig, und da sich in der Generalversammlung eine Majorität für diese Maßregel fand, ging dieselbe durch. Die Freunde, die ich mir in der Generalversammlung erworben hatte, glaubten, daß ich bei dieser Gelegenheit dem Lande einen wesentlichen Dienst geleistet hätte und belohnten mich, indem sie mir den Druck des neuen Papiergeldes übertrugen. Es war ein gewinnreiches Geschäft und gewährte mir eine sehr rechtzeitige Hilfe. Dies war ein neuer Vortheil, den ich meiner Uebung im schriftlichen Ausdruck verdankte.

Zeit und Erfahrung bewiesen den Nutzen des Papiergeldes so klar, daß es in der Folge nie eine bedeutende Opposition erregte; es belief sich daher bald auf 55000 und im Jahre 1739 auf 80000 Pfund. Seitdem hat sich der Betrag während des letzten Kriegs auf 350000 Pfund gesteigert, indem Handel, Anzahl der Gebäude und Bevölkerung inzwischen fortwährend zugenommen haben; ich bin jedoch jetzt überzeugt, daß es Grenzen giebt, jenseits deren Papiergeld schädlich werden würde.

Bald nachher erhielt ich durch Vermittelung meines Freundes Hamilton den Druck des Papiergeldes von Newcastle, was ich damals ebenfalls für ein einträgliches Geschäft hielt, da kleine Dinge in den Augen unbemittelter Personen groß zu erscheinen pflegen; und für mich waren sie wirklich groß, denn sie gewährten mir große Aufmunterung. Hamilton verschaffte mir auch den Druck der Gesetze und Wahlschriften jenes großen Gouvernements und ich befragte denselben so lang' ich im Geschäft blieb.

Ich eröffnete nun auch einen kleinen Laden mit Schreibmaterialien. Ich hielt Schemata für Verträge, Obligationen u. s. w. vorräthig, die in einer accuratern Form abgefaßt waren, als man bis dahin in diesem Lande gesehen hatte; hierin leistete mir mein Freund Breintnal seinen Beistand. Auch hatte ich Papier, Pergament, Pappe, Bücher u. s. f. Ein gewisser Whitemash, ein sehr geschickter Setzer, den ich in London gekannt hatte, kam und bot sich mir an; ich beschäftigte ihn und er fuhr fort mit Ausdauer und Fleiß bei mir zu arbeiten. Auch nahm ich den Sohn Aquila Rosa's als Lehrling an.

Ich begann nach und nach die Schuld abzuzahlen, die ich contrahirt hatte, und um meinen Credit und guten Ruf als Geschäftsmann zu sichern, ließ ich es mir angelegen sein, nicht nur wirklich fleißig und mäßig zu leben, sondern auch jeden Schein des Gegentheils zu vermeiden. Ich ging schlicht gekleidet und ließ mich nie an öffentlichen Vergnügungsorten sehen. Ich ging nie angeln oder auf die Jagd. Ein Buch entzog mich allerdings bisweilen meiner Arbeit, aber es geschah selten, nur insgeheim, und gab keinen Anstoß. Um zu beweisen, daß ich mich nicht über meinen Stand erhaben dünkte, fuhr ich bisweilen das Papier, das ich im Magazin gekauft hatte, selbst auf einem Schubkarren nach Hause.

So erwarb ich mir den Ruf eines fleißigen und in seinen Zahlungen sehr pünktlichen jungen Mannes. Die Kaufleute, welche Schreibmaterialien u. dgl. einführten, bewarben sich um meine Kundschaft; andere erboten sich mir Bücher zu liefern, und mein kleiner Handel nahm einen gedeihlichen Fortgang.

Inzwischen verminderte sich der Credit und das Geschäft Keimer's mit jedem Tage, bis er endlich gezwungen war, zur Befriedigung seiner Gläubiger Alles zu verkaufen. Er begab sich nach Barbadoes, wo er eine Zeitlang in sehr dürftigen Umständen lebte. Sein Lehrling David Harry, den ich unterwiesen hatte, während ich bei Keimer arbeitete, hatte das Material gekauft und setzte das Geschäft fort. Anfangs fürchtete ich, in Harry einen gefährlichen Concurrenten zu finden, weil er einer wohlhabenden und angesehenen Familie angehörte; ich schlug ihm daher vor, mit mir in Compagnie zu treten, was er zum Glück für mich mit Verachtung ablehnte. Er war außerordentlich stolz, hielt sich für einen feinen vornehmen Herrn, lebte verschwenderisch und ging Vergnügungen nach, in Folge deren er selten daheim anzutreffen war; durch diese Lebensweise gerieth er in Schulden, vernachlässigte sein Geschäft und das Geschäft vernachlässigte natürlich auch ihn. Da er binnen Kurzem im Lande nichts mehr zu thun fand, folgte er Keimer nach Barbadoes, indem er sein Druckmaterial mitnahm. Dort beschäftigte der Lehrling seinen ehemaligen Lehrherrn als Gehilfen. Sie lebten in beständigem Zwist mit einander und Harry, der immer auf's Neue Schulden machte, war zuletzt genöthigt, Presse und Schriften zu verkaufen und zu seiner frühern Beschäftigung, der Landwirthschaft, nach Pennsylvanien zurückzukehren. Die Person, welche die Sachen kaufte, stellte Keimer als Geschäftsführer an; er starb jedoch wenige Jahre nachher.

Ich hatte jetzt in Philadelphia keinen Concurrenten weiter, als Bradford, der sich in guten Umständen befand und daher nicht mit dem Drucke von Büchern befaßte, ausgenommen dann und wann, wenn sich ihm zufällig Gehilfen anboten; er strebte jedoch nicht darnach, sein Geschäft zu erweitern. Einen Vortheil hatte er indeß vor mir voraus, indem er die Direction des Postamts verwaltete und sonach, wie man glaubte, bessere Gelegenheit hatte, Nachrichten und Neuigkeiten zu erhalten. Auch galt sein Blatt in Betreff der Ankündigungen für vortheilhafter, und es wurden ihm deshalb deren weit mehr eingesendet als mir, ein Umstand, der für ihn ebenso gewinnbringend, als nachtheilig für mich wirkte. Es half mir nichts, daß ich durch die Post andere Zeitungen bezog und die meinige auf demselben Wege versendete; das Publikum glaubte einmal, daß mir in dieser Hinsicht die Mittel gebrächen, und ich wußte dieselben allerdings nur durch Bestechung der Postleute zu erlangen, die mich nur verstohlen bedienten, da Bradford illiberal genug war, es ihnen zu verbieten. Dieses Verfahren erregte meinen Unwillen, und mein Abscheu davor war so eingewurzelt, daß ich mich später, als ich in der Verwaltung der Post sein Nachfolger wurde, wohl hütete, sein Beispiel nachzuahmen.

Ich hatte mich bisher von Godfrey beköstigen lassen, der mit seiner Familie einen Theil meines Hauses sowie die Hälfte des Ladens zu seinem Geschäft inne hatte; mit letzterem befaßte er sich indeß nur wenig, da er stets in die Mathematik vertieft war. Frau Godfrey hegte den Wunsch mich mit der Tochter eines ihrer Verwandten zu verheirathen. Sie veranstaltete verschiedene Gelegenheiten, um uns zusammenzubringen, bis sie sah, daß ich gefangen war; das hatte nicht schwer gehalten, denn die betreffende Dame besaß bedeutende persönliche Vorzüge. Die Eltern begünstigten meine Bewerbung, indem sie mich beständig zum Abendessen einluden, und uns miteinander allein ließen, bis es endlich Zeit wurde, zu einer Erklärung zu kommen. Frau Godfrey übernahm die Verhandlung unsers kleinen Vertrags. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich mit der jungen Dame eine Summe Geldes zu erhalten erwartete, die mich wenigstens in Stand setzen würde, den Rest der Schuld für die Einrichtung meiner Druckerei zu bezahlen. Dieselbe betrug damals, glaub' ich, nicht mehr als hundert Pfund. Sie brachte mir die Antwort, daß sie über keine solche Summe zu verfügen hätten. Ich bemerkte, daß dieselbe durch eine Hypothek auf ihr Haus leicht erlangt werden könnte. Hierauf erwiederten sie nach Verlauf einiger Tage, daß sie die

Verbindung nicht billigen könnten; sie hätten Bradford zu Rathe gezogen und erfahren, daß das Geschäft eines Buchdruckers nicht einträglich wäre, daß meine Schriften bald abgenutzt sein würden und dann durch neue ersetzt werden müßten; Keimer und Harry hätten sich nicht halten können und mit mir würde es wahrscheinlich nicht besser gehen. Sie verbaten sich daher meine Besuche und hielten die junge Dame unter strenger Aufsicht. Ich weiß nicht, ob sie wirklich andern Sinnes geworden oder ob sie nur eine Kriegslist ausübten, während sie glaubten, unsere gegenseitige Neigung wäre schon zu tief gewurzelt, als daß wir einander aufgeben würden; daß wir uns vielmehr heimlich verheirathen und es ihnen dadurch freistellen würden, uns nach Belieben ihre Unterstützung zu gewähren oder zu entziehen. Ich setzte indeß diesen Beweggrund voraus und besuchte daher ihr Haus nie wieder.

Einige Zeit nachher theilte mir Frau Godfrey mit, daß sie günstig gegen mich gestimmt wären und die Bekanntschaft zu erneuern wünschten; ich erklärte jedoch meinen festen Entschluß, nichts mehr mit der Familie zu thun haben zu wollen. Die Godfreys gaben einige Empfindlichkeit darüber zu erkennen, und da wir uns nicht mehr vertragen konnten, veränderten sie ihre Wohnung und ließen mich im Besitze des ganzen Hauses. Ich beschloß nun, keine Miethsleute mehr einzunehmen. Da mich jene Angelegenheit einmal auf Heirathsgedanken gebracht hatte, so sah ich mich weiter um, und machte anderwärts Anträge; ich fand indeß bald, daß ich, weil man das Geschäft eines Buchdruckers allgemein als wenig einträglich betrachtete, nicht erwarten dürfte, eine Frau mit Geld zu bekommen, zum wenigsten wofern ich wünschte, daß sie auch andre Reize besäße. Inzwischen hatte mich die so schwer zu beherrschende Leidenschaft der Jugend oft zum Umgange mit gemeinen Mädchen verleitet, die mir in den Weg geriethen; es fehlte dabei nicht an Kosten und Ungelegenheiten, zu geschweigen von der beständigen Gefahr, der Gesundheit zu schaden und mir eine Krankheit zuzuziehen, die ich über Alles fürchtete. Ich war aber glücklich genug, dieser Gefahr zu entgehen.

Als Nachbar und alter Bekannter hatte ich ein freundliches Verhältniß mit der Familie des Fräuleins Read unterhalten. Ihre Eltern waren mir seit der Zeit meines Aufenthaltes in ihrem Hause zugethan geblieben. Ich ward oft von ihnen eingeladen, sie zogen mich in ihren Angelegenheiten zu Rathe und ich war ihnen bisweilen nützlich geworden. Die unglückliche Lage ihrer Tochter, die fast immer melancholisch war und beständig die Ein-

samkeit suchte, ging mir zu Herzen. Ich betrachtete meine Vergeßlichkeit und Unbeständigkeit während meines Aufenthalts zu London als die wesentliche Ursache ihres Mißgeschicks, obwohl ihre Mutter aufrichtig genug war, vielmehr sich selbst als mir die Schuld beizumessen, weil sie erst unsre Verheirathung vor meiner Abreise verhindert, und die Tochter dann veranlaßt hatte, in meiner Abwesenheit einen Andern zu heirathen.

Unsre gegenseitige Neigung erwachte auf's Neue; es standen jedoch unserer Verbindung bedeutende Hindernisse im Wege. Ihre Ehe wurde allerdings nicht giltig betrachtet, da, wie man sagte, eine frühere Gattin des Mannes noch in England lebte; aber in so großer Entfernung war es schwer, einen Beweis dafür zu erhalten, und obwohl ein Gerücht sagte, daß er todt wäre, hatten wir doch auch darüber keine Gewißheit; überdies hatte er, die Wahrheit seines Todes vorausgesetzt, viele Schulden hinterlassen, deren wegen seine Erben in Anspruch genommen werden konnten. Wir wagten es indeß trotz all' diesen Schwierigkeiten und ich heirathete sie am 1. Sept. 1730. Wir erlebten keinen der gefürchteten Nachtheile. Sie bewährte sich mir als eine gute und treue Gefährtin und trug wesentlich zum gedeihlichen Bestehen meines Ladens bei. Wir waren glücklich mit einander und es war unser wechselseitiges Streben, uns dieses Glück zu bewahren und zu erhöhen. Auf diese Weise machte ich nach Kräften jenen großen Fehler meiner Jugend gut.

Unser Klub versammelte sich damals in keinem öffentlichen Hause. Wir hielten unsre Zusammenkünfte bei Herrn Grace, der ein Zimmer dazu eingerichtet hatte. Ein Mitglied bemerkte eines Tages, da unsre Bücher im Laufe unserer Discussionen oft angeführt würden, würde es passend sein, dieselben in dem Zimmer, wo wir uns versammelten, beisammen zu haben, um sie bei Gelegenheit zu Rathe zu ziehen; auch würde sich auf diese Weise aus unsern einzelnen Sammlungen eine gemeinschaftliche Bibliothek bilden, so daß ein jedes Mitglied den Vortheil hätte, die Bücher aller Andern zu benutzen, was fast ebenso gut wäre, als wenn man sie selbst besäße. Der Gedanke fand Beifall und wir lieferten daher die Bücher, die wir entbehren zu können glaubten, ein und stellten sie im Klubzimmer auf. Es kamen nicht so viel zusammen, als wir erwartet hatten; wir benutzten sie zwar vielfach, da aber wegen Mangels an Sorgfalt einige Ungelegenheiten vorkamen, beschlossen wir nach ungefähr einem Jahre, die Sammlung aufzulösen und ein Jeder nahm die ihm gehörigen Bücher wieder an sich.

Jetzt regte ich zuerst die Idee an, durch Subscription eine öffentliche Bibliothek zu begründen. Ich entwarf den Subscriptionsplan, der Advokat Brockden brachte ihn in die gehörige Form und mein Plan gelang, wie sich in der Folge zeigen wird. . . . .
. . . .

(Die Selbstbiographie Franklin's — wenigstens so weit dieselbe veröffentlicht worden — bricht an dieser Stelle ab. Die nachfolgende Fortsetzung ist einer amerikanischen Zeitschrift entnommen, und hat einen der Freunde Franklin's, den in Philadelphia — von deutschen Eltern — geborenen Dr. Stüber, einen talentvollen aber früh verstorbenen jungen Gelehrten zum Verfasser.)

Zur Beförderung der Wissenschaften war in Pennsylvanien wenig gethan worden. Die Mehrzahl der Einwohner war zu sehr durch ihre Geschäfte in Anspruch genommen, um an wissenschaftliche Bestrebungen denken zu können, und die Wenigen, die sich aus Neigung dem Studium widmeten, fanden es aus Mangel an hinreichend ausgestatteten Bibliotheken schwer, diese Neigung zu befriedigen. Unter solchen Umständen war die Stiftung einer öffentlichen Bibliothek ein wichtiges Ereigniß. Die erste Anregung dazu gab Franklin um das Jahr 1731. Funfzig Personen subscribirten je vierzig Schilling und verpflichteten sich, alljährlich zehn Schilling zu zahlen. Die Zahl der Theilnehmer wuchs und im Jahre 1742 constituirte sich die Gesellschaft unter dem Namen: „Bibliotheksgesellschaft von Philadelphia.“ Nach ihrem Muster bildeten sich noch mehrere andere Gesellschaften in dieser Stadt. Dieselben vereinigten sich in der Folge sämmtlich mit der Bibliotheksgesellschaft von Philadelphia, die auf diese Weise einen beträchtlichen Zuwachs an Büchern und Kapital erhielt. Sie umfaßt gegenwärtig *) ungefähr 8000 Bände über alle Gegenstände der Literatur, einen physikalischen Apparat und eine auserlesene Sammlung von Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten. Zu ihrer Unterhaltung besitzt die Gesellschaft Grundeigenthum von beträchtlichem Werthe. In Fifthstreet ist ein stattliches Bibliothekgebäude aufgeführt worden, vor dessen Fronte man eine Marmorstatue des Begründers, Benjamin Franklin's, aufzustellen beschloß. **)

---

*) D. h. gleich nach Franklin's Tode im Jahr 1790; jetzt zählt diese Bibliothek über 32000 Bände und es befinden sich außer derselben noch zwei andere bedeutende öffentliche Bibliotheken in Philadelphia.

**) Diese Statue lieferte ein italienischer Künstler Lazzarini: Franklin in einer

Diese Anstalt fand von Seiten der Freunde der Wissenschaft in Amerika und in Großbritannien vielfache Unterstützung. Die Familie Penn zeichnete sich durch ihre Schenkungen aus. Unter den frühesten Freunden der Stiftung ist Peter Collinson, der Freund Dr. Franklin's, zu erwähnen. Er machte nicht nur selbst bedeutende Geschenke und veranlaßte seine Freunde zu solchen, sondern übernahm es auch aus eigenem Antriebe, die Geschäfte der Gesellschaft in London zu besorgen, indem er Bücher empfahl, ankaufte und nach Amerika beförderte. Seine umfassenden Kenntnisse und sein Eifer für die Ausbreitung der Wissenschaften befähigten ihn, diese wichtige Aufgabe auf das Vortheilhafteste zu lösen. Mehr als dreißig Jahre leistete er diese Dienste fortwährend und weigerte sich stets, eine Vergütung anzunehmen. Während dieser Zeit erstattete er den Directoren unermüdlich Bericht über jeden Fortschritt und jede Entdeckung im Gebiete der Künste, der Landwirthschaft und der Naturwissenschaft.

Der wohlthätige Einfluß dieses Instituts machte sich bald bemerklich. Die Subscriptionsbedingungen dabei waren so mäßig, daß es für Jedermann zugänglich war; seine Vortheile beschränkten sich nicht auf die Reichen, sondern die Bürger der mittlern und untern Klassen der Gesellschaft waren derselben gleichmäßig vortheilhaft. Dadurch verbreitete sich ein gewisser Grad von Bildung unter allen Klassen des Volkes. Das Beispiel fand bald Nachahmung. In mehreren Städten wurden Bibliotheken errichtet und sie sind nun in den Vereinigten Staaten, namentlich in Pennsylvanien, sehr zahlreich geworden. Es steht zu hoffen, daß sie immer größere Ausbreitung erlangen werden und daß die Bildung allenthalben Eingang und Pflege findet; dies wird für die Erhaltung unserer Freiheit die beste Sicherheit und Bürgschaft gewähren. Eine Nation gebildeter Männer, welche die Rechte, die Gott dem Menschen verliehen hat, verstehen und schätzen gelernt haben, kann nicht geknechtet werden. Die Regionen der Unwissenheit sind es, wo Tyrannei herrscht; vor dem Lichte der Wissenschaft muß dieselbe entfliehen. Mögen die Bürger Amerikas daher allezeit Anstalten unterstützen, die darauf berechnet sind, Bildung und Kenntnisse unter dem Volke auszubreiten; öffentliche Bibliotheken aber gehören nicht unter die unwichtigsten dieser Anstalten.

---

römischen Toga dargestellt, stützt sich mit der Linken, in der er eine Papierrolle hält, auf eine Lage Bücher und in der Rechten hält er ein umgekehrtes Scepter, als Sinnbild seiner antimonarchischen Grundsätze.

Im Jahre 1732 begann Franklin „Des armen Richards Almanach“ herauszugeben. Dies Werk zeichnete sich durch die zahlreichen und trefflichen Lebensregeln aus, die es enthielt und die sämmtlich zu Fleiß und Mäßigkeit ermahnten. Es wurde eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgesetzt. In dem zuletzt erschienenen Almanach waren die sämmtlichen Regeln in einer Ansprache an den Leser, betitelt „Der Weg zum Reichthum,“ gesammelt; dieser Aufsatz ist in mehrere Sprachen übersetzt und vielfach abgedruckt worden. Auch ist er einzeln auf einem großen Bogen erschienen und man fand ihn in vielen Häusern Philadelphias unter Glas und Rahmen. Diese Ansprache enthält vielleicht die beste praktische Anleitung zur Sparsamkeit, die je erschienen ist; sie ist in einer für Jedermann verständlichen Sprache abgefaßt, die nothwendig jeden Leser von der Richtigkeit und praktischen Nützlichkeit der darin enthaltenen Bemerkungen und Rathschläge überzeugen muß. Dieser Almanach fand so gute Aufnahme, daß zehntausend Exemplare davon in einem Jahre verkauft worden sind, und erwägt man, daß das Land zu jener Zeit nur dünn bevölkert war, so muß dies als eine außerordentlich große Anzahl erscheinen. Es ist außer allem Zweifel, daß die in diesen Almanachs enthaltenen heilsamen Maximen einen günstigen Eindruck auf viele der Leser hervorgebracht haben müssen.

Bald nachher betrat Franklin seine politische Laufbahn. Im Jahre 1736 wurde er zum Secretär der Generalversammlung von Pennsylvanien ernannt und mehrere Jahre hintereinander immer auf's Neue als solcher bestätigt, bis er zum Vertreter für die Stadt Philadelphia gewählt wurde.

Bradford hatte einige Vortheile vor Franklin voraus, indem er Postdirector war und als solcher Gelegenheit hatte, seinem Blatte eine größere Verbreitung zu geben, es dadurch zu einem bessern Organ für Ankündigungen zu machen u. s. w. Auch Franklin erfreute sich endlich dieser Vortheile, indem er 1737 als Postmeister in Philadelphia angestellt wurde. Bradford hatte während seiner Amtsverwaltung kleinlich gegen Franklin gehandelt, indem er die Verbreitung seines Blattes nach Kräften verhinderte. Jetzt hatte Franklin Gelegenheit zur Wiedervergeltung, aber sein Edelmuth gestattete ihm nicht, sich dieser Gelegenheit zu bedienen.

Die Polizei Philadelphias hatte schon längst Wächter angestellt, um die Bürger gegen nächtliche Einbrüche sicher zu stellen und im Fall einer Feuersbrunst sogleich das Lärmzeichen zu geben. Dieses Amt ist vielleicht eines der wichtigsten, das einer Person anvertraut werden kann. Die

Instructionen waren jedoch nicht genau und streng genug. Franklin sah die Gefahren, die aus diesem Umstande erwachsen konnten und schlug eine Abänderung vor, in Folge deren die Wächter genöthigt werden sollten, Leben und Eigenthum der Bürger besser in Obacht zu nehmen. Die Nützlichkeit dieses Vorschlags wurde sogleich erkannt und eine Reform vorgenommen.

Nichts ist gefährlicher für aufblühende Städte, als Feuersbrünste. Während andere Nachtheile langsam und fast unmerklich wirken, macht das Feuer in einem Augenblicke zu nichte, was die Mühe ganzer Menschenalter geschaffen hat. Es sollten daher in allen Städten genügende Vorkehrungen getroffen werden, um das Umsichgreifen von Feuersbrünsten zu verhüten. Franklin sah diese Nothwendigkeit ein und bildete im Jahre 1738 die erste Feuercompagnie in Philadelphia; Andre folgten diesem Beispiele bald und es gibt nun zahlreiche Feuercompagnien in der Stadt und deren Gebiet. Ihnen verdankt man hauptsächlich die Gewandtheit im Löschen von Feuersbrünsten, wodurch sich die Einwohner Philadelphias auszeichnen, so wie die Geringfügigkeit des Schadens, den diese Stadt durch dergleichen Unglücksfälle erlitten hat. Einige Zeit nachher brachte Franklin den Plan einer Feuerversicherungsgesellschaft in Anregung, welcher ebenfalls zur Ausführung kam. Die Gesellschaft besteht bis diesen Tag und hat bedeutende Vortheile zur Folge gehabt.

Seit der Zeit der ersten Niederlassungen in Pennsylvanien scheint unter dessen Einwohnern eine gewisse Streitlust vorgeherrscht zu haben. Schon bei Lebzeiten William Penn's ist die Verfassung drei Mal verändert worden. Nach dieser Periode ist die Geschichte Pennsylvaniens fast nichts Anderes, als ein Verzeichniß der Zwistigkeiten zwischen den Eigenthümern, oder ihren Gouverneurs und der Generalversammlung. Die Eigenthümer kämpften um das Recht der Steuerfreiheit für ihre Ländereien, welches die Generalversammlung keineswegs einräumte. Dieser Gegenstand des Streites wurde fast mit jeder andern Frage verwickelt und verhinderte die Einführung der heilsamsten Gesetze. Dies hatte für die Bevölkerung häufig große Nachtheile zur Folge. Im Jahre 1744 hatten während eines Krieges zwischen Frankreich und Großbritannien eine Anzahl Franzosen und Indianer Einfälle gegen die Grenzbewohner der Provinz unternommen, die auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet waren. Es wurde nothwendig, daß sich die Bürger zu ihrem Schutze bewaffneten. Gouverneur Thomas empfahl den damals versammelten Volksvertretern die Annahme eines Milizgesetzes.

Dazu wollten sich die Mitglieder nur unter der Bedingung verstehen, daß er seine Zustimmung zu gewissen Gesetzen gäbe, die ihnen für die Interessen des Volks förderlich zu sein schienen. Er hielt jedoch diese Gesetze für schädlich für die Eigenthümer und verweigerte seine Genehmigung; die Versammlung ging daher auseinander, ohne ein Milizgesetz zu beschließen. Die Lage der Provinz war damals wirklich beunruhigend, denn sie sah sich, von allen Vertheidigungsmitteln entblößt, den beständigen Einfällen des Feindes ausgesetzt. In dieser Krisis trat Franklin auf und schlug in einer Versammlung der Bürger Philadelphias den Plan einer freiwilligen Vereinigung zum Schutze der Provinz vor. Dieser Vorschlag fand Beifall und zwölfhundert Personen unterzeichneten sich auf der Stelle. Abschriften des Plans ließ man sofort in der Provinz circuliren und binnen Kurzem belief sich die Zahl der Unterschriften auf zehntausend. Franklin wurde zum Obersten des Regiments von Philadelphia gewählt, doch hielt er es nicht für passend, diese Ehre anzunehmen.

Mehrere Jahre hindurch nahmen nun Bestrebungen anderer Art seine Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch. Mit all dem Eifer und dem Durste nach Entdeckungen, der die Physiker jener Zeit charakterisirte, beschäftigte er sich mit einer Reihe von Experimenten hinsichtlich der Electricität. Unter allen Zweigen der Naturwissenschaft war dieser noch am wenigsten erforscht. Theophrastus Paracelsus, auch schon Plinius, und nach ihnen spätere Naturhistoriker gedenken der Anziehungskraft des Bernsteins. Im Jahr 1600 wurde durch Gilbert, einen englischen Physiker, das Verzeichniß der Substanzen, welche die Eigenschaft besitzen, leichte Körper anzuziehen, beträchtlich erweitert. Boyle, Otto Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg und berühmt als Erfinder der Luftpumpe, Dr. Wall und Sir Isaak Newton fügten neue Thatsachen hinzu. Otto Guericke beobachtete zuerst die zurückstoßende Kraft der Electricität, sowie das Licht und das Geräusch, welches sie hervorbringt. Im Jahr 1709 machte Hawkesbec einige wichtige Beobachtungen und Experimente bekannt. Mehrere Jahre wurde indeß die Electricität gänzlich vernachlässigt, bis sich Herr Grey derselben 1728 mit großem Fleiße widmete. Er und sein Freund Herr Wheeler stellten eine Menge Experimente an, durch welche sie bewiesen, daß Electricität von einem Körper einem andern mitgetheilt werden kann, auch ohne daß beide einander berühren, und daß sich die Kraft auf diese Weise bis zu einer großen Entfernung fortleiten läßt. Herr Grey fand nachher, daß sich, wenn er Eisen-

stäbe an Fäden von Seide oder Haar aufhing und eine warmgeriebene Glasröhre unter sie brachte, Funken daraus ziehen ließen und an den Enden im Finstern ein Licht zeigte. Herr de Faye, Intendant der Gärten des Königs von Frankreich, stellte eine Anzahl Experimente an, welche die Wissenschaft wesentlich förderten. Er entdeckte zwei Arten von Electricität, welche er die Glas- und Harz-Electricität nannte; die erstere erregte er, indem er Glas rieb, während er die letztere mittels erhitzten Schwefels, Siegellacks u. s. w. hervorbrachte. Er gab diese Ansicht jedoch später als irrig auf. Zwischen den Jahren 1739 und 1742 machte Desauguliers eine Anzahl Experimente, entdeckte jedoch wenig Wichtiges. Er bediente sich zuerst der Ausdrücke Conductoren, Leiter, und electrische Körper an sich (idioelectrisch). Im Jahr 1742 beschäftigten sich mehrere talentvolle Deutsche mit diesem Gegenstande, namentlich Professor Bose in Wittenberg, Professor Winkler in Leipzig, Gordon, ein schottischer Benedictinermönch und Professor der Philosophie in Erfurt, und Dr. Ludolf in Berlin. Das Ergebniß ihrer Forschungen setzte die Physiker Europa's in Erstaunen. Ihr Apparat war groß und sie vermochten daher mittels desselben das electrische Fluidum in bedeutender Menge zu sammeln und Erscheinungen hervorzubringen, die bis dahin noch nicht beobachtet worden waren. Sie tödteten kleine Vögel und entzündeten Spiritus. Ihre Experimente erregten die Neugier anderer Physiker. Collinson sendete um das Jahr 1745 der Bibliotheksgesellschaft von Philadelphia einen Bericht über diese Experimente, zugleich mit einem Glascylinder und Anweisungen zu dessen Gebrauch. Franklin nahm mit einigen Freunden sogleich eine Reihe von Experimenten vor; der Erfolg derselben ist wohlbekannt. Er sah sich in Stand gesetzt, eine Anzahl wichtiger Entdeckungen zu machen und Theorien zur Erklärung verschiedener Phänomene aufzustellen, die allgemein angenommen worden sind und sich auch in der Zukunft zu erhalten versprechen. Seine Beobachtungen theilte er in einer Reihe von Briefen seinem Freunde Collinson mit; der erste derselben ist vom 28. März 1747 datirt. Er weist darin die den Spitzen eigenthümliche Fähigkeit nach, die electrische Materie anzuziehen und abzuleiten, was bis dahin der Aufmerksamkeit der Physiker entgangen war. Auch machte er die große Entdeckung eines Plus- und Minus- oder eines positiven und negativen Zustandes der Electricität. Wir geben ihm unbedenklich die Ehre dieser Erfindung, obwohl die Engländer sie für ihren Landsmann Dr. Watson in Anspruch genommen haben. Watson's Schrift ist vom 21. Januar 1748, Franklin's

Bericht aber vom 11. Juli 1747, also ein halbes Jahr früher, datirt. Bald nachher erklärte Franklin aus seiner Lehre vom Plus- und Minuszustande die zuerst von Herrn Cuneus oder von Professor Muschenbroeck in Leyden beobachteten Phänomene der Leydener Flasche, welche den Physikern viel zu schaffen gemacht hatten. Er zeigte klar, daß die Flasche im geladenen Zustande nicht mehr Electricität als vorher enthielte, sondern daß so viel von der einen Seite genommen wäre als der andern zugeführt würde; daß, um sie zu entladen, nichts weiter erforderlich wäre, als die Herstellung einer Communication zwischen den beiden Seiten, durch welche das Gleichgewicht hergestellt werden könnte, und daß alsdann keine Spuren der Electricität übrig bleiben würden. Er bewies nachher durch Experimente, daß die Electricität nicht, wie man angenommen hatte, in dem Ueberzuge oder der Belegung, sondern in den Poren des Glases selbst läge. Nachdem er eine Flasche geladen, entfernte er den Ueberzug und fand, daß bei Anlegung eines neuen Ueberzuges der Schlag immer noch erhalten werden konnte. Im Jahr 1749 deutete er zuerst seine Idee an, die Phänomene des Gewitters und des Nordlichts auf Grund der Electricität zu erklären. Er wies auf viele Umstände hin, in Betreff deren Blitz und Electricität übereinstimmen und führte eine Menge Thatsachen und daraus gefolgerte Schlüsse zur Unterstützung seiner Ansichten an. Im nämlichen Jahre kam er auf den kühnen und großartigen Gedanken, die Wahrheit seiner Lehre zu bestätigen, indem er mit Hilfe scharf zugespitzter und in der Region der Wolken aufgestellter Eisenstäbe den Blitz wirklich herabzuziehen versuchen wollte. Auch in diesem noch unsichern Stande der Sache bekundet sich schon sein Eifer, der Menschheit nützlich zu werden, auf schlagende Weise. Indem er die Identität der Electricität und des Blitzes annahm und während er die in Spitzen liegende Kraft kannte, mit Electricität erfüllte Körper zurückzustoßen und ihr Feuer still und unbemerkt abzuleiten, kam er auf den Gedanken, Häuser, Schiffe u. s. w. gegen den Blitz durch Errichtung spitzer Eisenstäbe sicher zu stellen, die sich einige Fuß über den höchsten Theil des zu schützenden Gegenstandes erheben und einige Fuß tief in den Erdboden oder in's Wasser hinabreichen sollten. Er schloß, diese Stäbe würden die Wirkung haben, den Blitzschlag, entweder durch Zurückstoßung der Wolke in genügende Entfernung oder durch Ableitung des darin enthaltenen electrischen Feuers, zu verhüten; oder, falls sie diese Wirkung nicht hätten, würden sie wenigstens die electrische Materie ohne Schaden für das Gebäude der Erde zuführen.

Erst im Sommer 1752 war er im Stande, seine großartige und unvergleichliche Entdeckung durch Experimente vollständig zu machen. Sein ursprünglicher Plan war, auf einem hohen Thurme oder einem andern erhabenen Punkte ein Schilderhaus zu errichten, von welchem sich ein durch einen Harzkuchen isolirter spitzer Eisenstab erheben sollte. Darüber hinwegziehende Wolken mußten, wie er annahm, diesem Stabe einen Theil ihrer Electricität mittheilen, was für die sinnliche Wahrnehmung durch das Entlocken von Funken deutlich werden würde, sobald man einen Schlüssel, ein Fingergelenk oder einen andern Leiter dem Stabe näherte. Philadelphia bot damals keine Gelegenheit dar, um ein derartiges Experiment vorzunehmen. Während Franklin auf den Bau eines Thurmes wartete, fiel es ihm ein, daß er mittels eines gewöhnlichen Papierdrachens weit rascher Zugang zu der Wolkenregion finden könnte. Er stellte aus zwei Stäben und einem seidenen Tuche einen solchen her, weil das letztere nicht so leicht vom Regen leiden konnte als Papier. An den aufwärts gerichteten Stab war eine Eisenspitze befestigt. Die Schnur war wie gewöhnlich von Hanf, ausgenommen das untere Ende, welches aus Seide bestand; wo die Hanfschnur endete, war ein Schlüssel befestigt. Mit diesem Apparate ging er, als sich ein Gewitter zu nähern schien, auf's Feld. Er war von seinem Sohne begleitet, der einzigen Person, der er seinen Plan mitgetheilt hatte, denn er wußte wohl, daß erfolglose Experimente solcher Art — leider nur zu allgemein für das Interesse der Wissenschaft — verspottet und lächerlich gemacht werden. Er stellte sich an einen gegen den Regen geschützten Ort — seine Drache stieg — eine Gewitterwolke zog darüber hin — kein Zeichen von Electricität erschien. Fast verzweifelte er am Erfolge, als er plötzlich die losen Fasern seiner Schnur sich aufrichten sah. Er näherte das Fingergelenk nun dem Schlüssel und erhielt einen starken Funken. Wie freudig und wie begeistert müssen die Empfindungen gewesen sein, die ihn in diesem Augenblicke ergriffen! Von diesem Experimente hing das Schicksal seiner Theorie ab. Gelang ihm sein Plan, so mußte sein Name einen hohen Rang unter Denen erhalten, welche die Wissenschaft befördert haben, schlug er fehl, so fiel er unvermeidlich dem Spotte der Menschen oder, was noch schlimmer, ihrem Mitleide als ein gutmeinender aber schwacher und kindischer Projectenmacher anheim. Man kann sich die Spannung vorstellen, mit welcher er dem Ergebnisse seines Experimentes entgegensah. Zweifel und Verzagen am Erfolg hatten bereits vorzuherrschen begonnen, als sich die That-

sache nun in so klarer Weise bewährte, daß sich auch die Ungläubigsten als überzeugt bekennen mußten. Wiederholt wurden dem Schlüssel Funken entzogen, eine Flasche ward geladen, ein Schlag ertheilt und alle Experimente vorgenommen, die man gewöhnlich mit Electricität anzustellen pflegt.

Etwa einen Monat vor dieser Zeit hatte ein scharfsinniger Franzose die Entdeckung in der ursprünglich von Franklin angegebenen Weise vollständig erprobt. Den Briefen, die er nun darüber an Herrn Collinson sendete, wurde, wie man sagt, die Aufnahme unter die Abhandlungen der Königl. Gesellschaft zu London versagt. Collinson veröffentlichte sie indeß in einem besondern Bande unter dem Titel: „Neue, zu Philadelphia in Amerika gemachte Experimente und Beobachtungen über Electricität.“ Sie wurden mit Begier gelesen und bald in verschiedene Sprachen übersetzt. Eine sehr ungenaue französische Uebersetzung fiel dem berühmten Buffon in die Hände, der trotz der unvortheilhaften Gestalt des Werkes sehr darüber erfreut war und die Experimente mit Erfolg wiederholte. Er veranlaßte seinen Freund, Herrn D'Alibard, seinen Landsleuten eine correctere Uebersetzung des amerikanischen Buchs über Electricität zu geben. Dies trug viel zur Verbreitung der Kenntniß der Lehren Franklin's in Frankreich bei. Als der König Ludwig XV. von diesen Experimenten hörte, drückte er den Wunsch aus, denselben beizuwohnen. Herr De Lor veranstaltete eine Reihe von Experimenten im Schlosse des Herzogs D'Ayen zu St. Germain. Der Beifall, den der König Franklin zollte, erregte in Buffon, D'Alibard und De Lor das ernste Verlangen, die Wahrheit dieser Lehre vom Gewitter genau zu erforschen. Buffon stellte seinen Apparat auf dem Thurme zu Montbar auf, Herr D'Alibard zu Mary-la-Ville und De Lor in seinem Hause auf der Estrapade zu Paris, einem der höchstgelegenen Punkte dieser Hauptstadt. D'Alibard's Maschine ließ zuerst Kennzeichen von Electricität bemerken. Am 10. Mai 1752 zog eine Gewitterwolke darüber, während Herr D'Alibard abwesend war; aber Coiffier, ein Tischler, dem D'Alibard Weisungen in Betreff des Verfahrens zurückgelassen hatte, und Herr Raulet, der Prior von Mary-la-Ville, entlockten dem Apparat eine Anzahl Funken. Herr D'Alibard erstattete in einer Denkschrift, datirt vom 13. Mai 1752, der Königl. Akademie der Wissenschaften Bericht über dieses Experiment. Am 18. Mai erzielte Herr De Lor gleichfalls ein glückliches Ergebniß mit dem in seinem eigenen Hause angebrachten Apparate. Das Beispiel dieser Gelehrten munterte bald die Physiker in andern Ländern Europas auf, die nämlichen Experimente zu ver-

anstalten und unter ihnen zeichnete sich namentlich Pater Beccaria in Turin aus, dessen Beobachtungen die Wissenschaft viel zu verdanken hat. Auch in die kalten Regionen Rußlands erstreckte sich die Forschungslust. Professor Richmond gab die schönsten Hoffnungen, die Wissenschaft hinsichtlich dieses Gegenstandes wesentlich zu fördern, als durch einen unglücklichen Schlag seines Conductors seinem Leben ein Ziel gesetzt wurde. Die Freunde der Wissenschaft werden lange das Andenken dieses liebenswürdigen Märtyrers für die Electricität bewahren.

Durch diese Experimente wurde Franklin's Theorie in der überzeugendsten Weise bewährt. Als die Wahrheit derselben nicht länger bezweifelt werden konnte, bemühten sich Neid und Eitelkeit, ihr Verdienst zu verkleinern. Daß ein Amerikaner, ein Einwohner der obscuren Stadt Philadelphia, deren Name kaum bekannt war, fähig sein sollte Entdeckungen zu machen und Theorien aufzustellen, welche der Aufmerksamkeit der gelehrtesten Physiker Europas entgangen waren, das war zu kränkend, um es einzuräumen. Er mußte sicherlich die Idee von irgend einem Andern entlehnt haben. Ein Amerikaner, ein Geschöpf von untergeordneter Art, Entdeckungen machen! — unmöglich! Man sagte, der Abbé Nollet hätte im Jahre 1748 die Aehnlichkeit zwischen Blitz und Electricität in seinen Leçons de Physique erwähnt. Es ist wahr, daß der Abbé diesen Gedanken ausspricht, aber er wirft ihn als bloße Vermuthung hin und schlägt keinerlei Verfahren vor, um die Wahrheit derselben darzuthun. Er erkennt selbst an, daß Franklin zuerst den kühnen Gedanken nährte, den Blitz, mittels spitziger im Freien angebrachter Eisenstäbe, vom Himmel herabzubringen. Die Aehnlichkeit zwischen Blitz und Electricität ist so auffällig, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn sich die Aufmerksamkeit darauf lenkte, sobald man sich einmal mit electrischen Phänomenen vielfach beschäftigte. Wir finden sie schon von Dr. Wall und Herrn Grey erwähnt, während die Wissenschaft noch in ihrer Kindheit war. Aber die Ehre, eine regelmäßige Theorie der Gewitter gebildet, die Methode angegeben zu haben, wie diese Theorie durch Experimente erprobt werden könnte, diese Experimente selbst praktisch ausgeführt und somit die Theorie auf einer festen und soliden Basis aufgestellt zu haben, diese Ehre gebührt unstreitig Franklin. D'Alibard, welcher die ersten Experimente in Frankreich machte, sagt, daß er nur der von Franklin vorgezeichneten Bahn folgte.

Es ist noch in späterer Zeit behauptet worden, die Ehre der Ausfüh-

rung des Experiments mit dem electrischen Drachen gebührte nicht Franklin. Einige englische Zeitungsartikel schrieben es einem Franzosen zu, dessen Namen sie nicht anführten, und der Abbé Bertholon eignete es Herrn De Romas, Assessor des Landgerichts zu Nerak zu; vermuthlich bezogen sich die englischen Artikel auf die nämliche Person. Aber schon eine oberflächliche Betrachtung wird uns von der Ungerechtigkeit dieses Verfahrens überzeugen: Franklin's Experiment wurde im Juni 1752 vorgenommen, und sein Brief,*) welcher Bericht darüber erstattet, ist vom 19. October desselben Jahres datirt. Herr von Romas stellte seinen ersten Versuch am 14. Mai 1753 an, erzielte aber erst am 7. Juni einen glücklichen Erfolg, d. h. ein Jahr nachdem Franklin die Entdeckung vollendet hatte und dieselbe allen Physikern in Europa bekannt war.

Außer diesen Hauptlehren enthalten Franklin's Briefe über Electricität eine Menge von Thatsachen und Fingerzeigen, die viel dazu beigetragen haben, diesen Zweig unserer Kenntniß zu einer Wissenschaft zu gestalten. Sein Freund Herr Kinnersly theilte ihm eine Entdeckung der verschiedenen Arten von Electricität mit, die durch das Reiben von Glas und Schwefel erregt würden. Wir haben erwähnt, daß dieser Umstand zuerst von Herrn Du Faye beobachtet wurde; jedoch blieb er viele Jahre hindurch vernachlässigt. Die Naturkundigen waren geneigt, die Phänomene vielmehr aus einem Unterschiede in der Menge der gesammelten Electricität zu erklären und auch Du Faye selbst scheint zuletzt diese Lehre anerkannt zu haben. Franklin unterhielt anfangs dieselbe Idee; aber nach Wiederholung der Experimente fand er, daß Herr Kinnersly Recht hatte, und daß die Glas- und Harz-Electricität Du Faye's nichts weiter waren, als der positive und der negative Zustand, den er früher beobachtet hatte, und daß die Glaskugel den Haupt-Conductor positiv lud oder die Quantität der Electricität desselben steigerte, während die Schwefelkugel deren natürliche Quantität verminderte oder negativ lud. Diese Experimente und Beobachtungen eröffneten für die Forschung ein weites Feld, welches die Physiker begierig betraten, die durch ihre Arbeiten den Schatz unserer Kenntnisse beträchtlich bereicherten.

Im September 1752 begann Franklin eine Reihe von Experimenten, um den Zustand der Electricität in den Wolken zu bestimmen. Aus einer

*) An Peter Collinson in London.

Anzahl von Experimenten zog er als Resultat folgenden Schluß: — „daß sich die Gewitterwolken gewöhnlich in einem Zustande negativer Electricität, jedoch bisweilen im positiv-electrischen Zustande befinden;" und daraus ergab sich als nothwendige Folge, „daß es meistentheils bei Blitzschlägen die Erde ist, aus der in die Wolken, und nicht die Wolken, aus denen in die Erde geschlagen wird." Der Brief, der diese Beobachtungen enthält, ist vom September 1753 datirt, und gleichwohl hat man gesagt, die Entdeckung des aufsteigenden Donnerschlags gehörte einer spätern Zeit an, indem man sie dem Abbé Bartholon zuschrieb, der seine Denkschrift über den Gegenstand 1776 herausgab.

Franklin's Briefe sind in die meisten europäischen Sprachen und auch in's Lateinische übersetzt worden. In dem Verhältnisse, als sie bekannt wurden, fanden auch seine Lehren Geltung und Annahme. Einige Opposition fanden seine Theorien, namentlich von Seiten des Abbé Nollet, der jedoch nur schwache Unterstützung erhielt, während die ersten Naturforscher Europas und unter ihnen vorzüglich D'Alibard und Beccaria, zum Schutze der Franklin'schen Lehren auftraten. Die Opposition hörte allmälig auf und das Franklin'sche System wurde allgemein angenommen, wo die Wissenschaft blüht.

Die wichtige praktische Anwendung, die Franklin von seiner Entdeckung machte, die Sicherstellung der Häuser gegen Beschädigung durch Blitz, ist bereits erwähnt worden. Blitzableiter wurden bald sehr gewöhnlich in Amerika, während das Vorurtheil, trotz der unzweifelhaftesten Beweise ihrer Nützlichkeit, in Europa noch ihre allgemeine Einführung verhinderte. Aber die Menschheit kann nur schwer dazu gebracht werden, eingewurzelte Gewohnheiten abzulegen oder neue anzunehmen; und vielleicht haben wir mehr Grund, uns darüber zu wundern, daß ein, wenn auch noch so vernünftiger Gebrauch, vierzig Jahre nach der Zeit, in welcher er vorgeschlagen wurde, bereits an so vielen Orten angenommen ward, als darüber, daß er noch nicht allgemein herrschend war. Nur allmälig kann die große Masse der Menschheit zu einem neuen Verfahren vermocht werden, sei dasselbe auch noch so heilsam. Die Einimpfung der Schutzpocken ist in Europa und Amerika seit geraumer Zeit eingeführt und gleichwohl findet sie bei Weitem noch keine allgemeine Anwendung, die man vielleicht erst in Jahrhunderten erwarten darf.

Im Jahre 1745 veröffentlichte Franklin eine Beschreibung seiner neu-

erfundenen pennsylvanischen Heizapparate, worin er sich genau und ausführlich über die Vortheile verschiedener Arten von Heizvorrichtungen verbreitete und nachzuweisen suchte, daß der von ihm beschriebene Apparat den Vorzug vor jedem andern verdiente. In Folge dieser Erfindung kam eine neue Art offener Oefen allgemein in Gebrauch, die jedoch in ihrer Construction von dem Franklin'schen namentlich darin abwichen, daß sie kein Luftbehältniß an der Rückseite hatten, durch welches ein beständiger Strom erwärmter Luft in das Zimmer gesendet wurde.

Obwohl sich Franklin mehrere Jahre hindurch hauptsächlich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte, beschränkte er doch seine Thätigkeit nicht darauf allein. Im Jahre 1747 wurde er als einer der Vertreter der Stadt Philadelphia Mitglied der Generalversammlung von Pennsylvanien. Es hatte sich damals ein heftiger Streit zwischen den Eigenthümern und der Versammlung erhoben; jede Partei stritt für das, was sie für ihr gutes Recht hielt. Franklin, der von Kindheit auf ein Freund der Menschenrechte gewesen war, zeichnete sich bald als standhafter Bekämpfer der ungerechten Absichten der Eigenthümer aus. Bald betrachtete man ihn als das Haupt der Opposition und es sind ihm viele der energischen Antworten der Versammlung auf die Botschaften der Gouverneure zugeschrieben worden. Sein Einfluß unter den Mitgliedern war bedeutend. Er verdankte diesen Umstand indeß keineswegs einem überlegenen Rednertalent, denn er sprach nur selten und man hat ihn nie eine ausgearbeitete glänzende Rede halten hören. Seine Vorträge bestanden oft nur aus einer einzelnen Sentenz oder einer gut erzählten Geschichte, deren Moral einleuchtend genug war. Nie versuchte er, sich durch eine blühende und gezierte Ausdrucksweise auszuzeichnen. Seine Manier war schlicht und sanft. Sein Styl in der Rede war, gleich dem seiner Schriften, einfach, schmucklos und außerordentlich bündig. Mit dieser schlichten Manier und seinem gründlichen und tüchtigen Urtheil vermochte er seine beredtesten und schlauesten Gegner aus dem Felde zu schlagen oder zu verwirren, die Ansichten seiner Freunde zu bestätigen und seine vorurtheilslosen Gegner auf seine Seite zu ziehen. Mit einer einzigen Bemerkung hat er bisweilen eine lange und elegante Rede fruchtlos gemacht und das Schicksal einer wichtigen Frage entschieden.

Er begnügte sich jedoch nicht damit, auf diese Weise die Rechte des Volkes zu unterstützen. Er wünschte sie bleibend zu sichern, was nur möglich ist, indem man ihren Werth gehörig kennen lehrt, und dies kann nur

durch Vermehrung und Ausbreitung der Bildung unter allen Klassen geschehen. Wir haben bereits gesehen, daß er der Stifter der öffentlichen Bibliothek war, welche viel zur Beförderung geistiger Bildung unter den Bürgern beitrug. Aber dies war nicht genug. Die damals bestehenden Schulen leisteten im Allgemeinen wenig Nutzen. Die Lehrer waren Männer, die sich keineswegs für das wichtige Amt eigneten, das sie übernommen hatten, und es war überhaupt weiter nichts zu erlangen, als die Rudimente einer gewöhnlichen englischen Schulbildung. Franklin entwarf den Plan einer Akademie, die, dem „Zustande eines jungen Landes" angemessen, in der Stadt Philadelphia errichtet werden sollte; aber hierbei, wie bei allen seinen Plänen, beschränkte er sich mit seinen Absichten nicht auf die Gegenwart. Er hatte zugleich die künftige Periode im Auge, wo ein auf umfassenderm Plane beruhendes Institut nothwendig werden würde. Deshalb betrachtete er seine Akademie als „eine Grundlage für die Nachkommen, um darauf eine Pflanzschule umfangreicherer und künftigen Zuständen entsprechender Gelehrsamkeit zu errichten." Diesem Plane gemäß wurden die Statuten entworfen und am 13. November unterzeichnet; vier und zwanzig der angesehensten Bürger von Philadelphia waren darin als Bevollmächtigte und Curatoren genannt. In der Wahl derselben und bei Entwerfung seines Plans soll Franklin hauptsächlich die Herren Thomas Hopkinson, Sr. Ehrw. Richard Peters, damals Secretär der Provinz, Tench Francis, Generalprocurator und Dr. Phineas Bond zu Rathe gezogen haben.

Der folgende Artikel bekundet einen Geist der Humanität und des Wohlwollens, welcher Nacheiferung verdient und sich, wie wir zur Ehre dieser Stadt hoffen, daselbst fort und fort bewährt.

„Falls der Rector oder einer der an der Anstalt mit einem gewissen Gehalte angestellten Lehrer durch Krankheit oder ein anderes natürliches Gebrechen zur Ausübung seines Berufs unfähig und dadurch dem Mangel ausgesetzt wird, sollen die Curatoren befugt sein, denselben nach Verhältniß seines Bedürfnisses und Verdienstes, und der in ihren Händen befindlichen Geldmittel zu unterstützen."

Der Schlußsatz der Statuten ist in einer so herzlichen und wohlwollenden, so wahrhaft väterlichen Sprache abgefaßt, daß er für die Herzen und Köpfe der Stifter ein unvergängliches Ehrendenkmal bilden wird.

„Es steht zu hoffen und zu erwarten, daß die Curatoren ein Ver-

gnügen darin finden und es sich gewissermaßen zur Pflicht machen werden, die Akademie oft zu besuchen, die studirende Jugend aufzumuntern, desgleichen den Lehrern Beistand und Aufmunterung zu gewähren und durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel den Nutzen und das Ansehen der Anstalt zu fördern; daß sie die Studirenden gleichsam als ihre eigenen Kinder betrachten und mit Freundschaft und Liebe behandeln; daß sie ferner auch, wenn sich dieselben wohlbetragen, ihre Studien beendigt haben und im Begriff sind, in die Welt einzutreten, all' ihren Einfluß aufbieten und es sich eifrigst angelegen sein lassen, sie zu befördern und ihnen bei Geschäften, Anstellung in Aemtern, Heirathsverbindungen und in Allem, was vortheilhaft für sie sein mag, den Vorzug vor allen andern Personen, selbst solchen von gleicher Würdigkeit, zu geben."

Nachdem die Statuten unterzeichnet und mit den Namen der Curatoren und Stifter öffentlich bekannt gemacht worden waren, fand das Unternehmen bei den von echtem Gemeingeist beseelten Bürgern Philadelphias so beifällige Anerkennung, daß die zur Ausführung nöthige Summe von jährlich achthundert Pfund auf fünf Jahre binnen wenigen Wochen durch Subscription gesichert war; schon im Anfange des folgenden Januars (1750) wurden drei der Abtheilungen eröffnet, nämlich die lateinische und griechische, die mathematische und die englische. In Ausführung eines Artikels im ursprünglichen Plane wurde auch eine Elementarschule für sechzig Knaben und dreißig Mädchen eröffnet, welche bei all' den Schwierigkeiten, mit denen die Curatoren in Betreff der Geldmittel zu kämpfen hatten, unterhalten wurde und segenreich fortbestand.*)

Diese unter so günstigen Umständen begründete und begonnene Anstalt fuhr fort, sich zur Genugthuung Franklin's mit jedem Tage schöner zu entwickeln. Trotz der Menge seiner andern Beschäftigungen und Bestrebungen, denen er sich in dieser so thätigen Periode seines Lebens widmete, wohnte Franklin doch regelmäßig den monatlichen Visitationen und Prüfungen der Abtheilungen bei und ließ es sich vorzüglich angelegen sein, mittels seiner ausgebreiteten Correspondenz den Ruf des Seminars zu fördern und Studirende aus verschiedenen Gegenden Amerikas und Westindiens herbeizu=

---

*) Franklin hatte selbst einen noch vorhandenen Plan zu einer englischen Elementarschule entworfen und den Curatoren der Akademie zur Berücksichtigung vorgelegt.

ziehen. Durch Vermittelung seines wohlwollenden und gelehrten Freundes, Peter Collinson's in London, wurde auf Ansuchen der Curatoren von den Eigenthümern von Pennsylvanien, den Herren Thomas Penn und Richard Penn, eine vom 13. Juli 1753 datirte Stiftsurkunde erlangt, die mit einem Geschenk von fünfhundert Pfund Sterling begleitet war. Franklin begann nun allen Ernstes die Hoffnung zu hegen, daß sein ursprünglicher Plan, nämlich die Errichtung eines vollkommenen Instituts nach Art der europäischen Collegien und Universitäten, wozu seine Akademie den Keim oder die Grundlage bilden sollte, bald zur Ausführung und Vollendung gedeihen würde. Es ist von Wichtigkeit in Bezug auf das Andenken Franklin's und auf seinen Charakter als Philosoph und als Freund und Beschützer der Wissenschaften, diesen Umstand besonders hervorzuheben; denn trotz der in der Einleitung zu den Statuten ausdrücklich gegebenen Erklärung, nämlich daß die Akademie den Zweck haben sollte, „Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, sowie in allen nützlichen Zweigen der Künste und Wissenschaften, den Bedürfnissen und dem Zustande eines jungen Landes entsprechend, zu ertheilen und eine Grundlage für die Nachkommen zu gewähren, um darauf eine Pflanzschule umfangreicherer und ihren künftigen Zuständen entsprechender Gelehrsamkeit zu errichten:“ war doch später, angeblich Franklin's Ansicht, die Idee ausgesprochen worden, daß das Lateinische und Griechische oder überhaupt die todten Sprachen dem Plane einer liberalen Erziehung hinderlich im Wege ständen und daß die Errichtung eines Collegiums oder umfassendern Seminars auf der Grundlage seiner Akademie seine Billigung keineswegs hätte, sondern ihm unangenehm wäre. Geht das Gegentheil hiervon nicht schon aus dem oben Angeführten hervor, so werden die nachfolgenden Briefe die Sache genügend außer Zweifel setzen. Sie waren von ihm an einen Herren Namens S m i t h geschrieben, der damals den Plan eines Collegiums nach Maßgabe der Umstände eines jungen Landes (er hatte dabei New-York im Auge) veröffentlicht hatte; Franklin hatte ein Exemplar von ihm zugesendet erhalten, um seine Ansicht darüber auszusprechen, und dies gab Anlaß zu einer Correspondenz, die ein Jahr später mit der Errichtung eines Collegiums auf der Grundlage der Akademie und mit der Anstellung dieses Herrn an der Spitze beider Anstalten endigte.

Nach dem Inhalte dieser Briefe wird man zugleich auch den damaligen Zustand der Akademie beurtheilen können.

Philadelphia, den 19. April 1753.

„Mein Herr,“

„Ich empfing Ihr werthes Schreiben vom 11. dieses Monats nebst Ihrem neuen Aufsatz über Erziehung,*) den ich aufmerksam durchlesen und Ihnen, wie Sie wünschen, meine Ansichten darüber mit nächster Post mittheilen werde.“

„Ich glaube, die jungen Herren, Ihre Zöglinge, können hier genügenden Unterricht in der Mathematik und Philosophie empfangen. Herr Alison**) (der zu Glasgow studirt hat) hat seit langer Zeit die letztere gelehrt, und Herr Grew***) die erstere, und ihre Schüler haben, denk' ich, große Fortschritte gemacht. Herrn Alison ist auch die Klasse für das Lateinische und Griechische anvertraut, da er aber jetzt drei gute Hilfslehrer hat, so kann er recht wohl täglich einige Stunden Denjenigen widmen, die sich mit höhern Studien beschäftigen. Die mathematische Klasse ist recht gut mit Instrumenten versehen. Die englische Bibliothek ist gut und es befindet sich dabei ein leidlicher Apparat für Experimentalphysik, den wir bald zu vervollständigen gedenken. Die Loganische Bibliothek, eine der besten Sammlungen in Amerika, wird nächstens eröffnet werden. Es wird also weder an Büchern noch an Instrumenten fehlen, und da wir entschlossen sind, stets gute Gehalte zu zahlen, so sind wir zu dem Glauben berechtigt, daß wir stets Gelegenheit haben werden, gute Lehrer zu wählen, wovon allerdings der Erfolg des Ganzen abhängt. Wir sind Ihnen für ihr freundliches Anerbieten in dieser Beziehung verbunden und werden, sobald Sie sich in England niedergelassen haben, gelegentlich von Ihrer Freundschaft und Einsicht Gebrauch machen.“

„Wenn es sich mit Ihren Verhältnissen verträgt, vor Ihrer Rückkehr nach Europa Philadelphia zu besuchen, wird es mich außerordentlich freuen, Sie hier sehen und sprechen zu können, und ebenso hoffe ich, nach Ihrer Ankunft in England mit Ihnen zu correspondiren, denn die Bekanntschaft und den Verkehr mit gelehrten, tugendhaften und von Gemeingeist beseelten Männern weiß ich nicht hoch genug zu schätzen.“

„Ich weiß nicht, ob Ihnen vielleicht einmal die ersten Vorschläge zu

*) Plan des Collèges zu Mirania („A general idea of the college of Mirania.“)

**) Francis Alison, später Doctor der Theologie und Vicekanzler des Collèges.

***) Theophilus Grew, später Prof. der Mathematik am Collège.

Gesicht gekommen sind, die ich hinsichtlich der Errichtung dieser Akademie machte. Ich sende sie Ihnen beifolgend. Sie hatten (bei aller Unvollkommenheit) den gewünschten Erfolg, indem eine Subscription von viertausend Pfund zum Zweck ihrer Ausführung erfolgte. Da wir gern Rath annehmen und durch Erfahrung täglich Fortschritte machen, so hoff' ich, wir werden in wenigen Jahren ein vollkommenes Institut sehen."

„Ich bin hochachtungsvoll u. s. w."

„B. Franklin."

Philadelphia, den 3. Mai 1753.

„Mein Herr,"

„Herr Peters ist soeben bei mir gewesen und wir haben unsre Ansichten über Ihren neuen Aufsatz ausgetauscht. Wir finden den Studienplan vortrefflich und, nach unserer Meinung, zugleich doch auch in allen Punkten sehr praktisch. Die Hauptschwierigkeit wird sein, den Aratus*) und andere geeignete Personen zu finden, um ihn in Ausführung zu bringen; bei gehöriger Aufmunterung und Unterstützung werden sich indeß solche Männer erlangen lassen. Wir haben beide den Plan mit großem Vergnügen gelesen. Für meine Person wüßt' ich nicht, wenn mir eine Schrift vorgekommen wäre, die mich mehr angesprochen hätte; die Gedanken sind so edel und treffend, die Sprache so warm und begeistert; — doch, da Ihnen Tadel von Seiten Ihrer Freunde nützlicher und auch angenehmer sein wird, als Lob, so will ich erwähnen, daß ich wünsche, Sie hätten nicht nur das Citat aus der Revue**), womit Sie jetzt selbst mit Recht unzufrieden sind, sondern auch die Ausdrücke des Unwillens gegen Ihre Widersacher, Seite 65 und 79, weggelassen. In solchen Fällen erlangt man den edelsten

---

*) So war in dem fraglichen Plane der Leiter oder das Oberhaupt des idealen Collegiums genannt; das darin entwickelte Unterrichtssystem ist indeß in dem Collegium und der Akademie von Philadelphia und einigen andern amerikanischen Seminarien beinahe realisirt oder als Muster benutzt worden.

**) Das fragliche Citat (aus der Londoner Monats-Revue vom Jahre 1749) sprach sich, wie man meinte, zu streng über die Disciplin und Leitung der englischen Universitäten Oxford und Cambridge aus und wurde daher in den folgenden Ausgaben jenes Werks weggelassen.

Sieg, indem man, des Feindes nicht achtend, sein Licht ferner leuchten läßt."

„Herr Allen hat seit zehn Tagen die Stadt verlassen; doch bevor er ging, beauftragte er mich, ihm sechs Exemplare Ihrer Schrift zu besorgen. Herr Peters hat zehn genommen. Er war Willens, an Sie zu schreiben, unterläßt es aber, da er bald das Vergnügen zu haben hofft, Sie hier zu sehen. Er läßt sich Ihnen bestens empfehlen und ersucht mich, Ihnen zu versichern, daß Sie ihm sehr willkommen sein werden. Ich bemerke nur, daß Sie darauf zählen dürfen, daß ich Alles was in meiner Macht steht, thun werde, um Ihnen Ihren Besuch Philadelphias angenehm zu machen."

„Ich bin u. s. w."

„B. Franklin."

Philadelphia, den 27. Nov. 1753.

„Werthgeschätzter Herr."

„Ich schrieb Ihnen ausführlich via Bristol und habe jetzt wenig hinzuzufügen. Die Angelegenheiten in Betreff der Akademie bleiben in statu quo. Die Curatoren würden sich freuen, einen Rector dabei angestellt zu sehen, aber sie fürchten neue Verbindlichkeiten zu übernehmen, so lange sie nicht schuldenfrei sind, und es ist mir noch nicht gelungen, sie für meine Ansicht zu gewinnen, daß nämlich ein guter Professor oder Lehrer der höhern Zweige der Wissenschaft Schüler genug herbeiziehen würde, um durch sie einen großen Theil, wo nicht das Ganze seines Gehaltes zu decken. Wofern es daher nicht die Eigenthümer (der Provinz) für passend halten, die letzte vollendende Hand an unser Institut zu legen, wird dasselbe, fürcht' ich, unter diesen Umständen noch einige Jahre warten müssen, bevor es den Zustand der Vollkommenheit erreichen kann, dessen es mir jetzt fähig scheint; so geht alsdann all' das Vergnügen, das ich mir davon versprach, Sie unter uns eingerichtet zu sehen, in Rauch auf."

„Der gute Herr Collinson benachrichtigt mich jedoch, daß es seinerseits an Bemühungen nicht fehlen soll, und er hofft, mit dem Beistande des

Erzbischofs bei unsern Eigenthümern etwas ausrichten zu können.*) Ich bitte Gott, ihnen dabei behilflich zu sein."

„Mein Sohn versichert Sie seiner Ergebenheit und Hochachtung zugleich mit Ihrem u. s. w."

„B. Franklin."

„N. S. Ich bin nicht so glücklich gewesen, seit Ihrer Ankunft in England eine Zeile von Ihnen zu empfangen.

Philadelphia, den 18. April 1754.

„Werthgeschätzter Herr."

„Seit Ihrer Ankunft in England habe ich nur einen, und zwar nur einen kurzen Brief, via Boston, datirt vom 18. October, von Ihnen erhalten, worin Sie melden, daß Sie mir durch Capitain Davis ausführlich geschrieben hatten. Davis hat Schiffbruch erlitten und mit ihm ist zu meinem großen Leidwesen auch Ihr Schreiben verloren gegangen. Mesnard und Gibbon sind seitdem hier eingetroffen und ich höre nichts von Ihnen. Ich tröste mich mit der Vorstellung, daß Sie das Schreiben nur unterlassen, weil Sie selbst kommen und mir Alles viva voce sagen werden. Da ich nun nicht weiß, ob Sie dieser Brief erreichen wird und während ich hoffe, durch die Myrtilla, Capitain Buddens Schiff, welches täglich erwartet wird, von Ihnen zu hören, falls Sie nicht selbst damit eintreffen, füge ich nur hinzu, daß ich mit Hochachtung und Ergebenheit bin u. s. w."

„B. Franklin."

Ungefähr einen Monat nach dem Datum dieses letzten Briefes traf der Herr, an den er gerichtet war, in Philadelphia ein und erhielt sofort die Oberleitung des Seminars. Dadurch sahen sich Franklin und die übrigen Curatoren in den Stand gesetzt, ihren Plan zu verfolgen und die Hochschule auf einer breitern und entsprechendern Grundlage zu eröffnen;

---

*) In Folge der Verwendung des Erzbischofs Herring und P. Collinson's subscribirte auf Dr. Franklin's Ansuchen (unterstützt durch die Schreiben der Herren Allen und Peters) der Ehrenw. Thomas Penn eine jährliche Summe und gab später wenigstens 5000 Pfund zur Gründung des Collegiums.

die betreffende neue Bestätigungsurkunde erhielten sie unterm 27. Mai 1755.*)

Insoweit hielten wir es für passend, Franklin's Dienste bei Begründung und Einrichtung dieses Seminars in einer zusammenhängenden Uebersicht darzustellen. Bald nachher schiffte er sich im Dienste seines Landes nach England ein, und da er während des Restes seines Lebens, wie wir sehen werden, meistens in gleicher Weise im Auslande beschäftigt war, hatte er nur selten Gelegenheit, sich thätig bei den Angelegenheiten des Seminars zu betheiligen, bis er bei seiner letzten Rückkehr im Jahr 1785 durch einen Beschluß der gesetzgebenden Gewalt die Statuten desselben verletzt und seine ehemaligen Collegen, die ursprünglichen Stifter, ihrer Stellung als Curatoren beraubt fand; unter die Zahl der neuen hatte man zwar seinen Namen aufgenommen, aber er lehnte es ab, unter ihnen zu sitzen oder sich bei der Führung ihrer Angelegenheiten irgendwie zu betheiligen, bis die Anstalt durch Gesetzeskraft ihren ursprünglichen Eigenthümern zurückgegeben war. Darauf versammelte er seine alten Collegen in seinem eigenen Hause, wo, nachdem sie ihn zu ihrem Präsidenten erwählt hatten, auf seinen Wunsch all' ihre künftigen Versammlungen stattfanden. Dies geschah bis wenige Monate vor seinem Tode, wo er mit Widerstreben ihrem Verlangen, sich im Collegium selbst zu versammeln, nachgab; sie wollten dadurch verhüten, daß er sich durch die Aufmerksamkeit, die er noch immer den Geschäftsangelegenheiten widmete, zu sehr angriffe.

Franklin war nicht nur selbst der Stifter vieler nützlichen Anstalten, sondern förderte auch diejenigen vielfach, die ihren Ursprung andern Männern verdankten. Um das Jahr 1752 kam ein rühmlich bekannter Arzt in Philadelphia, Dr. Bond, in Betracht des beklagenswerthen Zustandes der Armen in Krankheitsfällen, auf den Gedanken, ein Hospital zu errichten. Trotz großer Anstrengungen vermochte er doch nur wenig Personen hinreichend für seinen menschenfreundlichen Plan zu interessiren, um sie zur Subscription zu bewegen. Um dem Fehlschlagen seines Planes vorzubeugen, suchte er Franklin's Beistand, der sich bereitwillig für die Sache verwendete, indem er theils seinen Einfluß bei seinen Freunden dafür geltend machte,

---

*) Philadelphia hat gegenwärtig außer der durch Franklin zuerst angebahnten Universität noch mehrere andere wissenschaftliche Anstalten, auch ein Seminar für Missionäre, mehrere Akademien und verschiedene gelehrte Gesellschaften.

theils die nützlichen Folgen des vorgeschlagenen Unternehmens in seinem Blatte auseinander setzte. Diese Bemühungen hatten guten Erfolg. Beträchtliche Summen wurden subscribirt, die indeß für den Zweck nicht ausreichend waren. Franklin machte nun eine neue Anstrengung; er wendete sich an die Generalversammlung und es wurde ihm nach einiger Opposition gestattet, eine Bill einzubringen, zu Folge deren, sobald zweitausend Pfund subscribirt sein würden, die nämliche Summe auf Verfügung des Präsidenten aus der Schatzkammer bezogen werden sollte, um zu den Zwecken der Anstalt verwendet zu werden. Da die Summe unter einer Bedingung verwilligt wurde, die sich, wie man glaubte, nie erfüllen lassen würde, so verhielt sich die Opposition still und die Bill ging durch. Die Freunde des Planes verdoppelten nun ihre Anstrengungen, um den Betrag der Subscriptionen zu der erforderlichen Höhe zu bringen, und es gelang ihnen bald. So wurde das Pennsylvanische Hospital gestiftet, welches nebst dem Besserungshause und der Apotheke ein genügendes Zeugniß von den menschenfreundlichen Gesinnungen der Bürger Philadelphias gab.

Franklin hatte das Amt eines Postdirectors mit so vieler Umsicht verwaltet und sich mit den in dieses Fach einschlagenden Geschäften so vertraut bewiesen, daß man darauf bedacht war, ihn zu einem höhern Posten dieser Art zu befördern. Im Jahre 1753 wurde er zum Oberpostdirector für die britischen Kolonien ernannt. Der Ertrag des Briefportos bildete einen nicht unbeträchtlichen Theil der Einkünfte, welche die Krone von Großbritannien aus diesen Kolonien bezog. In Franklin's Händen soll die Postverwaltung in Amerika jährlich dreimal so viel als die irländische geliefert haben. —

Die amerikanischen Kolonien waren auf ihren Grenzen häufigen Ueberfällen von Seiten der Indianer ausgesetzt, und zwar namentlich zu Zeiten des Kriegs zwischen Frankreich und England. Die einzelnen Kolonien waren für sich selbst bis dahin zu schwach, um wirksame Maßregeln zu ihrem Schutze zu ergreifen, oder sie waren nicht geneigt, die ganze Bürde der Errichtung von Forts und die Unterhaltung von Garnisonen allein auf sich zu nehmen, während ihre Nachbarn, welche die Vortheile gleichmäßig mit ihnen theilten, nichts zu den Kosten beisteuerten. Bisweilen verhinderte auch der zwischen den Gouverneurs und den Generalversammlungen obwaltende Zwiespalt die Ergreifung von Vertheidigungsmaßregeln, wie es z. B. 1745 in Pennsylvanien der Fall gewesen war. Es war daher wünschenswerth, zur

Regulirung dieser und anderer Angelegenheiten einen Plan der Vereinigung für die Kolonien zu berathen. Zu diesem Zwecke kamen im Jahre 1754 Abgeordnete aus New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, New-Jersey, Pennsylvanien und Maryland in Albany zusammen. Franklin fand sich daselbst als Abgeordneter von Pennsylvanien ein und legte einen Plan vor, der gewöhnlich nach dem Versammlungsort als Unionsplan von Albany bezeichnet worden ist. Derselbe beantragte, daß man sich um eine Parlamentsacte bemühen sollte, um in den Kolonien ein General-Gouvernement zu errichten, bestehend aus einem durch die Krone ernannten Generalpräsidenten und einem Großen Rathe, gebildet aus Mitgliedern, die von den Vertretern der verschiedenen Kolonien gewählt werden sollten; ihre Anzahl sollte im Verhältniß mit den Summen stehen, die jede Kolonie in den allgemeinen Schatz zahlte, jedoch sollte keine Kolonie mehr Vertreter als sieben und keine weniger als zwei haben. Die vollziehende Gewalt sollte ausschließlich dem Generalpräsidenten übertragen sein. Die Macht der Gesetzgebung sollte der Große Rath und der Generalpräsident gemeinschaftlich besitzen, indem die Einwilligung des letztern nothwendig sein sollte, um eine Bill in ein Gesetz zu verwandeln. Der General-Präsident und Rath sollten befugt sein, Krieg und Frieden zu erklären und Verträge mit den Indianischen Nationen zu schließen; den Handel mit denselben zu reguliren und, sei es im Namen der Krone oder der Union, unbesetzte Landesgebiete von ihnen zu kaufen; neue Kolonien zu gründen, Gesetze zur Verwaltung derselben zu erlassen, bis sie sich selbst zu besondern Gouvernements gestalten würden; Truppen aufzustellen, Forts zu bauen, Kriegsfahrzeuge auszurüsten und andere Mittel zur gemeinschaftlichen Vertheidigung zu ergreifen; um Alles dies auszuführen, sollte die Macht ertheilt sein, Gesetze zu erlassen, um solche Steuern und Gefälle zu erheben, als man nothwendig finden würde und die für das Volk am wenigsten belästigend sein würden. Alle Gesetze sollten nach England gesendet werden, um die Genehmigung des Königs zu erlangen, und in Kraft bleiben, wofern sie nicht binnen drei Jahren verworfen worden sein würden. Alle Land- und Seeoffiziere sollten vom Generalpräsidenten ernannt und vom Großen Rathe bestätigt werden; Civilbeamte sollte der Rath ernennen und der Präsident bestätigen. Dies waren die Grundzüge des Planes, den Franklin der Versammlung vorlegte. Nach mehrtägiger Berathung ward er von den Abgeordneten einstimmig angenommen, und jedem Congresse, sowie auch dem königlichen Conseil eine Abschrift

zugestellt. Der Entwurf hatte ein eigenthümliches Schicksal. Das Ministerium von Großbritannien versagte ihm die Genehmigung, weil er den Vertretern des Volkes zu viel Macht gewährte; und jede Generalversammlung verwarf ihn, weil er dem Generalpräsidenten, dem Vertreter der Krone, einen größern Einfluß gewährte, als ihnen in einem für freie Männer berechneten Regierungsplane zulässig schien. Diese von beiden erfolgte Verwerfung ist vielleicht der stärkste Beweis, welcher sich für die Trefflichkeit des Planes beibringen lassen könnte, insofern derselbe der damaligen Lage Amerikas und Großbritanniens angepaßt war. Er scheint zwischen den entgegengesetzten Interessen beider Parteien genau die Mitte gehalten zu haben.

Ob die Annahme dieses Planes die Trennung Amerikas von Großbritannien verhütet haben würde, ist eine Frage, die der Speculation einen weiten Spielraum darbieten könnte. Wurden, könnte man sagen, die Kolonien in Stand gesetzt, sich selbst zu vertheidigen, so hätte dies zugleich den Vorwand beseitigt, auf Grund dessen die Stempelakte, die Theeakte und andere Akten des britischen Parlaments erlassen wurden, die den Geist der Opposition erweckten und den Grund zur Trennung der beiden Länder legten. Dagegen muß auf der andern Seite auch eingeräumt werden, daß der Zwang, den Großbritannien unserm Handel anthat, indem es uns nöthigte, unsre Erzeugnisse nur an seine Bürger zu verkaufen und von ihnen verschiedene Artikel (die wir brauchten, da unsere Manufacturisten entmuthigt waren) zu einem höhern Preise anzunehmen, als sie von andern Nationen bezogen werden konnten, unvermeidlich Unzufriedenheit erregen mußte, auch wenn das Parlament keine Steuern auferlegt hätte, ein Umstand, der immer noch hätte eintreten können. Da überdies der Generalpräsident durch die Krone ernannt werden sollte, so mußte er nothwendigerweise den Absichten derselben gemäß handeln und also jedem Gesetze, wie heilsam es auch für das Land sein mochte, seine Zustimmung versagen, wenn es nur im entferntesten die Interessen des Souverains beeinträchtigen konnte. Erlangte man indeß seine Zustimmung auch, so blieb immer noch die Genehmigung des Königs erforderlich, der aller Wahrscheinlichkeit nach stets den Vortheil seines eigenen Gebiets dem seiner Kolonien vorzuziehen geneigt sein mußte. Daraus wären beständige Mißhelligkeiten zwischen dem Rathe und dem Generalpräsidenten und somit zwischen der Bevölkerung Amerikas und der Krone von Großbritannien erwachsen; — so lange die Kolonien schwach

blieben, mußten sie sich dann unterwerfen, aber sobald sie an Stärke zunahmen, wären sie natürlich immer dringender in ihren Forderungen geworden, bis sie am Ende das Joch abgeschüttelt und sich für unabhängig erklärt hätten.

So lange die Franzosen Kanada besaßen, hatte ihr Handel mit den Eingeborenen eine bedeutende Ausdehnung und erstreckte sich selbst bis in den Rücken der britischen Niederlassungen. Von Zeit zu Zeit errichteten sie sogar Posten innerhalb des Gebietes, das die Engländer als ihr Eigenthum beanspruchten. Abgesehen von dem beträchtlichen Schaden, den sie dem Pelzhandel zufügten, erduldeten die Kolonien auch den fernern Nachtheil, daß die Indianer angereizt wurden, Plünderungszüge über ihre Grenzen zu unternehmen. Im Jahre 1753 geschahen Eingriffe auf das Gebiet Virginiens. Beschwerden blieben erfolglos. Im folgenden Jahre schickte man eine Truppenabtheilung unter dem Commando Herrn Washington's ab, der, obwohl ein sehr junger Mann, sich durch sein Verhalten im vorhergehenden Jahre eines so wichtigen Auftrags würdig gezeigt hatte. Während er marschirte, um den Posten an der Vereinigung des Allegany und Monongahela in Besitz zu nehmen, erhielt er Nachricht, daß die Franzosen dort bereits ein Fort errichtet hätten. Eine Abtheilung ihrer Leute marschirte gegen ihn. Er verschanzte sich so stark, als Zeit und Umstände es erlaubten. Die feindliche Uebermacht nöthigte ihn bald sein „Fort Necessity" zu übergeben. Er erhielt für sich und seine Leute ehrenvolle Bedingungen und kehrte nach Virginien zurück. Die britische Regierung hielt es nun für nothwendig, einzuschreiten. Im Jahre 1755 wurde General Braddock mit einigen Regimentern regulärer Truppen und Provinzial-Miliz abgesendet, um die Franzosen von den Posten zu vertreiben, deren sie sich bemächtigt hatten. Als die Mannschaften sämmtlich marschfertig waren, trat eine Schwierigkeit ein, welche die Expedition fast verhindert hätte. Es fehlte nämlich an Wagen. Jetzt trat Franklin auf und verschaffte unter dem Beistande seines Sohnes deren bald hundert und funfzig. Braddock gerieth leider in einen Hinterhalt und wurde mit einer Anzahl seiner Leute getödtet. Washington, der ihn als Adjutant begleitet und vergebens vor der Gefahr gewarnt hatte, entfaltete nun mehr viel militärisches Talent, indem er einen Rückzug der Reste der Armee und deren Vereinigung mit der Arrieregarde unter Oberst Dunbar bewerkstelligte, welcher jetzt den Oberbefehl übernahm. Mit einiger Schwierigkeit brachten sie ihr kleines Corps an einen gesicherten Ort, fanden es aber

nothwendig, ihre Wagen und Bagage zu vernichten, damit sie nicht in die Hände des Feindes fallen möchten. Für die durch ihn gelieferten Wagen hatte Franklin Obligationen zu bedeutendem Betrage ausgestellt. Die Eigenthümer erklärten die Absicht, ihn zur Erstattung ihres Eigenthums zu nöthigen. Hätten sie ihre Drohungen ausgeführt, so würde er unvermeidlich ruinirt worden sein. Als Gouverneur Shirley erfuhr, daß er diese Schulden im Dienste der Regierung übernommen hatte, bewirkte er die Bezahlung und erlöste Franklin aus seiner mißlichen Lage.

Nach Braddock's Niederlage herrschte große Unruhe und Besorgniß in den Kolonien. Allenthalben traf man Anstalt, sich zu bewaffnen. In Pennsylvanien verhinderte das vorherrschende Interesse der Quäker die Annahme eines Vertheidigungssystems, welches die Bürger zur Ergreifung der Waffen nöthigte. Franklin schlug in der Generalversammlung eine Bill in Betreff der Organisirung einer Miliz vor, durch welche es Jedermann gestattet sein sollte, die Waffen zu ergreifen oder nicht, je nachdem es ihm passend dünkte. Die Quäker, die auf diese Weise ihre Freiheit behielten, ließen die Bill durchgehen, denn obwohl ihre Grundsätze ihnen nicht gestatteten zu fechten, hatten sie doch nichts dagegen, wenn ihre Nachbarn für sie fechten wollten. In Folge dieses Beschlusses wurde eine sehr respectable Miliz gebildet. Der Anblick der drohenden Gefahr flößte Allen einen kriegerischen Geist ein, deren religiöse Grundsätze dem Kriege nicht im Wege standen. Franklin wurde zum Obersten eines Regiments in Philadelphia ernannt, das 1200 Mann zählte.

Der Feind überfiel die nordwestliche Grenze und es wurde nöthig, Maßregeln zu ihrem Schutze zu ergreifen. Franklin wurde vom Gouverneur beauftragt, diese Aufgabe zu übernehmen. Er wurde mit Vollmacht versehen, Mannschaft aufzubieten und Offiziere für sie zu ernennen. Bald hatte er ein Corps versammelt, mit welchem er sich nach dem Orte begab, wo dessen Gegenwart nothwendig war. Hier erbaute er ein Fort und postirte die Besatzung dergestalt, daß sie im Stande war, den Einfällen zu widerstehen, denen die Einwohner früher ausgesetzt gewesen waren. Er verweilte einige Zeit daselbst, um dem in ihn gesetzten Vertrauen um so vollständiger entsprechen zu können. Endlich machte ein Geschäft von Wichtigkeit seine Gegenwart in der Generalversammlung nothwendig und er kehrte nach Philadelphia zurück.

Die Vertheidigung seiner Kolonien verursachte Großbritannien einen

bedeutenden Aufwand. Die wirksamste Weise, um denselben zu vermindern, war, den Einwohnern Waffen in die Hand zu geben und sie den Gebrauch derselben zu lehren. Großbritannien fürchtete aber, sie würden sich alsdann jenem Handelsmonopole nicht mehr unterwerfen, welches für sie äußerst nachtheilig, aber höchst vortheilhaft für das Mutterland war. Im Vergleich mit diesen Vortheilen war der Aufwand, Armeen und Flotten zu ihrem Schutze zu unterhalten, nur geringfügig. Großbritannien kämpfte, um die Kolonien von seinem Schutze abhängig zu erhalten: einen bessern Plan konnte man nicht erfinden, um sie in friedlicher Unterwürfigkeit zu erhalten. Man mußte sich daher hüten, die geringste Kundgebung eines militärischen Geistes auftauchen zu lassen, und obwohl damals ein Krieg wüthete, wurde dennoch dem Beschlusse, eine Miliz zu organisiren, die Genehmigung vom Ministerium versagt. Die Regimenter, die man in Folge desselben gebildet hatte, wurden aufgelöst und die Vertheidigung der Provinz regulären Truppen übertragen.

Die Mißhelligkeiten zwischen den Eigenthümern und dem Volke bestanden in voller Stärke fort, obwohl ein Krieg an den Grenzen wüthete. Auch selbst das Bewußtsein der Gefahr vermochte auf keinen Augenblick ihre widerstreitenden Interessen zu versöhnen. Die Versammlung verlangte beharrlich die Besteuerung der Güter der Eigenthümer, und der Gouverneur versagte beständig dieser Maßregel seine Zustimmung, ohne welche keine Bill Gesetzeskraft erhalten konnte. Erbittert über diese Hartnäckigkeit und das ihr unbillig erscheinende Verfahren ihrer Gegner beschloß die Versammlung endlich, sich um Abhilfe an das Mutterland zu wenden. Man richtete eine Adresse an den König, worin die Nachtheile, unter denen die Einwohner leiden mußten, weil die Eigenthümer, zum Schaden der allgemeinen Wohlfahrt, nur ihre Privatinteressen berücksichtigten, auseinander gesetzt wurden, indem man zugleich um Abhilfe bat. Franklin wurde dazu erwählt, diese Adresse als Beauftragter der Provinz Pennsylvanien zu überbringen und reiste im Juni 1757 von Amerika ab. Den von der Gesetzgebung erhaltenen Instructionen gemäß hielt er eine Conferenz mit den damals in England residirenden Eigenthümern und bemühte sich, sie zum Aufgeben des so lange bestrittenen Punktes zu vermögen. Als er fand, daß sie von Bedingungen eines gütlichen Vergleichs nichts hören mochten, legte er seine Petition dem Kabinetsrathe vor. Während dieser Zeit gab Gouverneur Denny seine Einwilligung zu einem eine neue Steuer auflegenden Gesetze, worin kein

Ausnahme zu Gunsten der Güter der Familie Penn namhaft gemacht war. Die Mitglieder der letztern fühlten sich durch diese Nachricht und Franklin's Schritte beunruhigt und boten all' ihren Einfluß auf, um die Ertheilung der königlichen Sanction für jenes Gesetz zu verhindern, welches sie als höchst unbillig und darauf berechnet darstellten, die Bürde der Unterhaltung des Gouvernements auf sie zu wälzen und die verderblichsten Folgen für sie und ihre Nachkommen herbeizuführen. Die Sache wurde vor dem geheimen Conseil weitläufig erörtert. Die Penn's fanden hier einige eifrige Vertreter, doch fehlte es auch nicht an Etlichen, die sich der Sache des Volkes mit Wärme annahmen. Nachdem man einige Zeit debattirt hatte, wurde ein Vorschlag gemacht, wornach sich Franklin feierlich verpflichten sollte, daß man die Besteuerung dergestalt einrichten würde, daß die Güter der Eigenthümer nur nach einer angemessenen Proportion zu zahlen brauchten. Dies versprach er zu vermitteln, die Familie Penn stellte ihre Opposition ein und somit war der Provinz für diesmal der Frieden wieder geschenkt.

Die Art und Weise, auf welche dieser Streit beendigt wurde, liefert einen schlagenden Beweis von der hohen Meinung, welche selbst diejenigen von Franklin's Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit unterhielten, die ihn als den Gegner ihrer Absichten betrachteten. Dieses Vertrauen wurde auch gerechtfertigt. Die Besteuerung fand nach den Grundsätzen der strengsten Gerechtigkeit statt und die Güter der Eigenthümer trugen nur einen verhältnißmäßigen Theil der Regierungskosten.

Nach Vollendung dieses wichtigen Geschäfts blieb Franklin als Geschäftsträger für die Provinz Pennsylvanien am englischen Hofe. Seine umfassende Kenntniß der Lage der Kolonien und die Aufmerksamkeit, die er für deren Interessen stets kund gab, veranlaßte die Kolonien Massachusetts, Maryland und Georgia ihm ihrerseits das nämliche Amt zu übertragen. Sein Verhalten in dieser Stellung war ganz dazu geeignet, ihn seinen Landsleuten immer werther zu machen.

Er hatte nun mehr Gelegenheit, sich des persönlichen Umgangs derjenigen Freunde zu erfreuen, die ihm seine Verdienste in der Ferne erworben hatten. Die Hochachtung, die sie in Betreff seiner genährt hatten, wurde durch die persönliche Bekanntschaft nur noch gesteigert. Die Opposition, die sich gegen seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen erhoben hatte, hörte allmälig auf und die Belohnungen der Verdienste um die Wissenschaft wurden ihm in reichlichem Maße zu Theil. Die königliche Gesellschaft zu London,

die anfangs seinen Berichten die Aufnahme in ihren Mittheilungen versagt hatte, hielt es jetzt für eine Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Andere gelehrte Gesellschaften Europas suchten sich gleichfalls zu ehren, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. Die Universität zu St. Andrews in Schottland ertheilte ihm die Würde eines Doctors der Rechte. Ihrem Beispiele folgten die Universitäten zu Edinburg und Oxford. Die ausgezeichnetsten Gelehrten Europas suchten seine Correspondenz. Seine Briefe an dieselben enthalten einen in der einfachsten ungeschmückten Sprache dargebotenen Reichthum an ächter Wissenschaft.

Die Provinz Kanada befand sich damals im Besitze der Franzosen, die sie ursprünglich kolonisirt hatten. Der Handel mit den Indianern, wozu sie sich durch ihre Lage sehr gut eignete, war äußerst vortheilhaft. Die französischen Händler fanden hier einen Markt für ihre Waaren und erhielten dafür große Quantitäten vortrefflichen Pelzwerks, das sie zu hohen Preisen in Europa absetzten. Während sich der Besitz dieses Landes höchst vortheilhaft für Frankreich erwies, wurde er für die Einwohner der britischen Kolonien zu einem schweren Nachtheile. Die Indianer suchten fast allgemein Freundschaft mit den Franzosen zu unterhalten, durch welche sie reichlich mit Waffen und Munition versorgt wurden. So oft ein Krieg ausbrach, waren die Indianer stets bereit, die Grenzen zu überfallen, und sie thaten dies häufig, selbst wenn Großbritannien und Frankreich im Frieden mit einander waren. Aus diesen Gründen schien es das Interesse Großbritanniens zu verlangen, nach dem Besitze Kanadas zu streben. Aber man wußte die Wichtigkeit einer solchen Erwerbung in England nicht gehörig zu würdigen. Franklin gab damals seine Schrift über Kanada heraus, worin er auf eindringliche Weise die Vortheile andeutete, die aus der Eroberung dieser Provinz erwachsen würden. *)

Man beplante eine Expedition gegen dieselbe, deren Commando dem General Wolfe übertragen wurde. Der Erfolg ist wohlbekannt. In Folge des Vertrages 1762 trat Frankreich Kanada an Großbritannien ab und gab durch seine gleichzeitige Abtretung Louisianas all' seine Besitzungen auf dem amerikanischen Continente auf.

---

*) Diese Schrift erschien anonym im Jahre 1760 unter dem Titel: „Das Interesse Großbritanniens in Betreff der Kolonien und der Erwerbung Kanadas und Guadeloupes."

Obwohl Dr. Franklin jetzt hauptsächlich mit politischen Angelegenheiten beschäftigt war, fand er doch auch Zeit zu naturwissenschaftlichen Studien. Er setzte seine Untersuchungen über Electricität fort und stellte, namentlich mit dem Turmalin, eine Menge Experimente an. Die merkwürdigen Eigenschaften dieses Steines, indem er nur durch Hitze, ohne Reibung, auf der einen Seite positiv und auf der andern negativ electrisch erscheint, waren erst unlängst beobachtet worden.

Einige Experimente, die Dr. Cullen in Betreff der durch Verdunstung erzeugten Kälte angestellt hatte, waren Franklin durch Professor Simpson in Glasgow mitgetheilt worden. Er wiederholte sie und fand, daß durch die Abdämpfung von Aether in der entleerten Glocke einer Luftpumpe eine so starke Kälte an einem Sommertage erzeugt wurde, daß sich Wasser in Eis verwandelte. Diese Entdeckung wendete er zur Lösung einer Anzahl von Phänomenen an und namentlich hinsichtlich eines eigenthümlichen Umstands an, den die Gelehrten noch vergebens zu erklären versucht hatten, nämlich daß die Temperatur des gesunden menschlichen Körpers niemals 96 Grad des Fahrenheit'schen Thermometers übersteigt, obwohl die umgebende Atmosphäre bis zu einem weit höhern Grade erhitzt werden mag. Er schrieb dies der durch die Hitze gesteigerten Schweißabsonderung und der folglich zugleich stattfindenden Verdünstung zu.

In einem Schreiben an Dr. Small in London, datirt vom Mai 1760, theilt Franklin eine Anzahl Beobachtungen mit, durch welche er nachzuweisen sucht, daß in Nordamerika Nordoststürme in den südwestlichen Gegenden beginnen. Angestellte Beobachtungen ergaben, daß ein Nordoststurm, der sich zu einer beträchtlichen Weite erstreckte, zu Philadelphia fast vier Stunden früher begann, als er zu Boston bemerkt wurde. Franklin suchte dies zu erklären, indem er annahm, daß durch Hitze eine Luftverdünnung in der Gegend des Meerbusens von Mexico stattfinde, daß die kühlere Luft der nördlichern Gegend einströme und dieser die kühlere und dichtere Luft der noch mehr nördlichen Gegenden nachfolge, so daß sich endlich eine fortgesetzte Strömung erzeuge.

Der Ton, der hervorgebracht wird, indem man den Rand eines Trinkglases mit nassem Finger reibt, ist allgemein bekannt. Herr Puckeridge, ein Irländer, suchte, indem er eine Anzahl Gläser von verschiedenen Größen auf einen Tisch stellte und stimmte, indem er sie theilweise mit Wasser füllte, ein Instrument zu bilden, um Melodien damit zu spielen. Ein frühzeitiges Ende

verhinderte ihn, seine Erfindung zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Nach seinem Tode erfuhr sein Plan einige Verbesserungen. Die Lieblichkeit der Töne veranlaßte Franklin, eine Menge Versuche zu machen, und am Ende brachte er das schöne Instrument zu Stande, dem er den Namen Harmonika gab.

Im Sommer 1762 kehrte er nach Amerika zurück. Während seiner Ueberfahrt beobachtete er die eigenthümliche Wirkung, welche die starke Bewegung eines Gefäßes hervorbringt, das auf Wasser schwimmendes Oel enthält. Die Oberfläche des Oeles bleibt glatt und ungestört, während das Wasser in die heftigste Bewegung gesetzt wird. — Eine befriedigende Erklärung dieser Erscheinung ist, wie wir glauben, nie gegeben worden. *)

Franklin empfing den Dank der pennsylvanischen Generalversammlung „sowohl für die treue Erfüllung seiner Pflicht gegen diese Provinz insbesondere, als auch für die während seines Aufenthalts in Großbritannien Amerika überhaupt geleisteten zahlreichen und wichtigen Dienste.“ Auch wurde ihm eine Vergütung von 5000 Pfund pennsylvanischen Courants für seine sechsjährigen Dienste zugesprochen.

Während seiner Abwesenheit war er alljährlich zum Mitgliede der Versammlung gewählt worden. Nach seiner Rückkehr nach Pennsylvanien nahm er seinen Sitz in derselben wieder ein und fuhr fort, sich als standhaften Vertheidiger der Volksfreiheit zu beweisen.

Im December 1762 fand ein Ereigniß statt, das große Unruhe in der Provinz verursachte. In der Grafschaft Lancaster hatten sich eine Anzahl Indianer aufgehalten und stets als Freunde der weißen Einwohner betragen. Wiederholte Plünderungszüge über die Grenzen hatten aber die Einwohner dergestalt erbittert, daß sie an jedem Indianer Rache zu nehmen beschlossen. Ungefähr 120 Personen, größtentheils Einwohner der Ortschaften Donegal und Peckstang oder Paxton in der Grafschaft York, versammelten sich und begaben sich zu Pferde nach dem Wohnplatze jener harmlosen und wehrlosen Indianer, deren Anzahl sich nur noch auf etwa zwanzig belief. Die In=

*) Franklin theilte das Obige in einem Schreiben an Dr. Pringle in London (Philadelphia, 1. Dec. 1762) mit. Später stellte er noch verschiedene Versuche an, um den Umstand nicht allein zu erklären, sondern auch, seiner Gewohnheit nach, praktisch nützlich zu machen, was indeß nicht gelang. Seine Beobachtungen veröffentlichte er in einer Schrift: „Ueber das Besänftigen der Wellen durch Oel, 1774.“ —

dianer erhielten Kunde von dem gegen sie beabsichtigten Angriffe, glaubten jedoch nicht daran. Sie betrachteten die weißen Leute als ihre Freunde und fürchteten daher keine Gefahr von ihnen. Als die Gesellschaft das indianische Dorf erreichte, fand man daselbst nur einige Weiber und Kinder und etliche alte Männer, denn die übrigen befanden sich auswärts bei ihrer Arbeit. Man ermordete alle Anwesenden und unter Andern den Häuptling Schaheas, der sich stets durch seine Freundschaft gegen die Weißen ausgezeichnet hatte. Diese blutige That erregte bei den wohlgesinnten Einwohnern heftigen Unwillen.

Diejenigen jener unglücklichen Indianer, die durch ihre Abwesenheit dem Gemetzel entgangen waren, führte man nach Lancaster und brachte sie ihrer Sicherheit wegen im Gefängnisse unter. Der Gouverneur erließ eine Proclamation, worin er die höchste Mißbilligung der That aussprach, für die Entdeckung der Urheber derselben eine Belohnung verhieß und alle Feindseligkeiten gegen die friedlichen Indianer inskünftige verbot. Trotzdem marschirte jedoch kurz nachher eine Anzahl der nämlichen Leute nach Lancaster, wo sie das Gefängniß erbrachen, und die unschuldigen Indianer, die man ihrer Sicherheit wegen dorthin gebracht hatte, unmenschlich niedermetzelten. Eine zweite Proclamation wurde erlassen, blieb aber ohne Wirkung. Eine Abtheilung marschirte ausdrücklich zu dem Zwecke nach Philadelphia hinab, einige befreundete Indianer zu ermorden, die man ihrer Sicherheit wegen nach der Stadt gebracht hatte. Eine Anzahl Bürger bewaffneten sich zu ihrem Schutze. Die Quäker, mit deren Grundsätzen sich die Waffenführung, auch selbst zu ihrem eigenen Schutze, nicht verträgt, bewiesen sich bei dieser Gelegenheit am thätigsten. Die Aufrührer kamen bis nach Germantown. Der Gouverneur flüchtete zu seiner Sicherheit in das Haus Franklin's, der mit einigen Andern den Burschen von Paxton, wie man sie nannte, entgegenzog und Einfluß genug besaß, um sie zu bewegen, ihr Unternehmen aufzugeben und nach Hause zurückzukehren.

Der Streit zwischen den Eigenthümern und der Generalversammlung war, nachdem er eine Zeitlang geruht, aufs Neue erwacht. Die Eigenthümer waren mißvergnügt über die zu Gunsten des Volkes gemachten Concessionen und gaben sich viele Mühe, das Privilegium der Steuerfreiheit ihrer Güter wieder zu erlangen, zu dessen Aufgebung sie veranlaßt worden waren.

Im Jahre 1763 beschloß die Versammlung ein Miliz-Gesetz zu erlassen,

dem der Gouverneur seine Zustimmung versagte, falls sich die Versammlung nicht zu gewissen von ihm vorgeschlagenen Amendements nicht verstehen wollte. Sie betrafen eine Steigerung der Geldstrafen und die Einführung der Todesstrafe anstatt der Geldstrafe für gewisse Fälle. Auch wünschte er, daß die Offiziere durchgängig von ihm selbst und nicht, wie die Bill vorschlug, vom Volke ernannt werden sollten. Diese Amendements hielt die Versammlung für unverträglich mit dem Geiste der Freiheit. Man weigerte sich sie anzunehmen, der Gouverneur blieb jedoch hartnäckig und die Bill mußte fallen.

Diese und andere Umstände steigerten die zwischen den Eigenthümern und der Generalversammlung herrschende Spannung dermaßen, daß das Haus im Jahre 1764 eine Petition an den König zu richten beschloß, worin es bat, die Verwaltung der Eigenthümer in ein königliches Gouvernement zu verwandeln. Diese Maßregel rief nicht nur im Hause, sondern auch in der Presse eine starke Opposition hervor. Eine Rede Herrn Dickenson's über diesen Gegenstand, die mit einem Vorworte Dr. Smith's veröffentlicht wurde, bemühte sich, das Unpassende und die falsche Politik dieses Verfahrens nachzuweisen. Als Antwort darauf wurde eine Rede Herrn Galloway's mit einem Vorworte von Franklin herausgegeben, worin das Unhaltbare der in dem Vorworte zu Herrn Dickenson's Rede ausgesprochenen Ansichten sehr geschickt dargelegt wurde. Indeß blieb das an den Thron gerichtete Gesuch ohne Erfolg und das Gouvernement der Eigenthümer bestand fort.

Bei den Wahlen zu einer neuen Generalversammlung im Spätjahr 1764 machten die Freunde der Eigenthümer große Anstrengungen, um die Kandidaten der Gegenpartei auszuschließen, und sie erlangten auch in der Stadt Philadelphia eine kleine Majorität. Franklin verlor jetzt seinen Sitz im Hause, den er vierzehn Jahre eingenommen hatte. Beim Zusammentreten des Hauses zeigte es sich jedoch, daß immer noch eine entschiedene Majorität der Freunde Franklin's vorhanden war. Man erwählte ihn sogleich zum Geschäftsträger der Provinz; seine Feinde machten ihrem Verdrusse darüber durch einen feierlichen Protest gegen seine Ernennung Luft, den man sich jedoch, als ordnungswidrig, zu Protokoll zu nehmen weigerte. Derselbe wurde nun in den Zeitungen veröffentlicht und rief eine energische Erwiederung von Seiten Franklin's, unmittelbar vor seiner Abreise nach England, hervor.

Die Unruhen und die Opposition, welche Herrn Grenville's Stempel=

akte in Amerika hervorrief, sind wohlbekannt. Unter der Verwaltung des Marquis von Rockingham fand man es rathsam, etwas zur Beruhigung der Gemüther in den Kolonien zu thun und man zog die Widerrufung der verhaßten Steuer in Betracht. Man suchte sich über die Stimmung des Volkes in Betreff derselben zu unterrichten und zu diesem Ende wurde auch Franklin vor die Schranken des Unterhauses gerufen. Die Befragung, der man ihn hier unterwarf, wurde veröffentlicht und liefert einen schlagenden Beweis von dem Umfange und der Gründlichkeit seiner Kenntnisse und von der gewandten Leichtigkeit, womit er seine Ansichten mitzutheilen verstand. Er wußte die Umstände in ein so klares Licht zu setzen, daß die Inconvenienz der fraglichen Akte für jeden vorurtheilsfreien Geist einleuchtend werden mußte. Sie wurde daher nach einiger Opposition, etwa ein Jahr nachdem sie erlassen worden und bevor sie noch in Vollzug gesetzt worden war, widerrufen.

Im Jahre 1766 besuchte er Holland und Deutschland und empfing von Seiten der Männer der Wissenschaft die ehrendsten Beweise der Hochachtung. Auf seiner Reise durch Holland lernte er von den Bootführern die Wirkung kennen, die eine Verminderung der Wassermenge in Kanälen hat, indem sie der Bewegung der Boote hinderlich ist. Als er sich wieder in England befand, unternahm er eine Anzahl Experimente, die sämmtlich jenen Umstand bestätigten. Er theilte diese Beobachtungen nebst einer Erklärung des Phänomens seinem Freunde, Sir John Pringle, in einem Schreiben mit, das sich unter seinen physikalischen Aufsätzen befindet.

Im folgenden Jahre reiste er nach Frankreich, wo er eine nicht minder günstige Aufnahme als in Deutschland fand. Er machte Bekanntschaft mit vielen Gelehrten und wurde auch dem König Ludwig XV. vorgestellt.

Mehrere von Hutchinson, Oliver und Andern geschriebene und an hochgestellte Personen in Großbritannien gerichtete Briefe fielen damals in Franklin's Hände. Sie enthielten die heftigsten Schmähungen gegen die einflußreichen Politiker des Staates Massachusetts und riethen nachdrücklich zur Ergreifung kräftiger Maßregeln, um das Volk zum Gehorsam gegen die Verfügungen des Ministeriums zu zwingen. Diese Briefe sendete er an die Generalversammlung, durch die sie veröffentlicht wurden. Beglaubigte Abschriften davon schickte man mit einer Adresse nach Großbritannien, indem man den König bat, Beamte zu entlassen, die sich dem Volke so verhaßt

gemacht und sich den Interessen desselben so feindselig bewiesen hätten. Die Veröffentlichung dieser Briefe hatte ein Duell zwischen Herrn Whately und Herrn Temple zur Folge; man hatte jeden von ihnen im Verdacht, die Mittheilung der Schreiben vermittelt zu haben. Um fernern Streit über diesen Gegenstand zu verhüten, erklärte Franklin in einem öffentlichen Blatte, daß er die Briefe nach Amerika geschickt hätte, aber keine Auskunft ertheilen würde, auf welche Weise sie in seine Hände gekommen wären; auch ist dies nie bekannt geworden.

Kurz nachher wurde die Petition der Generalversammlung von Massachusetts vor dem geheimen Conseil der Prüfung unterzogen. Franklin war als Geschäftsträger der Versammlung gegenwärtig, und hier wurde er vom Generalprokurator Wedderburne, als dem Anwalte Oliver's und Hutchinson's, mit einer Fluth der heftigsten und unbegründetsten Schmähungen überschüttet. Die Petition wurde für skandalös und veratorisch erklärt und abgewiesen.

Das Parlament von Großbritannien hatte zwar die Stempelakte widerrufen, jedoch nur der im Augenblick obwaltenden Umstände wegen. Es behauptete fortwährend sein Recht, die Kolonien besteuern zu können, und während man die Stempelakte widerrief, wurde gleichzeitig eine Akte angenommen, welche erklärte, das Parlament hätte das Recht, die Kolonien in allen Fällen zum Gehorsam zu zwingen. Dieser Sprache bedienten sich selbst die eifrigsten Gegner der Stempelakte und unter Andern auch Herr Pitt. Dieses Recht war von den Kolonisten niemals anerkannt worden; da sie sich aber schmeichelten, man würde es nicht ausüben, beeilten sie sich auch nicht sehr, dagegen zu remonstriren. Hätte man dies vorgebliche Recht ruhen lassen, so würden die Kolonisten gern ihren Antheil an den Staatslasten in der gewohnten Weise getragen haben, das heißt durch Beschlußfassung ihrer eigenen Versammlungen in Folge vorgängiger Requisition von Seiten des Staatssecretärs. Die Stimmung der Kolonien gegen ihr Mutterland war eine so günstige, daß dieselben, hätte man jenes Verfahren befolgt, trotz der Nachtheile, unter denen sie durch die nur auf den Vortheil der Handels- und Manufacturangelegenheiten Großbritanniens berechneten Beschränkungen ihres Handelsverkehrs leiden mußten, gewiß sobald noch nicht an eine Trennung der beiden Länder gedacht haben würden. Die Amerikaner waren von ihrer frühesten Kindheit auf gelehrt, ein Volk zu verehren, von dem sie abstammten, dessen Sprache, Gesetze und Sitten ihre eigenen waren. Sie

blickten zu den Briten als Vorbildern der Vollkommenheit empor, und waren so parteiisch für dieselben eingenommen, daß sie die gebildetsten Nationen Europas im Vergleich mit den Engländern fast als Barbaren betrachteten. Der Name eines Engländers bezeichnete für den Amerikaner den Inbegriff alles Guten und Großen. Wo solche Gesinnungen schon in früher Jugend eingeflößt waren, konnte sicherlich nur eine wiederholte ungerechte Behandlung auf den Gedanken der Trennung führen. Die Zölle auf Glas, Papier, Leder, Malerfarben, Thee u. s. w., die Entziehung der Freiheiten einiger Kolonien, die Hemmung der Maßregeln der Gesetzgebung durch die königlichen Gouverneure in andern, die verächtliche Behandlung ihrer bescheidenen Vorstellungen, durch die sie ihre Beschwerden erklärten und um Abhilfe baten, sowie andre gewaltthätige und drückende Maßregeln erweckten endlich einen heftigen Geist der Opposition. Anstatt denselben durch ein gelinderes Verfahren zu mäßigen zu suchen, schien das Ministerium vielmehr entschlossen, die Kolonien zu dem sklavischsten Gehorsam gegen seine Decrete zu zwingen. Dies konnte jedoch die Schwierigkeiten nur steigern. Vergebens waren alle Versuche, die Minister zum Aufgeben ihrer Pläne zu bewegen, sie von der Unmöglichkeit der Ausführung und von den unheilvollen Folgen zu überzeugen, die nothwendig aus einer Fortsetzung ihres Verfahrens erwachsen müßten. Sie beharrten mit einer Unbeugsamkeit, die vielleicht ohne Beispiel war, bei ihren Vorsätzen. Die Vortheile, die Großbritannien aus seinen Kolonien zog, waren so groß, daß nur ein an Wahnsinn grenzender Grad der Bethörung und Verblendung zu einer Fortsetzung von Maßregeln bestimmen konnte, die geeignet waren, eine Mißstimmung zu nähren, welche auch nur den leisesten Wunsch einer Trennung erwecken konnte. —

Franklin ließ nichts unversucht, um das Ministerium zu einer Abänderung seiner Maßregeln zu bewegen. In Privatunterredungen und in Briefen an Staatsbeamte sprach er sich fortwährend über die falsche Politik und Ungerechtigkeit ihres Benehmens gegen Amerika aus und erklärte, daß trotz der Anhänglichkeit der Kolonisten an das Mutterland eine Erneuerung unbilliger Behandlung endlich das Erkalten ihrer Zuneigung veranlassen würde. Sie gaben seinem Rathe kein Gehör, sondern beharrten blind bei ihren eigenen Plänen und ließen den Kolonisten keine andere Wahl, als Widerstand oder unbedingte Unterwerfung. Die letztere vertrug sich nicht mit den Grundsätzen der Freiheit, deren Heilighaltung man sie gelehrt hatte. So sahen

sie sich gezwungen, ihre Zuflucht, ob auch widerstrebend, zu dem erstern zu nehmen.

Als Franklin alle Bemühungen, den Einklang zwischen Großbritannien und seinen Kolonien wieder herzustellen, fruchtlos fand, kehrte er im Jahre 1775, unmittelbar nach dem Beginn der Feindseligkeiten, nach Amerika zurück. Den Tag nach seiner Rückkehr wurde er von der gesetzgebenden Versammlung Pennsylvaniens zum Abgeordneten beim Congresse gewählt. Kurz nach seiner Wahl ward ein Ausschuß, bestehend aus Herrn Lynch, Herrn Harrison und Franklin, ernannt, um das Lager zu Cambridge zu besuchen und in Gemeinschaft mit dem Oberbefehlshaber die Truppen, deren Dienstzeit dem Ablauf nahe war, von der Nothwendigkeit ihres fernern Dienstes und ihres Beharrens in der Sache des Vaterlandes zu überzeugen.

Gegen das Ende des nämlichen Jahres besuchte er Kanada, um die Betheiligung desselben an der gemeinsamen Sache der Freiheit zu bewirken; die Kanadier waren jedoch nicht zu bewegen, sich den Maßregeln der britischen Regierung zu widersetzen. Herr le Roy erklärt in einem Schreiben (das sich im Anhange zu des Abbé Fauchet's Lobrede auf Franklin findet), das Fehlschlagen dieser Unterhandlung sei hauptsächlich durch religiösen Haß, der zwischen den Kanadiern und ihren Nachbarn bestand, weil letztere ihnen zu verschiedenen Zeiten ihre Kapellen niedergebrannt hätten, veranlaßt worden.

Als im Jahre 1776 Lord Howe mit Vollmacht zur Unterhandlung mit den Kolonisten nach Amerika kam, entspann sich zwischen ihm und Franklin eine Correspondenz in Betreff einer Aussöhnung. Später wurde Franklin mit John Adams und Edward Rutledge an die Commissionäre abgeordnet, um den Umfang ihrer Vollmacht kennen zu lernen. Man fand, daß sie sich darauf beschränkte, im Falle der Unterwerfung Begnadigungen zu gewähren. Derartige Bedingungen waren nicht annehmbar und die Commissionäre konnten ihren Zweck nicht erreichen.

Die wichtige Frage der Unabhängigkeit tauchte kurz nachher und zwar zu einer Zeit auf, als die Flotten und Armeen, die man zum Erzwingen des Gehorsams gesendet hatte, in der That furchtbar waren. Mit einer zwar zahlreichen, aber nicht disciplinirten und in der Kriegführung völlig unerfahrenen Armee, ohne Geld, ohne Flotte, ohne Bundesgenossen, und mit keiner andern Unterstützung als der Liebe zur Freiheit, beschlossen die Kolo-

nisten, sich von einem Lande zu trennen, von welchem sie nur eine Reihe von Ungerechtigkeiten und Beleidigungen erfahren hatten. Bei Gelegenheit dieser Frage erklärte sich Franklin entschieden zu Gunsten der vorgeschlagenen Maßregel und sein Einfluß vermochte Viele, sich gleichfalls dieser Ansicht anzuschließen.

Die öffentliche Meinung war auf das Ereigniß bereits durch Herrn Paine's berühmte Flugschrift „Gesunder Verstand" vorbereitet worden. Man hat guten Grund zu glauben, daß Franklin, zum wenigsten durch Lieferung von Material, einen nicht geringen Antheil an diesem Werke hatte.

In dem Convente, der sich 1776 zu Philadelphia versammelte, um eine neue Regierungsform für den Staat Pennsylvanien herzustellen, wurde Franklin zum Präsidenten gewählt. Die damals berathene Verfassung dieses Staates kann als ein Inbegriff seiner Grundsätze und Ansichten über Regierung betrachtet werden. Die einfache gesetzgebende und die mehrfache vollziehende Gewalt scheint unter seine Lieblingsgrundsätze gehört zu haben.

Gegen Ende des Jahres 1776 wurde Franklin beauftragt, an der Unterhandlung theilzunehmen, die durch Silas Deane beim französischen Hofe eingeleitet worden war. Die Ueberzeugung von den Vortheilen eines commerciellen Verkehrs mit Amerika und der Wunsch, das britische Reich durch Zerstückelung zu schwächen, veranlaßte den französischen Hof anfangs, dem Antrage eines Bündnisses Gehör zu schenken. Gleichwohl zeigte man bald einige Abneigung gegen die Maßregel, die indeß durch Franklin's Gewandtheit und namentlich durch das Glück der amerikanischen Waffen gegen den General Bourgoyne endlich überwunden wurde, und im Februar 1778 schloß man den Vertrag eines Schutz- und Trutzbündnisses, in Folge dessen Frankreich in den Krieg gegen Großbritannien verwickelt wurde.

Vielleicht würde kein Mann den Vereinigten Staaten am französischen Hofe wesentlichere Dienste haben leisten können, als Franklin. Er war wohlbekannt als Physiker und sein Name erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes. Alle Gelehrten schenkten ihm die ehrenvollste Aufnahme und unter allen Klassen ward er mit Achtung genannt. Sein persönlicher Einfluß war daher bedeutend. Dazu kam noch die Wirkung verschiedener Schriften, durch deren Veröffentlichung er das Ansehen und den Ruf der Vereinigten Staaten in nicht geringem Maße hob. Seinen derartigen Bemühungen darf man

auch wohl zum großen Theile das Zustandekommen der in Holland und Frankreich gemachten Anleihen zuschreiben, die viel zu einer glücklichen Beendigung des Kriegs beitrugen.

Dies wiederholte Mißgeschick ihrer Waffen und ganz besonders die Gefangennahme Cornwallis' und seiner Armee überzeugte die britische Nation endlich von der Unmöglichkeit, die Amerikaner zur Unterwerfung zu bringen. Die Handelsinteressen machten den Frieden dringend nothwendig und das Ministerium war nicht im Stande, den allgemeinen Wünschen länger zu widerstehen. Provisorische Friedensartikel, über die man sich vereinigte, wurden zu Paris am 30. November 1782 von Dr. Franklin, den Herren Adams, Jay und Laurens Seitens der Vereinigten Staaten, und von Herrn Oswald Seitens Großbritanniens, unterzeichnet. Sie bildeten die Grundlage zu dem definitiven Vertrage der am 3. September 1783 geschlossen und von Dr. Franklin, Adams und Jay einerseits und Herrn David Hartley andrerseits unterzeichnet wurde.

Am 3. April wurde ein Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Schweden zu Paris durch Dr. Franklin und den Grafen von Krutz abgeschlossen.

Ein ähnlicher Vertrag mit Preußen kam im Jahre 1785, kurz vor Franklin's Abreise aus Europa, zu Stande.

Franklin widmete seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich den politischen Angelegenheiten. Einige Schriften, die hauptsächlich gemeinnützige Lehren zum Gegenstande hatten, erschienen in Paris.

Als im Jahre 1784 der thierische Magnetismus in der Welt und namentlich zu Paris viel Geräusch machte, hielt man diesen Gegenstand für so wichtig, daß der König eine Commission ernannte, um zu untersuchen, wiefern die neue Wissenschaft begründet wäre. Dr. Franklin gehörte unter die Mitglieder. Nach einer gewissenhaften und sorgfältigen Untersuchung, in deren Verlauf Mesmer in Gegenwart der Commissionäre und zwar zum Theil an diesen selbst eine Anzahl seiner Experimente wiederholte, kamen sie zu dem Schlusse, daß das Ganze nur eine Posse zur Täuschung der Unwissenden und Leichtgläubigen wäre. So sah sich Mesmer in seiner Laufbahn zu Ruhm und Reichthum aufgehalten.

Der große Zweck der Sendung Franklin's war durch die Begründung der amerikanischen Unabhängigkeit vollständig erreicht, und da ihm jetzt die Schwächen des Alters und damit verknüpfte Kränklichkeit fühlbar zu werden

begannen, sehnte er sich nach der Heimath zurückzukehren. Auf sein Ansuchen beim Kongresse der Vereinigten Staaten wurde er zurückberufen und Herr Jefferson zu seinem Nachfolger ernannt. Im September 1785 traf Franklin in Philadelphia ein. Kurz nachher wurde er zum Mitgliede des höchsten vollziehenden Rathes für die Stadt, und bald auch zum Präsidenten desselben gewählt.

Als sich im Jahre 1787 in Philadelphia ein Convent versammelte, um der Unionsregierung durch Revision und Verbesserung der Bundesartikel eine größere Energie zu verschaffen, wurde Franklin zum Abgeordneten des Staates Pennsylvanien ernannt. Er unterzeichnete die dort für die Union berathene Verfassung, welcher er den entschiedensten Beifall schenkte. (Man vergleiche seine bei dieser Gelegenheit gehaltene und weiter unten mitgetheilte Rede.)

Um diese Zeit wurde eine Gesellschaft für politische Forschungen, deren Präsident Franklin war, gestiftet. Die Versammlungen fanden in seinem Hause statt. Zwei oder drei in dieser Gesellschaft vorgetragene Abhandlungen sind veröffentlicht worden. Dieselbe bestand indeß nicht lange.

Im Jahre 1787 entstanden in Philadelphia zwei Gesellschaften, die durch die reinste und edelste Humanität angeregt waren: Die Gesellschaft von Philadelphia zur Linderung des Elends in den Gefängnissen; und die Pennsylvanische Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei, Befreiung der auf gesetzwidrige Weise in Dienstbarkeit gehaltenen freien Neger und Verbesserung des Zustandes der afrikanischen Race. Franklin war Präsident in beiden Gesellschaften, deren Bemühungen den besten Erfolg gehabt haben.

Die zunehmende Schwäche Franklin's verhinderte ihn, sich den Staatsgeschäften ferner regelmäßig zu widmen und im Jahre 1788 zog er sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück.

Er besaß eine vorzüglich gute Körperconstitution. Krankheiten war er, gelegentliche Gichtanfälle abgerechnet, wenig unterworfen gewesen, bis um das Jahr 1781 zuerst Symptome der Steinkrankheit eintraten, woran er bis an das Ende seines Lebens litt. So oft ihn diese schmerzhafte Krankheit mit ihren Anfällen verschonte, verlebte er noch manche angenehme Stunde, indem er sich in der angenehmsten und lehrreichsten Weise mit seinen

Freunden unterhielt. Er bewahrte seine Geisteskräfte ungeschmälert bis zur Todesstunde.

Er hatte als Präsident der Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei das Memorial unterzeichnet, welches dem Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten am 13. Februar 1789 überreicht wurde und die Bitte aussprach, daß das Haus alle die ihm durch die Verfassung ertheilte Macht aufbieten möchte, um dem Menschenhandel entgegen zu arbeiten. Dies war seine letzte öffentliche Handlung. In den Debatten, die sein Memorial veranlaßte, versuchte man mehrfach den Sklavenhandel zu rechtfertigen. In der Bundeszeitung (Federal-Gazette) vom 25. März erschien ein von Franklin geschriebener und „Historicus" unterzeichneter Aufsatz, worin er eine angeblich im Diwan von Algier 1687 gehaltene Rede mittheilte, deren Zweck gewesen sein sollte, die Petition einer Juristensecte, genannt Erika, um Abschaffung der Seeräuberei und Sklaverei zu widerlegen. Diese angebliche afrikanische Rede war eine treffliche Parodie eines von Herrn Jackson aus Georgia gehaltenen Vortrags. Alle zu Gunsten der Negersklaverei angeführten Argumente waren nun mit gleichem Nachdruck angewendet, um die Beraubung und Sklaverei der Europäer zu rechtfertigen. Der Aufsatz stellt die Nichtsnützigkeit der zur Vertheidigung des Sklavenhandels ausgesprochenen Gründe in's klarste Licht, während er zugleich beweist, welch' kräftigen und scharfsinnigen Geist der Verfasser noch in seinem hohen Alter besaß. Uebrigens fanden sich viele Leute, die an die Aechtheit der afrikanischen Rede glaubten und sich Mühe gaben, das Werk aufzufinden, worin sie enthalten sein sollte.

Im Anfang Aprils 1790 wurde er von einem Fieber und Brustschmerzen befallen, in deren Folge sich seine irdische Laufbahn schloß. Sein Freund und Arzt, Dr. Jones, lieferte folgenden Bericht über seine letzte Krankheit.

„Durch die Steinschmerzen, woran er seit mehreren Jahren gelitten hatte, war er in den letzten zwölf Monaten meist auf das Lager gebannt worden und während der heftigsten Paroxysmen mußte er zur Linderung seiner Qualen reichliche Dosen Laudanum nehmen; in den schmerzfreien Zwischenräumen unterhielt er sich jedoch noch immer nicht nur mit Lesen oder heitern Gesprächen mit den Seinigen und etlichen Freunden, die ihn besuchten, sondern beschäftigte sich auch oft in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten mit Personen, die sich deshalb bei ihm einfanden; in allen diesen Fällen bekundete er nicht allein jene Bereitwilligkeit und Neigung, Gutes zu stiften,

die sein Leben hauptsächlich charakterisirte, sondern auch den vollsten und ungeschmälerten Besitz seiner ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten; dabei überließ er sich nicht selten jenen jeux d'esprit und unterhaltenden Anekdoten, die seinen Gesprächen einen so hohen Reiz verliehen."

„Ungefähr sechszehn Tage vor seinem Tode wurde er von einem Fieber ergriffen, das indeß von keinen besonders auffälligen Symptomen begleitet war, bis er sich am dritten oder vierten Tage über einen Schmerz in der linken Brust beklagte, der sich nach und nach bis zur äußersten Heftigkeit steigerte und mit Husten und schwerem Athem verbunden war. Wenn ihm während dieses Zustandes der marternde Schmerz bisweilen ein Stöhnen entlockte, pflegte er zu bemerken, er fürchtete, daß er seine Leiden nicht ertrüge wie er sollte; — zugleich erkannte er dankbaren Sinnes die vielfachen Segnungen an, die er von jenem höchsten Wesen empfangen, welches ihn aus kleinen und niedrigen Verhältnissen zu so hohem Range und Ansehen unter den Menschen erhoben, und sprach die Ueberzeugung aus, daß seinen gegenwärtigen Leiden nur die gütige Absicht zu Grunde läge, ihn einer Welt zu entwöhnen, in welcher er die ihm zugewiesene Stelle nicht ferner genügend auszufüllen vermöchte. In diesem geistigen und körperlichen Zustand blieb er bis fünf Tage vor seinem Tode, wo ihn sein Schmerz und die Athmungsbeschwerden gänzlich verließen und die Seinigen sich schon mit der Hoffnung seiner Genesung schmeichelten, als plötzlich ein Schwär, der sich in seiner Lunge gebildet hatte, aufbrach und ein Auswurf in bedeutender Menge erfolgte; der Kranke fuhr fort, auszuwerfen, so lange er noch die erforderliche Kraft dazu hatte; als diese jedoch mangelte, wurden die Athmungsorgane allmälig gehemmt, ein ruhiger lethargischer Zustand trat ein, und am 17. April 1790 um elf Uhr Nachts verschied er sanft, indem er sein langes und nützliches Leben von vier und achtzig Jahren und drei Monaten beschloß."

Wir bemerken noch zu vorstehendem Berichte, daß Franklin im Jahre 1735 an einem heftigen Seitenstechen litt, das mit einem Absceß des linken Lungenflügels endigte; es erfolgte damals ein so plötzlicher und so reichlicher Auswurf, daß er fast dadurch erstickt wurde. Ein zweiter Anfall ähnlicher Art kam einige Jahre nachher vor, doch erholte er sich bald davon und scheint keine Athmungsbeschwerden in Folge dieser Krankheiten erlitten zu haben.

Folgende Grabschrift verfaßte er viele Jahre vor seinem Tode für sich selbst:

Der Leib
Benjamin Franklin's,
Buchdruckers,
liegt hier
(gleich dem Einband eines alten Buchs,
dessen Inhalt herausgerissen,
dessen Titel und Vergoldung verblichen ist)
als Nahrung für die Würmer;
das Werk soll jedoch nicht verloren gehen,
denn es wird (wie er glaubte) dereinst wieder erscheinen
in einer neuen
und schönern Ausgabe,
berichtigt und verbessert
vom
Autor.

Auszüge aus Dr. Franklin's letztem Willen.

Was meine Bücher anlangt, sowohl diejenigen, die ich in Frankreich hatte, als die in Philadelphia zurückgelassenen, die sich nun mit einem dazu angefertigten Kataloge hier beisammen befinden, so ist meine Absicht in folgender Weise darüber zu verfügen:

Meine „Geschichte der Akademie der Wissenschaften" in sechzig oder siebzig Quartbänden, vermache ich der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia, deren Präsident zu sein ich die Ehre habe. Meine Sammlung in Folio „Les Arts et les Métiers" vermache ich der in New-England gestifteten Amerikanischen philosophischen Gesellschaft, deren Mitglied ich bin. Meine Quartausgabe des nämlichen Werks, Arts et les Métiers, vermache ich der Bibliotheksgesellschaft zu Philadelphia. Alle Bücher, die ich in dem besagten Katalog mit dem Namen meines Enkels, Benjamin Franklin Bache, bezeichnen werde, vermache ich demselben hierdurch; alle Bücher aber, die ich in besagtem Kataloge mit dem Namen meines Enkels William Bache bezeichne, vermache ich diesem hierdurch; und solche, die mit dem Namen Jonathan Williams bezeichnet sein werden, vermache ich hierdurch meinem Cousin dieses Namens. Den Rest aller meiner Bücher, Manuscripte und Papiere

vermache ich meinem Enkel William Temple Franklin. Meinen Antheil an der Bibliotheksgesellschaft zu Philadelphia vermache ich meinem Enkel Benjamin Franklin Bache in dem Vertrauen, daß er seinen Brüdern und Schwestern den Mitgebrauch gestatten werde.

Ich wurde zu Boston in New=England geboren und verdanke meinen ersten wissenschaftlichen Unterricht den dort gestifteten freien lateinischen Schulen. Ich gebe daher einhundert Pfund Sterling meinen Testamentsvollstreckern, damit sie diese Summe den Vorstehern oder Directoren der Freischulen in meiner Vaterstadt Boston auszahlen, um von letztern oder den Personen, welche die Aufsicht und Leitung besagter Schulen haben werden, auf Zinsen gegeben zu werden; die Zinsen sollen alljährlich zu silbernen Medaillen verwendet und diese von den Directoren besagter Freischulen alljährlich zur Aufmunterung der Schüler in denselben als Ehrenbelohnungen in einer Weise vertheilt werden, wie es nach dem Ermessen der Bürgerältesten in besagter Stadt am passendsten sein wird.

Aus dem Rückstande des Jahrgehaltes, den ich als Präsident des Staates noch zu fordern haben werde, gebe ich meinen Testamentsvollstreckern die Summe von zweitausend Pfund, um dieselbe an diejenige Person (oder die Personen) zu zahlen, die durch die gesetzgebende Behörde dieses Staates, mittels Beschlusses der Generalversammlung, bezeichnet werden wird, besagtes Geld zum Zwecke der Schiffbarmachung des Schuylkil anvertraut zu erhalten.

Während der Jahre, in denen ich als Papierhändler, Buchdrucker und Postdirector beschäftigt war, ist man mir eine große Anzahl kleiner Summen für Bücher, Anzeigen, Briefporto und andere Gegenstände schuldig geblieben, die nicht eingezahlt waren, als ich im Jahre 1757 von der Generalversammlung als deren Geschäftsträger nach England gesendet wurde; in Folge fernerweiter Ernennungen blieb ich bis 1775 dort, wurde bei meiner Rückkehr sofort mit den Angelegenheiten des Congresses beschäftigt und 1776 nach Frankreich gesendet, wo ich neun Jahre blieb und erst 1785 zurückkehrte; sind nun die besagten Schulden, da sie in dieser langen Zeit nicht gefordert worden sind, gewissermaßen verjährt, so bleiben sie nichts desto weniger doch immer gerechte Schuldforderungen. Diese, wie sie in meinem großen Folio=Hauptbuch, E, aufgeführt sind, vermache ich den Stiftern des Pennsylvanischen Hospitals, indem ich hoffe, daß diejenigen Schuldner oder ihre Nachkommen, die jetzt, wie ich finde, einige Schwierigkeit machen, solche antiquirte Forderungen, wie alte Schulden, zu befriedigen, sich doch veran=

laßt finden werden, dieselben als wohlthätige Gabe an dieses treffliche Institut zu zahlen. Ich weiß wohl, daß viel davon unvermeidlich verloren werden muß; doch hoffe ich, daß noch ein ansehnlicher Betrag erlangt werden möge. Es ist auch möglich, daß einige der belasteten Parteien ihrerseits vielleicht noch alte unberichtigte Rechnungen gegen mich haben; in diesem Falle werden die Vorsteher des besagten Hospitals den Betrag anerkennen und abrechnen oder, falls eine Mehrforderung gegen mich vorhanden ist, dieselbe bezahlen.

Ich ersuche meine Freunde, Henry Hill, John Jay, Francis Hopkinson und Edward Duffield in Bonfield in der Grafschaft Philadelphia, die Vollzieher dieses meines letzten Willens und Testaments zu werden und ernenne sie hiermit zu diesem Zwecke.

Ich wünsche, mit so wenig Kosten oder Gepränge als möglich bestattet zu werden.

Philadelphia, den 17. Juli 1788.

Codicill.

Ich, Benjamin Franklin, finde nach fernerer Erwägung für gut, in Betreff des vorstehenden oder angehängten letzten Willens und Testaments das folgende Codicill zu machen.

Es ist seit langer Zeit eine meiner festen politischen Ansichten gewesen, daß es in einem demokratischen Staate — aus Gründen, die ich in einem von mir entworfenen Artikel in unserer Verfassung dargelegt habe — keine einträglichen Aemter geben sollte, und es war daher, als ich das Amt eines Präsidenten übernahm, meine Absicht, die damit verbundene Besoldung öffentlichen Zwecken zu widmen; demgemäß hatte ich bereits, bevor ich im vergangenen Juli meinen letzten Willen machte, bedeutende Summen davon an Collegien, Schulen, Kirchenbauten u. dgl. m. ausgezahlt und vermachte in diesem letzten Willen anderweite zweitausend Pfund dem Staate, zum Zwecke der Schiffbarmachung des Schuylkil; seitdem erfuhr ich jedoch, daß mit einer solchen Summe zur Vollendung eines solchen Werks nur wenig geschehen könnte und daß der Plan wahrscheinlich noch viele Jahre unausgeführt bleiben würde; — und da ich eine andere Idee genährt habe, die sich wie ich hoffe nutzenbringender erweisen wird, so widerrufe und annullire ich hierdurch das Vermächtniß und verfüge, daß die Certifikate, die ich für die rückständige Besoldung habe, bis zum Betrage einer Summe von zwei-

tausend Pfund Sterling verwerthet und diese in folgender Weise verwendet werden sollen.

Es hat stets die Ansicht gegolten, daß derjenige, der ein Vermögen von seinen Vorfahren ererbt, die Verpflichtung übernimmt, dasselbe den Nachkommen zu hinterlassen. Diese Verpflichtung habe ich nicht, da ich nie einen Schilling von einem Vorfahren oder Verwandten erbte. Ich werde indeß, wofern es nicht vor meinem Tode durch irgend einen Unfall vermindert wird, meinen Nachkommen und Angehörigen ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Die obige Bemerkung habe ich nur gewissermaßen als Entschuldigung meiner Familie gegenüber ausgesprochen, indem ich Vermächtnisse mache, die sich nicht unmittelbar auf ihren Vortheil zu beziehen scheinen.

Ich wurde zu Boston in New-England geboren und verdanke meinen ersten wissenschaftlichen Unterricht den dort gestifteten freien lateinischen Schulen. Ich habe diese Schulen deshalb in meinem letzten Willen bedacht.

Ich bin aber auch dem Staate Massachusetts Erkenntlichkeit schuldig, weil mich derselbe früher unverlangt mit einem ansehnlichen Gehalte, der einige Jahre fortdauerte, zu seinem Geschäftsträger ernannt hatte; und verlor ich auch zufällig in seinem Dienste durch Ueberlieferung der Briefe des Gouverneurs Hutchinson weit mehr als den Betrag der empfangenen Summe, so glaub' ich doch nicht, daß dieser Umstand meiner Dankbarkeit den geringsten Eintrag thun dürfe. Ich habe erwogen, daß gute Handwerkslehrlinge wahrscheinlich auch gute Bürger werden; und da ich in meiner Vaterstadt selbst eine gewerbsmäßige Kunst erlernt habe und später durch freundliche Geldvorschüsse von zwei Freunden bei Begründung meines Geschäfts in Philadelphia unterstützt worden bin, wodurch der Grund zu meinem Vermögen und zu Allem, wodurch ich mich im Leben nützlich gemacht haben mag, gelegt wurde: — so wünsche ich wo möglich auch selbst nach meinem Tode noch nützlich zu sein, indem ich für die Bildung und das Fortkommen anderer jungen Männer sorge, damit sie sich ihrem Vaterlande in diesen beiden Städten nützlich erweisen können.

Diesem Zwecke widme ich zweitausend Pfund Sterling, indem ich ein Tausend davon den Einwohnern der Stadt Boston in Massachusetts, und das andere Tausend den Einwohnern der Stadt Philadelphia zur Ver-

waltung übergebe, damit sie zu den nachfolgend genannten Zwecken verwendet werden.

Die besagte Summe von eintausend Pfund Sterling soll, wenn sie von den Einwohnern der Stadt Boston angenommen wird, der Verwaltung der Bürgerältesten in Gemeinschaft mit den Geistlichen der ältesten bischöflichen, congregationalen und presbyterianischen Kirchen in dieser Stadt übergeben werden; dieselben sollen das Geld zu fünf Procent Zinsen jährlich an junge, verheirathete, weniger als fünf und zwanzig Jahr zählende Künstler und Handwerker ausleihen, welche ihre Lehrzeit in besagter Stadt bestanden und die Bedingungen ihres Lehrvertrages so treulich erfüllt haben, daß sie ein gutes Sittenzeugniß von wenigstens zwei achtbaren Bürgern erlangen können, die bereit sind, für die Ansuchenden die Rückzahlung des dargeliehenen Geldes nebst Zinsen, den weiter unten vorgeschriebenen Bedingungen gemäß, zu verbürgen. Die betreffenden Verschreibungen sollen sämmtlich auf spanische Dollars in klingender Münze oder currenter Goldmünze ausgestellt werden und der Verwaltende soll ein gebundenes Buch (oder Bücher) halten, in das die Namen derjenigen, die die Wohlthat dieser Stiftung suchen und empfangen, sowie ihrer Bürgen, nebst dem Betrage der geliehenen Summen, dem Datum und andern nothwendigen und geeigneten Bemerkungen einzutragen sind; und da diese Darlehen den Zweck haben, junge verheirathete Handwerker in ihrem Geschäft zu etabliren, so sind sie nach dem Ermessen der Verwaltenden dergestalt zu reguliren, daß sie für eine Person nicht über sechzig und nicht unter fünfzehn Pfund Sterling betragen.

Und wofern die Zahl der so berechtigten Ansuchenden so groß sein wird, daß die Summe nicht ausreicht, um einem Jeden auszuhelfen, werden diese Darlehen anfangs nur klein sein können, jedoch reichlicher werden, sobald sich das Kapital durch die angehäuften Interessen vergrößert. Um so vielen als möglich nach und nach dienen zu können und zugleich die Rückzahlung des Kapitals zu erleichtern, soll jeder Borgende gehalten sein, mit den Jahreszinsen zugleich ein Zehntel des Kapitals einzuzahlen, und die so eingezahlten Summen vom Kapital und Zinsen sollen wieder an andere Ansuchende ausgeliehen werden. Man darf voraussetzen, daß sich in Boston stets wackere und wohlgesinnte Bürger finden werden, die bereit sind, einen Theil ihrer Zeit auf die Förderung des Wohls der aufwachsenden Generation zu verwenden, indem sie diese Stiftung gratis beaufsichtigen und verwalten; es ist zu hoffen, daß kein Theil des Geldes zu irgend einer

Zeit müßig liegen oder zu andern Zwecken verwendet werden, sondern beständig Zinsen tragen werde, so daß mit der Zeit mehr davon vorhanden sein wird, als Boston zu verwenden vermag; alsdann kann einiges davon für die benachbarten oder andere Städte im Staate Massachusetts, die es zu haben wünschen, verwendet werden, wogegen sie sich zu verpflichten haben würden, die Zinsen und den zehnten Theil des Kapitals alljährlich pünktlich an die Einwohner der Stadt Boston zurückzuzahlen. Wenn dieser Plan in der angegebenen Weise glücklich ausgeführt, und ohne Unterbrechung hundert Jahre lang beobachtet wird, so muß sich die Summe alsdann auf 131,000 Pfund belaufen; mein Wunsch ist, daß die Verwalter der Schenkung alsdann nach ihrem Ermessen 100000 Pfund zu öffentlichen Arbeiten für die Stadt Boston verwenden, wie z. B. zu Befestigungswerken, Brücken, Wasserleitungen, öffentlichen Gebäuden, Bädern, Straßenpflaster und andern Gegenständen, die den Aufenthalt in der Stadt für deren Einwohner bequemer und für Fremde, die sich aus Gesundheitsrücksichten oder zu zeitweiligem Aufenthalte dorthin begeben, angenehmer machen können. Die übrigen 31,000 Pfund sollen ferner in der oben angegebenen Weise hundert Jahre hindurch auf Zinsen ausgeliehen werden, da ich hoffe, man werde alsdann bewährt gefunden haben, daß die Stiftung einen guten Einfluß auf das Verhalten der Jugend geübt habe und vielen würdigen Personen und nützlichen Bürgern förderlich gewesen sei. Am Schlusse dieses zweiten Termins wird die Summe, wofern kein unglücklicher Zufall die Operation gestört hat, vier Millionen und ein und sechzigtausend Pfund Sterling betragen, wovon ich 1 Million und 61,000 Pfund der Verfügung und Verwaltung der Einwohner von Boston überlasse und 3 Millionen der Regierung des Staates zur Verfügung stelle, indem ich mich enthalte, meinen Plan noch weiter auszuführen.

Alle in Vorstehendem für die Einwohner Bostons ertheilten Anweisungen in Betreff der Verwendung und Verwaltung der Schenkung, wünsche ich auch hinsichtlich der den Einwohnern Philadelphias gemachten Schenkung beobachtet zu sehen, nur ersuche ich, da Philadelphia eine städtische Verfassung hat, den Stadtrath dieser Stadt, die Leitung und Verwaltung den besagten Weisungen entsprechend zu übernehmen; zu diesem Zwecke ertheile ich hierdurch die erforderliche Vollmacht. Und da ich erwogen habe, daß daselbst die Bedeckung des Bodens mit Gebäu-

den und Pflaster das Abfließen des Regens veranlaßt, so daß derselbe nicht in die Erde dringen und die Quellen nähren und reinigen kann, weshalb das Wasser nach und nach schlecht und mit der Zeit ungenießbar wird, wie es in allen alten Städten vorgekommen ist: empfehle ich der Bürgerschaft, am Schlusse der ersten hundert Jahre, falls es nicht schon früher geschehen ist, einen Theil der hunderttausend Pfund zu verwenden, um durch Röhren das Wasser des Wiffahickon-Creek in die Stadt zu leiten und die Einwohner damit zu versorgen, was, wie ich denke, keine Schwierigkeit machen wird, da jenes Gewässer höher als die Stadt gelegen ist und durch einen Damm noch mehr erhöht werden kann. Desgleichen empfehle ich, den Schuylkil vollkommen schiffbar zu machen. Am Schlusse des zweiten Jahrhunderts wünschte ich daß die vier Millionen und ein und sechzig tausend Pfund zwischen den Bewohnern der Stadt Philadelphia und der Regierung von Pennsylvanien in gleicher Weise getheilt würden, wie es hinsichtlich der Einwohner Bostons und der Regierung von Massachusetts angegeben worden ist. Mein Wunsch ist, daß diese Stiftung innerhalb eines Jahres nach meinem Ableben in Wirksamkeit trete; aus diesem Grunde müßte noch vor Ablauf dieses Jahres eine öffentliche Bekanntmachung erfolgen, damit Diejenigen, zu deren Bestem die Stiftung geschehen ist, ihre bezüglichen Gesuche einreichen können; und ich weise meine Testamentsvollstrecker hierdurch an, binnen sechs Monaten nach meinem Ableben die besagte Summe von zweitausend Pfund Sterling an diejenigen Personen auszuzahlen, welche die Bürgerältesten zu Boston und der Stadtrath in Philadelphia bezeichnen werden, damit sie beiderseits ihre respectiven Summen von je eintausend Pfund zu vorgenanntem Zwecke in Empfang nehmen. In Betracht der Wechselfälle, denen alle menschlichen Angelegenheiten in einem so langen Zeitraume unterworfen sind, habe ich vielleicht mit einer eiteln Phantasie zu viel zu hoffen gewagt, indem ich voraussetzte, daß diese Verfügungen, wenn sie zur Ausführung gekommen sind, ohne Unterbrechung fortwirken und den beabsichtigten Erfolg haben werden; indeß hoffe ich, daß die Einwohner der beiden Städte, falls sie es nicht für passend halten sollten, die Ausführung zu übernehmen, zum wenigsten das Anerbieten dieser Schenkungen als einen Beweis meines guten Willens, ein Zeichen meiner Dankbarkeit und des Wunsches, ihnen selbst nach meinem Ableben nützlich zu sein, annehmen werden. Ich wünsche in der That, daß es

beide auf sich nehmen mögen, die Ausführung meines Planes zu versuchen, weil ich glaube, daß sich, treten auch unvorhergesehene Schwierigkeiten ein, doch Auskunftsmittel finden werden, um dieselben zu beseitigen und daß sich der Plan als durchführbar erweisen werde. Wenn die eine Stadt das Geld mit den Bedingungen annimmt, die andre jedoch ablehnt, so ist mein Wille, daß beide Summen der annehmenden Stadt gegeben werden; das Ganze ist alsdann zu denselben Zwecken und nach den nämlichen Vorschriften, wie sie für die einzelnen Theile angegeben worden, zu verwenden; wofern aber beide ablehnen, bleibt das Geld natürlich bei der Masse meines Vermögens und ist damit nach Maßgabe meines am 17. Juli 1788 gemachten letzten Willens zu verfahren.

Meinen hübschen Spazierstock mit goldenem, die Freiheitsmütze vorstellendem Knopfe, vermache ich meinem Freunde und dem Freunde der Menschheit, General Washington. Wär' es ein Scepter, so hätte er es verdient und würde es zu führen wissen. —

Aufsätze

humoristischen, moralischen und wissenschaftlichen Inhalts.

Ueber frühzeitige Heirathen.

An John Alleyn.

Cravenstreet, 9. Aug. 1768.

Mein lieber John!

Du wünschest meine unparteiische Ansicht über frühzeitige Verheirathung den zahlreichen Einwendungen gegenüber zu vernehmen, die von zahlreichen Personen gegen deine eigene gemacht worden sind. Als Du mich deshalb zu Rathe zogst, war ich, wie Du Dich erinnern wirst, der Meinung, daß Jugend auf keiner von beiden Seiten einen giltigen Einwand begründen könnte. Nach den Ehen die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, bin ich vielmehr zu dem Glauben geneigt, daß frühzeitige die meiste Aussicht haben, sich glücklich zu gestalten. Die Gemüthsbeschaffenheit und die Gewohnheiten junger Leute sind noch nicht so starr und ungefügig geworden, wie in spätern Jahren; jugendliche Personen richten und bilden sich leichter nach einander und dadurch wird manchem Anlasse zur Abneigung vorgebeugt. Besitzt Jugend jene Bedachtsamkeit auch in geringerm Grade, die für das Haupt einer Familie nothwendig ist, so werden Eltern und erfahrene Freunde doch in der Regel den jungen verheiratheten Personen mit ihrem Rathe aushelfen und dadurch jenen Mangel genügend ausgleichen können. Durch die Ehe gewöhnt sich die Jugend früher an ein regelmäßiges und nützliches Leben und es wird möglicherweise dadurch manchen von jenen Begegnissen

und Bekanntschaften vorgebeugt, durch welche Gesundheit oder guter Ruf, oder auch beide, hätten gefährdet werden können. Besondere Umstände mögen es in gewissen Fällen wohl bisweilen rathsam machen, den Eintritt in den Stand der Ehe aufzuschieben; im Allgemeinen darf man jedoch, sobald die Natur unsern Körper dazu ausgebildet hat, auch annehmen, daß sie keinen Mißgriff begangen habe, indem sie das Verlangen nach jenem Stande in uns erregte. Späte Heirathen haben dagegen auch noch den Nachtheil, daß für die Eltern weniger Hoffnung vorhanden ist, ihre Kinder erzogen zu sehen. „Späte Kinder," sagt das spanische Sprichwort, „sind frühe Waisen." Ein niederschlagender Gedanke für die, welche es betreffen mag! Bei uns in Amerika schließt man den Ehebund gewöhnlich in der Lenzzeit des Lebens; unsre Kinder sind daher schon in unserm Lebenssommer erzogen und in der Welt versorgt, und so behalten wir, da unser Werk vollbracht ist, einen Herbst heiterer Muße für uns selber übrig, wie sich seiner gegenwärtig unser Freund zu erfreuen hat. Durch diese zeitigen Heirathen werden wir mit zahlreichen Kindern gesegnet und wir sehen deren auch eine größere Anzahl gesund aufwachsen und gedeihen, weil unsre Mütter der Vorschrift der Natur folgen und ihre eigenen Kinder stillen. Daher die rasche Zunahme unserer Bevölkerung, die in Europa ihres Gleichen nicht hat. Kurz, es freut mich, daß Du verheirathet bist und ich wünsche Dir recht herzlich Glück dazu. Du bist jetzt auf dem Wege ein nützlicher Bürger zu werden und bist dem unnatürlichen Zustande des Cölibats auf immer entgangen, einem Schicksale, dem hier Viele verfallen, deren Absicht es nie war, die aber, nachdem sie eine Veränderung ihres Standes zu lange verschoben haben, am Ende finden, daß es zu spät geworden ist, um noch darauf bedacht zu sein, und nun ihre ganze Lebenszeit in einer Situation hinbringen, die den Werth eines Mannes bedeutend vermindert. Ein einzelner Band eines Werkes hat für sich allein nicht den Werth, den er in seinem Verhältnisse zum ganzen Werke besitzt; was sagst Du zu der vereinzelten Hälfte einer Scheere? sie vermag nicht wohl etwas zu zerschneiden und mag im besten Falle dazu dienen, einen hölzernen Teller abzukratzen.

Ich bitte, mich Deiner jungen Frau zu empfehlen und ihr meine besten Wünsche auszusprechen. Ich bin alt und unbeholfen, sonst würd' ich sie bereits persönlich dargebracht haben. Von dem Vorrechte des Alters, jüngern Freunden Rath zu ertheilen, werd' ich nur mäßigen Gebrauch machen. Begegne Deiner Gattin stets mit Achtung; dies wird Dir, nicht nur bei ihr,

sondern auch bei Allen, die es bemerken, Achtung erwerben. Bediene Dich nie eines geringschätzigen Ausdrucks gegen sie, wär' es auch nur im Scherze; denn die im Scherz ausgedrückte Geringschätzung artet nach häufiger Wiederholung gar zu leicht in bittern Ernst aus. Widme Dich Deinem Berufe mit Eifer und Du wirst Kenntnisse und Erfahrung sammeln; sei fleißig und lebe einfach, und Du wirst reich werden; sei nüchtern und mäßig und Du wirst gesund sein; sei überhaupt tugendhaft und Du wirst glücklich sein. Zum wenigsten wirst Du durch solches Verhalten die beste Aussicht auf solche Folgen haben. Ich bitte Gott um seinen Segen für Euch Beide, und bin, wie immer, von Herzen Dein Freund

B. Franklin.

An Fräulein Hubbard.

Bei dem Tode seines Bruders, John Franklin's.

Ich traure mit Ihnen. Wir haben ein theures und schätzbares Glied unserer Familie verloren. Aber es ist der Wille Gottes und der Natur, daß diese sterblichen Hüllen abgelegt werden, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Hier sind wir nur in einem unentwickelten Zustande, in einer Vorschule des Lebens. Ein Mensch wird nicht eher vollständig geboren, als bis er todt ist. Warum sollten wir nun darüber klagen, daß ein neues Kind unter den Unsterblichen geboren, ein neues Mitglied in ihre selige Gemeinschaft aufgenommen ist? Wir sind Geister. Es ist eine freundliche und gütige Veranstaltung Gottes, daß uns Leiber geliehen sein sollten, so lange sie im Stande sind, uns Freude zu gewähren und uns zu unterstützen, wenn wir unser Wissen zu bereichern oder unsern Mitmenschen Gutes zu erweisen streben. Wenn sie zu diesen Zwecken nicht mehr tauglich sind und uns Schmerz anstatt Freude gewähren, uns nur noch hindern anstatt zu fördern und keiner der Absichten mehr entsprechen, zu deren Erreichung sie verliehen wurden: dann ist es nicht minder freundlich und gütig, daß für eine Gelegenheit gesorgt ist, uns ihrer zu entledigen. Diese Gelegenheit ist der Tod. In gewissen Fällen wählen wir selbst einen theilweisen Tod. Ein verstümmeltes schmerzendes Glied, das nicht geheilt werden kann, trennen wir gern von unserm Körper. Wer sich einen Zahn auszieht, scheidet bereitwillig von demselben, weil der Schmerz mit ihm entweicht; und wer den ganzen Leib verläßt, scheidet auf einmal von allen Schmerzen und

allen Ursachen der Schmerzen und Krankheiten, die ihm dieser Leib noch zu bereiten vermochte.

Unser Freund und wir sind zu einem Freudenfeste in der Ferne eingeladen, welches ewig dauern soll. Seine Sänfte war zuerst bereit und er ist vor uns gegangen. Wir konnten nicht füglich alle gleichzeitig aufbrechen; und warum sollten Sie und ich darüber klagen, da wir ihm bald folgen sollen und wissen, wo wir ihn bald finden werden?

Adieu.

B. Franklin.

An den Dr. Mather in Boston.

Ehrw. Herr,

Ihren freundlichen Brief nebst Ihrem vortrefflichen Rathe für das Volk der Vereinigten Staaten, den ich mit großem Vergnügen gelesen und der, wie ich hoffe, gebührende Beachtung finden wird, hab' ich richtig empfangen. Mögen auch viele Leser über solche Aufsätze nur leicht hinweggehen, ihre Wirkung muß doch bedeutend sein, wenn sie nur auf einen regsamen Geist unter Hundert einen tiefen Eindruck machen.

Erlauben Sie mir, einen kleinen Umstand anzuführen, der Ihnen, obwohl er sich auf mich bezieht, doch nicht ganz uninteressant sein wird. Als Knabe bekam ich ein Buch in die Hände, betitelt „Anleitungen Gutes zu thun.“ Es war, glaub' ich, von Ihrem Vater geschrieben. Ein früherer Besitzer hatte so wenig darauf gehalten, daß mehrere Blätter herausgerissen waren; aber der Rest gab meinen Gedanken eine solche Richtung, daß dadurch auf mein künftiges Verhalten im Leben ein wesentlicher Einfluß geübt wurde; denn ich habe stets einen höhern Werth auf den Ruf eines Gutthäters, als auf jeden andern Ruf gelegt, und wenn ich, wenn Sie zu glauben scheinen, ein nützlicher Bürger gewesen bin, so verdankt das Publikum den Vortheil dem erwähnten Buche.

Sie erwähnen, daß Sie in Ihrem acht und siebzigsten Jahre stehen. Ich stehe im neun und siebzigsten. Wir sind mit einander alt geworden. Es ist nun über sechzig Jahre her, seit ich Boston verließ, aber ich erinnere mich Ihres Vaters und Großvaters noch sehr gut, denn ich habe beide auf der Kanzel gehört und in ihren Häusern gesprochen. Das letzte Mal sah ich

Ihren Vater im Anfang des Jahres 1724, als ich ihn nach meinem ersten Ausfluge nach Philadelphia besuchte. Er empfing mich in seiner Bibliothek und zeigte mir, als ich Abschied nahm, einen kürzern Weg aus dem Hause durch einen engen Gang, über welchen sich ein Balken oben quer hinzog. Wir sprachen noch, während ich ging und er mir folgte; ich wendete mich im Gehen deshalb nach ihm um, als er plötzlich rief: „Bücken Sie sich!" Ich verstand ihn nicht, bis ich fühlte, wie mein Kopf gegen den Balken schlug. Er war ein Mann, der nie eine Gelegenheit vorbeiließ, wo er eine Lehre ertheilen konnte, und in diesem Falle sagte er zu mir: „Sie sind jung und haben die Welt vor sich; bücken sie sich, während Sie durch dieselbe gehen, und Sie werden viele harte Stöße vermeiden." Dieser so nachdrücklich meinem Kopfe eingeprägte Rath ist mir oft nützlich gewesen und ich denke häufig daran, wenn ich sehe, wie Hochmuth gedemüthigt wird und wie Leute in Unglück gerathen, weil sie ihren Kopf zu hoch tragen.

Mich verlangt sehr, meine Vaterstadt wieder zu sehen; einst hoffte ich, meine Gebeine würden dort ruhen können. Ich verließ sie 1723. Ich besuchte sie 1733, 1743, 1753, 1763; im Jahre 1773 befand ich mich in England. Im Jahre 1774 bekam ich sie zu Gesicht, konnte sie aber nicht betreten, weil sie in den Händen des Feindes war. Ich hoffte, 1783 dort sein zu können, doch gestatteten es meine hiesigen Amtsgeschäfte nicht; und nun fürcht' ich, ich werde dieses Glück nie wieder haben können. Ich widme indeß meinem theuern Heimathlande die besten Wünsche — „esto perpetua." Es besitzt nun den Segen einer trefflichen Verfassung: möge sie ewig bestehen!

Diese mächtige Monarchie (Frankreich) bleibt bei ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen die Vereinigten Staaten. Diese Freundschaft ist von der höchsten Wichtigkeit für unsere Sicherheit und sollte sorgfältig gepflegt werden. Britannien hat den Verlust seiner Herrschaft über uns noch nicht völlig verschmerzt und gibt sich bisweilen noch der schmeichelnden Hoffnung hin, sie wieder zu erlangen. Unglückliche Umstände können diese Hoffnung steigern und zu gefährlichen Unternehmungen gegen uns ermuthigen. Ein Bruch zwischen uns und Frankreich würde uns unfehlbar die Engländer wieder auf den Hals bringen; und doch haben wir einige wilde Bestien unter unsern Landsleuten, die diese Verbindung zu lockern streben!

Wahren wir unsern guten Ruf durch Erfüllung unserer Verpflich-

tungen; unsern Kredit durch Erfüllung unserer Verträge; und unsere Freunde durch Dankbarkeit und Gefälligkeit; denn wir wissen nicht, wie bald wir Gelegenheit haben werden, sie alle wieder zu brauchen.

Mit vorzüglicher und aufrichtiger Hochachtung
habe ich die Ehre zu sein,
Ehrw. Herr,
Ihr gehorsamster und ergebenster Diener

Passy, den 12. Mai 1784. B. Franklin.

Die Pfeife.

Eine wahre Geschichte. — Für seinen Neffen geschrieben.

Als ich ein Kind von sieben Jahren war, füllten mir meine Freunde an einem Feiertage die Taschen mit Kupfermünze. Ich ging sofort nach einem Laden, wo man Spielzeug für Kinder verkaufte; unterwegs entzückte mich aber der Klang einer Pfeife, die ich in den Händen eines andern Knaben sah, und ich bot ihm sogleich all' mein Geld dafür an. Nun kam ich heim und pfiff, sehr zufrieden mit meiner Pfeife, aber zur Störung der ganzen Familie, überall im Hause umher. Als meine Brüder, Schwestern und Vetter hörten, welchen Handel ich geschlossen hatte, sagten sie mir, ich hätte vier Mal mehr gegeben, als die Pfeife werth wäre. Dadurch wurd' ich aufmerksam gemacht, was für schöne Sachen ich mit dem übrigen Gelde hätte kaufen können, und man lachte mich meiner Thorheit wegen so sehr aus, daß ich vor Unmuth weinte, denn der Spott ärgerte mich weit mehr, als die Pfeife mich freute.

Dieser Vorfall hatte aber einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, der mir später nützlich wurde; denn oft, wenn ich mich versucht fühlte, einen nicht nothwendigen Gegenstand zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife; und so sparte ich mein Geld.

Als ich aufwuchs, in die Welt kam und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich Vielen, sehr Vielen zu begegnen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Wenn ich Einen zu ehrgeizig nach Hofgunst streben, seine Zeit in den Vorzimmern der Vornehmen deshalb verschwenden, seine Ruhe, seine Frei-

heit, seine Tugend und vielleicht seine Freunde dieses Zweckes wegen aufopfern sah, dann sagte ich im Stillen: dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife.

Wenn ich einen Andern eifrigst nach Popularität streben, sich beständig mit politischem Wirrwarr beschäftigen, darüber seine eignen Angelegenheiten vernachlässigen und sich durch diese Vernachlässigung ruiniren sah, so sagte ich: Er zahlt wirklich zu viel für seine Pfeife.

Wenn ich einen Geizhals kennen lernte, der alle Lebensgenüsse, alle Freuden der Wohlthätigkeit gegen Andere, alle Achtung seiner Mitbürger und den Genuß wohlwollender Freundschaft aufgab, um nur Reichthum zusammenzuscharren: Armer Mann! sagte ich dann, Du gibst fürwahr allzuviel für deine Pfeife.

Wenn ich einem Vergnügungssüchtigen begegnete, der jede lobenswerthe Bereicherung des Geistes, jede Sorge für Verbesserung seiner Umstände dem bloßen Sinnengenusse aufopferte, sagte ich: Irre geleiteter Mensch, du bereitest dir selbst nur Schmerz statt Vergnügen; du gibst zu viel für deine Pfeife.

Wenn ich Jemand sehe, der schöne Kleider, schönes Hausgeräth, schöne Equipagen und lauter Dinge liebt, die sein Vermögen übersteigen, für die er sich in Schulden steckt und am Ende in's Gefängniß wandern muß, dann sage ich: Ach, seine Pfeife ist ihm theuer, sehr theuer zu stehen gekommen.

Wenn ich ein schönes, gutmüthiges Mädchen mit einem bösen und brutalen Manne verheirathet sehe, dann sag' ich: Wie Schade, daß sie so viel für eine Pfeife bezahlt hat!

Kurz, ich sah ein, daß sich die Menschen einen großen Theil ihrer Leiden nur zuziehen, weil sie den Werth der Dinge nicht richtig schätzen und zu viel für ihre Pfeifen geben. (Passy, den 10. Nov. 1779.)

Eine Petition

an Diejenigen, welche die Erziehung zu beaufsichtigen haben.

Ich wende mich an alle Jugendfreunde und beschwöre sie, ihre mitleidigen Blicke auf mein unglückliches Schicksal zu richten, um die Vorurtheile zu beseitigen, deren Opfer ich bin. Wir sind zwei Zwillingsschwestern, und die beiden Augen des Menschen sind einander nicht ähnlicher noch fähiger, in

besserm Vernehmen mit einander zu stehen, als meine Schwester und ich; die Parteilichkeit unserer Eltern hat jedoch die ungerechtesten Unterschiede zwischen uns gemacht. Seit meiner Kindheit bin ich gelehrt worden, meine Schwester als ein Wesen höhern Ranges zu betrachten. Man ließ mich ohne allen Unterricht aufwachsen, während an ihrer Erziehung nichts gespart wurde. Sie hatte Lehrer, die sie im Schreiben, Zeichnen, in der Musik und andern Fertigkeiten unterwiesen; berührte ich dagegen zufällig einen Bleistift, eine Feder, oder eine Nadel, so ward ich bitter gescholten, und mehr als einmal bin ich geschlagen worden, weil ich linkisch war und zierlicher Gewandtheit ermangelte. In manchen Fällen nimmt mich meine Schwester allerdings zur Gesellschafterin an, aber sie behauptet dabei jederzeit den Vorrang, und nimmt mich überhaupt nur aus Noth oder um neben ihr zu figuriren in Anspruch.

Glauben Sie jedoch nicht, meine Herren, daß mich nur Eitelkeit zu diesen Klagen reizt — nein, meine Sorgen beruhen auf einem ernstern Umstande. In unserer Familie besteht die Einrichtung, daß meine Schwester und ich Alles, was zum Unterhalte gehört, zu besorgen haben. Sollte meine Schwester von einer Krankheit befallen werden (im Vertrauen erwähn' ich bei dieser Gelegenheit, daß sie der Gicht, rheumatischen Leiden und Krämpfen unterworfen ist, von andern Zufällen zu schweigen) was würde dann aus unserer armen Familie werden? Müßten nicht unsre Eltern auf's Bitterste bereuen, einen so großen Unterschied zwischen Schwestern gemacht zu haben, die einander so vollkommen gleich sind? Ach, wir müßten in der Noth zu Grunde gehen, denn es würde nicht einmal in meiner Macht stehen, ein Bittgesuch um Hilfe zu kritzeln, indem ich bereits eine fremde Hand zum Abschreiben der Petition nöthig hatte, die ich jetzt die Ehre habe, Ihnen zu überreichen.

Lassen Sie sich, meine Herren, geneigt finden, meine Eltern von der Ungerechtigkeit einer einseitigen Zärtlichkeit und von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ihre Sorgfalt und Liebe all' ihren Kindern gleichmäßig zu schenken. Ich bin mit gebührender Ehrerbietung,

Meine Herren,

Ihre ergebenste Dienerin

Die linke Hand.

Das schöne und das häßliche Bein.

Es gibt zweierlei Arten von Leuten in der Welt, die beide gleichmäßig mit Gesundheit und Glücksgütern nebst den übrigen Lebensbequemlichkeiten ausgestattet sind, während doch die eine glücklich und die andre unglücklich wird. Dies beruht zum großen Theil auf den verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen sie die Dinge, Personen und Ereignisse betrachten, und auf der Wirkung dieser verschiedenen Gesichtspunkte auf ihren eigenen Geist.

In welche Lage man die Menschen auch bringen mag, überall können sie Vortheile und Nachtheile finden; in jeder Gesellschaft können sie Personen und Unterhaltung mehr oder weniger angenehm finden; an jeder Tafel können sie Speisen und Getränke von besserem oder schlechterem Geschmack, besser und schlechter zubereitete Gerichte finden; in jedem Klima werden sie gutes und schlechtes Wetter finden; unter jeder Regierung werden sie gute und schlechte Gesetze, und gute und schlechte Verwaltung dieser Gesetze finden; in jedem Gedicht, jedem Werke des Genies, können sie Fehler und Schönheiten sehen; in fast jedem Gesicht und jeder Person können sie schöne Züge und Mängel, gute und schlechte Eigenschaften entdecken.

Unter diesen Umständen richten nun die obenerwähnten beiden Arten von Leuten ihre Aufmerksamkeit auf Entgegengesetztes: — diejenigen, die geschaffen sind, glücklich zu sein, auf die vortheilhaften Seiten der Dinge, auf die angenehmen Theile der Unterhaltung, die wohlbereiteten Gerichte, die Güte der Weine, das schöne Wetter u. s. w. und genießen Alles heitern Sinnes. Die zu unglücklichem Leben Bestimmten denken und sprechen bei all diesen Dingen nur vom Gegentheil. Sie sind daher fortwährend selber unzufrieden, vergällen durch ihre Bemerkungen auch die Freuden der Andern, beleidigen viele Personen und machen sich überall unangenehm. Wäre diese Gemüthsrichtung in der Natur begründet, so würden solche unglückliche Personen um so mehr zu beklagen sein. Da aber Tadelsucht und Verdrießlichkeit vielleicht ursprünglich nur willkürlich angenommen und unmerklich zu einer Gewohnheit geworden ist, die, wie stark sie gegenwärtig auch sein mag, doch noch geheilt werden kann, wenn sich die damit Behafteten nur von ihrem übeln Einflusse auf ihr Wohlbefinden überzeugen: so hoffe ich, diese kleine Ermahnung möge ihnen nützlich sein und sie zum Ablegen einer Gewohnheit veranlassen, die zwar in der Ausübung hauptsächlich nur in einem Akte der Einbildungskraft besteht, aber gleichwohl ernste Folgen im Leben hat, weil

sie wirkliches Leiden und Mißgeschick nach sich zieht. Denn da Leute dieser Art Vielen Anstoß geben und von Niemand geliebt werden, so erweist ihnen Niemand mehr als nur die gewöhnlichste Höflichkeit und Achtung, und auch diese kaum; dies bringt sie dann häufig aus der Fassung und verwickelt sie in Streit und Zank. Streben sie nach einem Vortheile in Bezug auf Rang oder Vermögen, so wünscht ihnen Niemand glücklichen Erfolg, Niemand thut einen Schritt oder sagt ein Wort, um ihnen dabei förderlich zu sein. Wird ihnen öffentlicher Tadel oder Beschimpfung zu Theil, so vertheidigt oder entschuldigt sie Niemand, während es sich Viele angelegen sein lassen, ihre Fehler noch greller darzustellen und sie völlig verhaßt zu machen. Legen solche Leute ihre üble Gewohnheit nicht ab, verstehen sie sich nicht dazu, angenehm zu finden, was angenehm ist, ohne sich und Andere über das Gegentheil zu ärgern; dann ist es für Andere rathsam, ihre Bekanntschaft zu vermeiden, die stets unangenehm und bisweilen sehr lästig ist, besonders wenn man sich in ihre Zänkereien verwickelt sehen muß.

Ich hatte einen alten philosophischen Freund, der aus Erfahrung sehr behutsam in dieser Hinsicht geworden war und sorgfältig jeden Verkehr mit solchen Leuten vermied. Er besaß einen Thermometer, um sich vom Wärmegrade der Luft zu unterrichten, und einen Barometer, um zu sehen, ob gutes oder schlechtes Wetter in Aussicht stände; da jedoch kein Instrument erfunden war, um damit auf den ersten Blick jene unangenehme Gemüthsart an einer Person zu entdecken, so bediente er sich zu diesem Zwecke seiner Beine, wovon das eine vorzüglich wohlgestaltet, während das andre in Folge eines Unfalls gekrümmt und verunstaltet war. Wenn ein Fremder bei der ersten Zusammenkunft sein häßliches Bein mehr als sein hübsches Bein betrachtete, so mißtraute er ihm. Sprach er davon, ohne Notiz von dem hübschen Beine zu nehmen, so genügte dies, um meinen Freund zur Vermeidung fernerer Bekanntschaft mit ihm zu bestimmen. Dieses zweibeinige Instrument besitzt nicht Jedermann; aber ein Jeder vermag bei einiger Aufmerksamkeit die Kennzeichen jener krittelnden und tadelsüchtigen Neigung zu bemerken und kann ebenso den Entschluß fassen, die Bekanntschaft mit den damit Behafteten zu vermeiden. Wünschen diese tadelnden, streitsüchtigen, mißvergnügten, unglücklichen Leute von Andern geachtet und geliebt zu werden, dann ist ihnen zu rathen, daß *sie ablassen, auf das häßliche Bein zu sehen.*

Unterhaltung einer Gesellschaft Eintagsfliegen.

Nebst dem Selbstgespräch einer ergrauten.

An Madame Brilliant.

Als wir, theuerste Freundin, neulich in dem reizenden Garten und der angenehmen Gesellschaft zu Moulin Joly einen so frohen Tag verlebten, hielt ich, wie Sie sich erinnern werden, auf einem unsrer Spaziergänge ein wenig still und blieb einige Zeit von der Gesellschaft entfernt. Man hatte uns zahllose Skelette einer Art kleiner Fliegen gezeigt, die Ephemeren oder Eintagsfliegen genannt werden und deren aufeinanderfolgende Generationen, wie man uns sagte, im Laufe des Tages geboren werden und sterben. Zufällig sah ich eine Gesellschaft noch lebendiger Ephemeren auf einem Blatte, die in einer lebhaften Unterhaltung begriffen schienen. Ich verstehe, wie Sie wissen, die Sprachen aller Geschöpfe untergeordneten Ranges und mein allzugroßer Fleiß im Studium derselben ist die beste Entschuldigung, die ich für die geringen Fortschritte anführen kann, welche ich in Ihrer schönen Sprache gemacht habe. Aus Neugier lauschte ich auf das Gespräch dieser kleinen Creaturen; da aber in ihrer nationalen Lebhaftigkeit immer drei oder vier zugleich sprachen, konnt' ich nur wenig von ihrer Unterhaltung verstehen. Aus einigen abgebrochenen Aeußerungen, die ich dann und wann hörte, erkannte ich indeß, daß sie in einem warmen Streite über den Werth zweier fremden Musiker, nämlich einer Mücke und einer Moskito, begriffen waren; in diesem Streite brachten sie ihre Zeit hin und schienen so wenig auf die Kürze ihres Lebens zu achten, als hätten sie einen Monat zu leben gehabt. Glückliches Volk! dachte ich, ihr lebt sicherlich unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da ihr nicht über öffentliche Uebelstände zu klagen und überhaupt keinen andern Gegenstand des Streites habt, als die Vorzüge oder Mängel ausländischer Musik. Von ihnen wandte ich meinen Blick auf eine alte grauköpfige Ephemere, die allein auf einem andern Blatte saß und mit sich selber sprach. Dieses Selbstgespräch ergötzte mich und ich schrieb es in der Hoffnung auf, es werde auch der Freundin Vergnügen machen, der ich für das allerangenehmste Vergnügen, nämlich ihre bezaubernde Gesellschaft und himmlische Harmonie, so sehr verpflichtet bin.

„Es war," sagte der Ephemerengreis, „die Meinung gelehrter Philo-

sophen unsers Volkes, die lange vor meiner Zeit lebten und blüheten, daß diese weite Welt, die man Moulin Joly nennt, höchstens noch achtzehn Stunden bestehen könnte, und ich glaube, diese Ansicht war keineswegs grundlos; denn nach der augenscheinlichen Bewegung der großen Leuchte, die der ganzen Natur Licht gibt und sich bei meinen Lebzeiten offenbar bedeutend nach dem Ocean am Ende der Erde hinab geneigt hat, muß dieselbe um die angegebene Zeit ihren Lauf vollenden, im Gewässer, das uns umgibt, erlöschen und die Welt in Kälte und Finsterniß lassen, was nothwendigerweise allgemeinen Tod und Vernichtung zur Folge haben wird. Ich habe sieben dieser Stunden gelebt: ein hohes Alter, denn es umfaßt nicht weniger als 420 Minuten! Wie wenige unter uns bringen ihr Leben so hoch! Ich habe Generationen entstehen, blühen und sterben sehen. Meine gegenwärtigen Freunde sind die Kinder und Enkel der Freunde meiner Jugend, die nun, ach! nicht mehr sind; und ich muß ihnen bald folgen; denn nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur kann ich, obwohl noch bei guter Gesundheit, doch nicht erwarten, länger als sieben oder acht Minuten zu leben. Was frommt mir nun all' meine Mühe und Arbeit, mit der ich Honigthau auf diesem Blatte angehäuft habe, da ich doch nicht mehr leben werde, ihn zu genießen! Was helfen mir meine politischen Kämpfe, in die ich verwickelt gewesen bin, um meinen Landsleuten, den Bewohnern dieses Busches, nützlich zu werden; oder meine philosophischen Studien zum Besten unsers ganzen Geschlechts! denn in der Politik (was vermögen Gesetze ohne Moral?) wird unsere ganze gegenwärtige Ephemerenheit im Laufe der Minuten ebenso corrupt werden, wie die anderer und älterer Büsche, und folglich auch ebenso elend. Und wie gering sind unsre Fortschritte in der Philosophie und Kenntniß der Natur! Ach, die Kunst ist lang und das Leben kurz! Meine Freunde suchen mich mit dem Gedanken an einen Namen zu trösten, der nach mir, wie sie sagen, fortleben wird; auch meinen sie, daß ich für die Natur und für den Ruhm lange genug gelebt habe. Aber welchen Werth wird der Ruhm für eine Ephemere haben können, die nicht mehr existirt? und was wird aus der Geschichte der achtzehnten Stunde werden, wenn die Welt selbst, der ganze Moulin Joly, sein Ende erreicht und im allgemeinen Ruin versinkt?" —

Mir bleiben nach allgemeinen eifrigen Bestrebungen jetzt keine wahren Freuden mehr übrig, ausgenommen die Erinnerung an ein langes in wohlmeinendem Streben zugebrachtes Leben, die sinnige Unterhaltung

mit etlichen guten Ephemeren-Damen, und dann und wann ein freundliches Lächeln und ein Lied von der allzeit liebenswürdigen Brilliant.

B. Franklin.

Die Moral des Schachspiels.

Das Schachspiel ist das älteste und verbreitetste Spiel, welches man kennt, denn sein Ursprung liegt jenseits der historischen Erinnerung und es ist seit undenklichen Zeiten das Vergnügen aller civilisirten Nationen Asiens, der Perser, der Indier und der Chinesen, gewesen. Europa besitzt es seit mehr als tausend Jahren; die Spanier haben es über ihr amerikanisches Gebiet verbreitet und es beginnt auch in diesen nördlichen Staaten Aufnahme zu finden. Es ist an sich selbst so interessant, daß die Aussicht auf Gewinn nicht nöthig ist, um es anziehend zu machen; daher pflegt man es auch nie um Geld zu spielen und Personen, die Muße zu derartigen Unterhaltungen haben, können keines finden, das unschuldiger wäre. Die nachfolgenden Bemerkungen, die zu dem Zwecke niedergeschrieben wurden, unter einigen jungen Freunden gewisse kleine Verstöße und Unrichtigkeiten beim Verfahren zu berichtigen, zeigen zu gleicher Zeit, daß es in seinen Wirkungen auf den Geist nicht nur unschuldig ist, sondern selbst vortheilhaft sein kann, und zwar für den Besiegten ebenso gut, wie für den Sieger.

Das Schachspiel ist nicht eine blos müßige Unterhaltung. Verschiedene sehr schätzbare und im Laufe des menschlichen Lebens nützliche Eigenschaften des Geistes können dadurch erworben oder gekräftigt werden, so daß sie zu Gewohnheiten werden, die uns nie im Stich lassen. Denn das Leben ist eine Art Schachspiel, worin wir Punkte zu gewinnen und Nebenbuhler oder Gegner zu bekämpfen haben, und worin es eine außerordentliche Menge guter und schlimmer Ereignisse gibt, die in gewissem Grade die Wirkungen der Klugheit oder des Mangels derselben sind. Beim Schachspiel lernen wir nun

I. Vorsorge, die ein wenig in die Zukunft sieht und die Folgen erwägt, die aus einer Handlung erwachsen können; denn dem Spielenden drängt sich beständig der Gedanke auf: „worin wird der Vortheil meiner neuen Stellung bestehen, wenn ich diesen Zug vornehme? Welchen Gebrauch kann mein Gegner davon machen, um mir zu schaden? Welche weiteren

Züge kann ich thun, um die Figur zu decken und mich gegen die Angriffe des Gegners zu vertheidigen?"

II. Umsicht, welche das ganze Schachbret oder den Schauplatz der Handlung, die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Figuren und Stellungen, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, die verschiedenen Möglichkeiten ihrer wechselseitigen Unterstützung, die Wahrscheinlichkeiten, daß der Gegner den oder jenen Zug thun, diese oder jene Figur angreifen könne, und die verschiedenen Mittel übersteht, die angewendet werden können, um den feindlichen Schlag zu vermeiden oder dessen Folgen den Gegner selbst fühlen zu lassen.

III. Behutsamkeit, unsre Züge nicht zu hastig vorzunehmen. Diese Gewohnheit erwirbt man sich am besten durch strenge Beobachtung der Regeln des Spiels, wie z. B.: „wenn du eine Figur berührst, mußt du sie auch irgendwohin ziehen; wenn du sie niedersetzest, mußt du sie stehen lassen;" und es ist rathsam, daß man diese Regeln genau beobachtet, da alsdann das Spiel mehr zu einem Bilde des menschlichen Lebens und besonders des Krieges wird, in welchem man, hat man sich einmal durch Unbehutsamkeit in eine schlechte und gefährliche Position gebracht, vom Feinde nicht die Erlaubniß erlangen kann, die Truppen aus derselben zu ziehen und sie sicherer aufzustellen, sondern alle Folgen der Uebereilung ertragen muß.

Und endlich eignen wir uns beim Schachspiele die Gewohnheit an, uns durch den gegenwärtigen schlimmen Anschein des Standes unserer Angelegenheiten nicht entmuthigen zu lassen, die Gewohnheit, auf einen günstigen Wechsel zu hoffen und im Aufsuchen von Auskunftsmitteln beharrlich zu sein. Das Spiel ist so reich an Ergebnissen, es bietet eine solche Mannichfaltigkeit von Wendungen dar, das Glück ist dabei so plötzlichen Wechselfällen unterworfen und man entdeckt dabei so häufig nach langem Nachsinnen die Mittel, sich aus einer anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeit zu befreien, daß man sich ermuthigt fühlt, den Streit bis ans Ende zu führen und entweder durch eigene Geschicklichkeit zu siegen, oder wenigstens durch die Nachlässigkeit des Gegners ein entscheidendes Schach bieten zu können. Wer nun bei Gelegenheit der im Schachspiel häufig vorkommenden Beispiele dieser Art erwägt, daß besonders glückliche Züge leicht zur Vermessenheit verleiten und dadurch Unaufmerksamkeit zur Folge haben, so daß der Bedrängte das Verlorne zurückerobern kann, der wird daraus lernen, sich durch das gegen-

wärtige Glück des Gegners nicht zu sehr entmuthigen zu lassen, noch auch bei jedem kleinen Schlage am endlichen guten Ausgange zu verzweifeln.

Nach alledem ist zu wünschen, daß wir öfter geneigt sein möchten, dieser wohlthätigen Unterhaltung vor andern den Vorzug zu geben, die nicht von gleichen Vortheilen begleitet sind, und man sollte daher jeden Umstand beachten, der das Vergnügen daran zu erhöhen vermag, dagegen alle unschönen, unhöflichen oder irgendwie Verdruß erregenden Worte und Geberden vermeiden, denn diese widersprechen der ursprünglichen Absicht beider Spieler, nämlich sich die Zeit angenehm zu vertreiben.

Ist man daher, erstens, übereingekommen, sich streng an die Regeln zu halten, so müssen auch beide Parteien diese Regeln genau beobachten, und die eine nicht sich selbst Abweichungen gestatten, während sie bei der andern auf strenge Beobachtung dringt, denn dies ist nicht gerecht.

Zweitens: ist man zwar übereingekommen, die Regeln genau zu beobachten, ein Spieler nimmt aber die Nachsicht in Anspruch, dann muß er diese Nachsicht ebenso bereitwillig dem andern gewähren.

Drittens: Man erlaube sich nie einen falschen Zug, um sich aus einer bedrängten Lage zu befreien oder einen Vortheil zu gewinnen. Es kann kein Vergnügen gewähren, mit einer Person zu spielen, die man einmal bei einem derartigen unehrlichen Kunstgriffe ertappt hat.

Viertens: Spielt dein Gegner langsam, so treibe ihn nicht zur Eile an und gib keine Ungeduld über sein Zögern zu erkennen. Enthalte dich zu singen, zu pfeifen, nach deiner Uhr zu sehen, ein Buch zur Hand zu nehmen, mit den Füßen auf dem Boden, mit den Fingern auf dem Tische zu trommeln und überhaupt irgend etwas vorzunehmen, was die Aufmerksamkeit des Andern stören könnte. Alle diese Dinge erregen Mißfallen, und übrigens beweisen sie nicht deine Geschicklichkeit im Spiel, sondern nur deine Arglist und Unhöflichkeit.

Fünftens: Sei nicht bemüht, deinen Gegner zu erfreuen und zu täuschen, indem du vorgibst, schlechte Züge gemacht zu haben und sagst, daß dein Spiel nun verloren sei, um ihn dadurch sicher, unbesorgt, und unaufmerksam auf deine Pläne zu machen; denn das ist ein betrügerisches Verfahren, aber keine Geschicklichkeit im Spiel.

Sechstens: Wenn du einen Sieg erlangt hast, darfst du dich keines triumphirenden oder höhnischen Ausdrucks bedienen und nicht zu viel Freude blicken lassen; bemühe dich vielmehr deinen Gegner zu trösten und seine

Unzufriedenheit mit sich selbst zu vermindern, indem du jede höfliche Bemerkung, die sich mit der Wahrheit verträgt, an ihn richtest, wie z. B.: „Sie verstehen das Spiel besser als ich, aber Sie waren nicht recht aufmerksam;" oder: „Sie spielen zu schnell;" oder „das Spiel stand vortheilhaft für Sie, aber der und der Umstand zog Ihre Gedanken davon ab und daher wendete es sich für mich günstiger."

Siebentens: Als Zuschauer, während Andere spielen, beobachte das vollkommenste Stillschweigen. Denn gibst du Rath, so beleidigst du beide Parteien; den Spieler, gegen den du ihn gibst, weil er den Verlust des Spieles veranlassen kann, und den, zu dessen Gunsten du ihn gibst, weil der Spielende, wenn der Rath auch gut ist und er ihn befolgt, doch das Vergnügen verliert, welches er gehabt haben würde, wenn du ihn hättest nachdenken lassen, bis er von selbst auf den Ausweg gekommen wäre. Auch selbst nach einem Zuge oder nach mehreren Zügen mußt du nicht, indem du die Figuren wieder an den frühern Ort stellst, zu zeigen suchen, wie sie besser hätten gezogen werden können, denn dies erregt Mißfallen und kann Streit und Zweifel über ihre richtige Stellung veranlassen. Alles Sprechen mit den Spielern vermindert oder zerstreut ihre Aufmerksamkeit und ist daher unangenehm. Auch sollte man nie der einen oder der andern Partei durch ein Geräusch oder eine Geberde den leisesten Wink zu geben versuchen. Wer dergleichen vornimmt, verdient nicht Zuschauer zu sein. Hast du Lust, deinen Scharfsinn zu üben oder zu zeigen, so thu' es, indem du selber spielst, sobald du Gelegenheit hast, nicht aber indem du das Spiel Anderer kritisirst, dich hineinmischst oder Rath dazu gibst.

Soll endlich das Spiel nicht nach der Strenge der obenerwähnten Regeln gespielt werden, so mäßige dein Verlangen nach einem Siege über deinen Gegner und begnüge dich mit einem Siege über dich selbst. Hasche nicht begierig nach jedem Vortheile, den dir seine Ungeschicklichkeit oder Unaufmerksamkeit bietet, sondern mache ihn freundlich aufmerksam, daß er durch den und den Zug eine Figur gefährdet oder ungedeckt läßt; daß er durch einen andern seinen König in eine gefährliche Lage bringt u. dgl. Durch diese großmüthige Artigkeit (die der oben erwähnten Unzartheit so stark entgegengesetzt ist) kannst du allerdings dein Spiel leicht an den Gegner verlieren, aber du wirst etwas Besseres dafür gewinnen, nämlich seine Achtung und Zuneigung, sowie zugleich die stillschweigende Billigung und das Wohlwollen unparteiischer Zuschauer.

Die Kunst, sich angenehme Träume zu verschaffen.

An Fräulein ***.

(Auf deren Wunsch der Aufsatz geschrieben wurde.)

Einen großen Theil unsers Lebens bringen wir im Schlafe zu, während dessen wir bisweilen angenehme und bisweilen quälende Träume haben; es ist deshalb viel daran gelegen, die erstern wo möglich stets zu erlangen und die letztern zu vermeiden, denn, ob wirklich oder eingebildet, Schmerz bleibt Schmerz und Vergnügen bleibt Vergnügen. Können wir traumlosen Schlaf haben, so ist das erwünscht, weil wir frei von quälenden Träumen sind. Können uns aber im Schlafe angenehme Träume beschäftigen, so ist das, wie die Franzosen sagen, tant gagné und wir sind um eine Lebensfreude reicher.

Hierzu ist vor allen Dingen erforderlich, daß wir durch gehörige Bewegung und große Mäßigkeit unsre Gesundheit sorgfältig bewahren, denn in Krankheit ist die Einbildungskraft getrübt und es drängen sich uns leicht unangenehme und selbst grauenvolle Vorstellungen auf. Bewegung sollte man sich vor den Mahlzeiten, nicht unmittelbar darnach machen; im erstern Falle befördert man die Verdauung, während sie durch Bewegung nach dem Essen, wofern diese nicht sehr mäßig ist, gehemmt wird. Speisen wir nach der Bewegung mäßig, dann wird die Verdauung leicht und gut, der Körper munter und wohl, die Stimmung heiter sein und jede animalische Function in erwünschter Weise verrichtet werden. Der darauf folgende Schlaf wird natürlich und ungestört sein. Trägheit, verbunden mit reichlicher Nahrung, veranlaßt dagegen Alpdrücken und unbeschreibliche grauenvolle Empfindungen; wir stürzen von steilen Höhen, werden von wilden Thieren, Mördern oder Dämonen angefallen und gerathen in Bedrängnisse aller Art. Indeß ist zu berücksichtigen, daß die Menge der Nahrung oder Bewegung im richtigen Verhältnisse zu einander stehen muß; wer sich viel bewegt, kann und soll sogar mehr essen; wer wenig Bewegung hat, sollte dagegen auch wenig essen. Im Allgemeinen essen die Menschen, seit die Kochkunst ausgebildet worden ist, ungefähr doppelt so viel, als die Natur verlangt. Abendmahlzeiten sind nicht verwerflich, wenn wir keine reichliche Mittagsmahlzeit genossen haben; speist man aber nach reichlichem Mittagsessen auch des Abends noch stark, dann folgen natürlich unruhige Nächte. Die Naturen sind allerdings verschieden

und Manche schlafen auch nach diesen Mahlzeiten gut; es kostet ihnen nur einen fürchterlichen Traum und einen Schlagfluß, nach welchem sie bis zum jüngsten Tage schlafen. Wie häufig lesen wir in den Zeitungen, daß Personen, nachdem sie noch ein derbes Abendessen zu sich genommen, am Morgen todt im Bette gefunden worden sind.

Ferner muß man zur Erhaltung der Gesundheit darauf achten, daß man im Schlafzimmer einen beständigen Zufluß frischer Luft hat. Es taugt durchaus nichts, in luftdicht verschlossenen Räumen und in Betten, die mit Vorhängen umgeben sind, zu schlafen. Keine äußere Luft, die eindringen kann, ist so schädlich, als die nicht gewechselte, oft geathmete Luft eines dichtgeschlossenen Zimmers. Wie kochendes Wasser durch längeres Kochen nicht heißer wird, wenn die Theilchen, die größere Hitze empfangen, entweichen können, so gerathen auch lebende Körper nicht in Fäulniß, wenn die Theilchen so schnell als sie in Fäulniß gerathen, ausgeschieden werden können. Die Natur treibt sie durch die Hautporen und die Lunge aus, und in einer freien offenen Luft werden sie hinweggeführt; in einem dicht geschlossenen Raume hingegen empfangen wir sie immer auf's Neue, obwohl sie immer verdorbener werden. Auf solche Weise kann eine Anzahl Personen, die in ein kleines Gemach zusammengedrängt sind, die Luft binnen wenig Minuten verderben und sogar tödtlich machen, wie in der schwarzen Höhle in Calcutta. Eine einzelne Person soll in der Minute nur eine Gallone Luft verderben und braucht daher längere Zeit um die Luft eines Zimmers zu verderben; verhältnißmäßig geschieht dies indeß doch und viele Krankheiten werden dadurch erzeugt. Methusalem, der das längste Leben und daher vermuthlich auch die beste Gesundheit gehabt hat, soll der Sage nach stets in freier Luft geschlafen haben; als er fünfhundert Jahre gelebt hatte, sprach ein Engel zu ihm: „Auf, Methusalem, und baue dir ein Haus, denn du wirst noch fünfhundert Jahre leben." Aber Methusalem antwortete und sprach: „Wenn ich nur noch fünfhundert Jahre leben soll, so lohnt's nicht der Mühe, ein Haus zu bauen; ich will in der freien Luft schlafen, wie ich es immer gethan habe." — Aerzte haben, nachdem sie Jahrhunderte lang behauptet hatten, man dürfte die Kranken der frischen Luft nicht aussetzen, endlich, endlich die Entdeckung gemacht, daß sie für dieselben heilsam sein könnte. Man darf daher hoffen, daß sie mit der Zeit auch entdecken werden, die frische Luft sei den Gesunden nicht schädlich, und daß wir alsdann von der Luftscheu geheilt werden mögen, die gegenwärtig noch schwachen

Gemüthern zu schaffen macht und sie veranlaßt, sich lieber ersticken und vergiften zu lassen, als das Fenster eines Schlafgemachs oder einer Kutsche zu öffnen.

Wenn eingeschlossene Luft mit perspirabler Materie*) gesättigt ist, so kann sie deren nicht mehr aufnehmen und dieser Stoff muß daher alsdann in unserm Körper bleiben und Krankheiten verursachen; bevor sie schädlich zu wirken beginnt, macht sie dies jedoch durch gewisse Merkmale erkennbar, indem sie ein gewisses, im Anfang nur unbedeutendes Mißbehagen erregt, das hinsichtlich der Lunge in einer schwachen Reizbarkeit und hinsichtlich der Hautporen in einer schwer zu beschreibenden unbehaglichen Unruhe besteht; wenige, die es empfinden, sind mit der Ursache bekannt. Wir werden uns jedoch erinnern, daß es uns oft, wenn wir in der Nacht erwachten und warm zugedeckt waren, schwer fiel, wieder einzuschlafen. Wir wenden uns hin und her und können in keiner Lage Ruhe finden. Diese Ruhelosigkeit hat ihren Grund einzig und allein in einer Beschwerde der Haut, die durch die Zurückhaltung der perspirabeln Materie verursacht wird: -- das Bettzeug hat seine Quantität davon empfangen und vermag nicht mehr aufzunehmen, weil es damit gesättigt ist. Man kann sich durch ein einfaches Experiment davon überzeugen: man bleibe ruhig im Bett liegen, entferne jedoch die Bettdecke theilweis und lasse frische Luft auf den unbedeckten Theil des Körpers kommen; diesen Theil wird man dann alsbald erfrischt und erquickt fühlen, denn die Luft wird die Haut frei machen, indem sie die belästigende Bürde perspirabler Materie aufnimmt und abführt. Jeder Theil kühler Luft, der zu der warmen Haut kommt, empfängt, indem er seinen Theil von dieser Ausdünstung aufnimmt, damit zugleich einen Grad der Wärme und wird dadurch verdünnt und erleichtert, worauf er durch kühlere und also schwerere frische Luft sammt seiner Ladung verdrängt wird; diese neue Luft nimmt auf einen Augenblick die Stelle der vorigen ein, wird in gleicher Weise verändert und erwärmt und weicht ebenfalls einer neuhinzutretenden Quantität. So hat es die Natur veranstaltet, um zu verhüten, daß die Geschöpfe durch ihre eigne Ausdünstung leiden. Wer dieses Experiment vornimmt, wird bald gewahr werden, wie verschieden der Zustand des der Luft ausgesetzten

*) Die sogenannte perspirable Materie (Ausdünstungsflüssigkeit) ist der Stoff, der in Dunstform durch die Lunge und die Hautporen aus unserm Körper ausgeschieden wird. Derselbe soll fünf Achtel dessen betragen, was wir essen.

Körpertheils von dem Zustande desjenigen Theils ist, der dicht bedeckt und von der Luft unberührt blieb; der letztere empfindet in Folge des Vergleichs sein Mißbehagen nur um so deutlicher und der Sitz der Beschwerde ist besser zu erkennen, als vorher, wo die ganze Oberfläche des Körpers damit behaftet war.

Damit ist nun die Hauptursache unangenehmer Träume erklärt. Denn wenn sich der Körper unwohl befindet, so wird auch der Geist durch ihn beunruhigt, und die natürliche Folge davon sind unangenehme Vorstellungen mannichfacher Art im Schlafe. Die Verhütungs- und Heilmittel sind folgende:

1. Mäßiges Essen. Durch dasselbe (welches oben der Gesundheit wegen überhaupt angerathen wurde) wird in einer gegebenen Zeit weniger perspirable Materie erzeugt; die Bettdecke kann dieselbe daher länger aufnehmen, bevor sie damit gesättigt wird, und wir können sonach auch länger schlafen, bevor wir uns in Folge ihrer Unfähigkeit, mehr davon aufzunehmen, belästigt fühlen.

2. Der Gebrauch einer dünnern und porösern Bettdecke; denn da diese der perspirablen Materie den Durchgang leichter gestattet, so ist sie auch länger erträglich und wir fühlen uns weniger belästigt.

3. Werden Sie durch die geschilderte Beschwerde aufgeweckt, und vermögen nicht leicht wieder einzuschlafen, so stehen Sie auf, klopfen und wenden Sie Ihr Kissen, schütteln Sie die Decke mit wenigstens zwanzigmaligem Emporheben gehörig durch, und schlagen Sie dieselbe dann zurück, damit das Bett kühl wird; inzwischen gehen Sie, ohne sich anzukleiden, im Zimmer umher, bis die Haut Zeit gehabt hat, ihre Bürde loszuwerden; dies wird um so früher geschehen, je trockener und kälter die Luft ist. Sobald Ihnen die Kälte unangenehm zu werden anfängt, dann kehren Sie in Ihr Bett zurück; Sie werden bald einschlafen und der Schlaf wird süß und angenehm sein. Es werden Ihrer Phantasie nur Bilder erfreulichen Charakters vorschweben. Mich unterhalten sie oft ebenso angenehm, wie die Scenerie einer Oper. Sollten Sie die Unlust, das Bett zu verlassen, nicht überwinden können, dann heben Sie, statt dessen, Ihre Bettdecke mit einem Arme und Beine empor, so daß ein guter Theil frischer Luft eintritt, die Sie durch Fallenlassen der Decke wieder austreiben; durch zwanzigmalige Wiederholung dieses Manövers werden Sie die Decke von der perspirabeln Materie, die sie

eingesogen hat, befreien und darauf eine Zeit lang gut schlafen können. Doch ist diese letztere Methode nicht so erfolgreich als die oben angegebene.

Wer sich nicht gern viel derartige Mühe macht, aber zwei Betten haben kann, wird es vorzüglich erquicklich und wohlthätig finden, wenn er, in einem warmen Bett erwachend, aufsteht und sich in das kühle legt. Auch Fieberkranken würde ein solcher Bettwechsel sehr dienlich sein, denn er erfrischt und verschafft häufig Schlaf. Ein sehr geräumiges Bett, worin man sich von der ersten Lage weit genug entfernen kann, um eine kühle und angenehme Stelle zu finden, kann demselben Zwecke einigermaßen entsprechen.

Zum Schlusse nur noch einige Bemerkungen. Wenn Sie sich zur Ruhe begeben, achten Sie darauf, Ihr Kissen so zu legen, daß es der Weise, wie Sie Ihren Kopf zu legen pflegen, gehörig entspricht und vollkommen bequem ist; dann bringen Sie Ihre Glieder in eine solche Lage, daß sie nicht in unbequemer Weise auf einander zu liegen kommen, z. B. daß die Knöchel nicht auf einander drücken; denn wenn auch eine schlechte Lage anfangs nur wenig schmerzt und kaum bemerkt wird, kann sie auf die Länge doch lästiger werden und die unbehagliche Empfindung vielleicht während Ihres Schlafes eintreten, so daß sie Ihre Einbildungskraft beunruhigt.

Dies sind die Regeln der Kunst. Allein, werden sie sich auch im Allgemeinen wirksam erweisen und den beabsichtigten Zweck erreichen lassen, so gibt es doch einen Fall, in welchem sie auch bei der pünktlichsten Beobachtung gänzlich fruchtlos bleiben werden. Ich brauche Ihnen diesen Fall nicht zu nennen, meine theure Freundin; aber mein Aufsatz über die Kunst würde ohne denselben unvollkommen sein. Der Fall findet statt, wenn die Person, welche die angenehmen Träume zu haben wünscht, nicht dafür gesorgt hat, sich das zu bewahren, was vor allen Dingen nothwendig ist.

Ein gutes Gewissen.

Rath für einen jungen Gewerbsmann,

geschrieben im Jahr 1748.

An meinen Freund, A. B.

Auf Ihren Wunsch schrieb ich die folgenden Bemerkungen nieder, die mir selbst nützlich gewesen sind und, wenn Sie sie beachten, auch Ihnen nützlich werden können.

Vergessen Sie nicht, daß Zeit Geld ist. Wer an einem Tage zehn Schillinge durch seine Arbeit verdienen kann, jedoch den halben Tag spazieren geht oder müßig sitzt, sollte, wenn er während seines Vergnügens oder Müßigganges auch nur sechs Pence verthut, doch nicht diese als den alleinigen Aufwand ansehen: er hat in Wahrheit außerdem noch fünf Schillinge verthan oder vielmehr weggeworfen.

Vergessen Sie nicht, daß Credit Geld ist. Läßt ein Mann Geld noch in meinen Händen, nachdem der Zahlungstermin bereits vorüber ist, so schenkt er mir die Interessen oder überhaupt so viel, als ich dadurch noch zu gewinnen vermag. Dies macht eine bedeutende Summe aus, wenn ein Mann guten und reichlichen Credit besitzt und ihn wohl benutzt.

Vergessen Sie nicht, daß Geld ganz besonders fruchtbarer Natur ist. Geld kann Geld erzeugen und das hervorgebrachte kann wieder anderes erzeugen und so fort. Wenn man fünf Schillinge gut anlegt, so sind's sechs; diese wieder gut angelegt sind sieben und ein Viertel, und so fort, bis es hundert Pfund werden. Je mehr davon da ist, um so mehr bringt es hervor, so daß der Gewinn schneller und schneller erwächst. Wer eine trächtige Sau tödtet, vernichtet all' ihre Abkömmlinge bis zur tausendsten Generation. Wer ein Kronstück umbringt, vernichtet Alles was es hervorgebracht haben könnte, bis zu Tausenden.

Vergessen Sie nicht, daß sechs Pfund im Jahre nur drei Pence täglich sind. Für diese kleine Summe (die an Zeit oder durch Ausgaben täglich ganz unbemerkt verschwendet werden kann), vermag ein Mann von Credit sich, auf seine eigene persönliche Sicherheit, den beständigen Besitz und Nutzen von hundert Pfund zu verschaffen. Wenn ein betriebsamer Mann über so viel zu verfügen hat, kann er große Vortheile daraus ziehen.

Vergessen Sie nicht das Sprichwort: „Der gute Zahler ist Herr über des Andern Beutel.“ Wer in dem Rufe steht, pünktlich und genau zur bestimmten Zeit zu zahlen, kann zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit so

viel Geld aufnehmen, als seine Freunde zu entbehren vermögen. Das ist bisweilen von großem Nutzen. Nächst Fleiß und einfacher Lebensweise trägt nichts in höherm Grade dazu bei, das Fortkommen eines jungen Mannes in der Welt zu sichern, als Pünktlichkeit und Rechtlichkeit in allen seinen Angelegenheiten. Daher behalten Sie geborgtes Geld niemals eine Stunde über die angelobte Zeit zurück, damit eine Täuschung nicht die Börse Ihres Freundes auf immer verschließt.

Man muß auf die geringfügigsten Handlungen achten, die auf den Credit jemals Einfluß haben können. Der Klang Ihres Hammers um fünf Uhr früh oder neun Uhr Abends, macht einen Gläubiger, der ihn hört, gleich auf sechs Monate länger ruhig und willfährig; sieht er Sie aber am Billard oder hört er Ihre Stimme in einem Weinhause, während Sie bei der Arbeit sein sollten, so schickt er den nächsten Tag nach seinem Gelde, und fordert es, bevor er es in ganzer Summe erhalten kann.

Das empfohlene Verhalten beweist überdies, daß Sie Ihrer Verpflichtungen eingedenk sind, es läßt Sie als sorgsamen und rechtlichen Mann erscheinen, und dies steigert Ihren Credit noch mehr.

Hüten Sie sich, Alles, was Sie in Händen haben, für Ihr Eigenthum zu halten und demgemäß zu leben. Es ist dies ein Irrthum, in den viele Leute, die Credit haben, gerathen. Um dem vorzubeugen, schreiben Sie eine Zeitlang all' Ihre Ausgaben und Einnahmen sorgfältig auf. Nehmen Sie sich im Anfang die Mühe, Alles einzeln aufzuzeichnen, so haben Sie den Nutzen davon, daß Sie gewahr werden, wie kleine geringfügige Ausgaben zu großen Summen anzuwachsen vermögen und Sie erfahren dabei, was sich hätte ersparen lassen und für die Zukunft ohne große Unbequemlichkeit gespart werden kann.

Kurz, der Weg zum Wohlstande und Reichthum, wenn Sie ihn einzuschlagen wünschen, ist so leicht zu finden, wie der Weg zum Markte. Es kommt dabei hauptsächlich auf zwei Worte an, Fleiß und Mäßigkeit, das heißt: verschwenden Sie weder Zeit noch Geld, sondern machen Sie den besten Gebrauch von beiden. Ohne Fleiß und Mäßigkeit gelingt nichts, mit ihnen Alles. Wer Alles erwirbt, was er mit Ehren erwerben kann, und Alles spart, was er erwirbt (nothwendige Ausgaben ausgenommen), wird sicherlich reich werden — wofern das Wesen, welches die Welt regiert und dessen Segen Jedermann für seine

rechtlichen Bestrebungen erbitten sollte, es in seinem weisen Rathschlusse nicht anders bestimmt.

Ein alter Gewerbsmann.

Nothwendige Fingerzeige für Alle, die reich zu werden wünschen.

(Geschrieben im Jahr 1763.)

Die Benutzung des Geldes ist der einzige Vortheil, den der Besitz des Geldes gewährt.

Für sechs Pfund jährlich kannst du die Benutzung von hundert Pfund haben, vorausgesetzt, daß man dich als einen klugen und rechtschaffenen Mann kennt.

Wer täglich drei Pence unnütz ausgibt, gibt jährlich sechs Pfund unnütz aus, d. h. den Preis für die Benutzung einer Summe von hundert Pfund.

Wer täglich die Zeit unnütz verschwendet, in der er drei Pence erwerben könnte, verschwendet das Vorrecht, täglich hundert Pfund benutzen zu können.

Wer die Zeit, die fünf Schillinge werth ist, unnütz verliert, verliert fünf Schillinge und könnte ebenso gut fünf Schillinge in's Wasser werfen.

Wer fünf Schillinge verliert, verliert nicht allein diese Summe, sondern auch alle die Vortheile, die er durch deren Verwendung in seinen Geschäften hätte erlangen können und die sich im Verlaufe der Zeit, in welcher ein junger Mann alt wird, zu einer beträchtlichen Summe zu steigern vermögen.

Ferner: Wer auf Credit verkauft, erlangt einen Preis für seine Waare, welcher dem Kapital und Interessen seines Geldes auf die Zeit, während deren es ihm vorenthalten bleibt, gleichkommt; daher zahlt der auf Credit Kaufende Interessen für das, was er kauft; und wer baar bezahlt, könnte dieses Geld nutzbar anlegen; so daß also derjenige, der einen Gegenstand besitzt, den er gekauft hat, Interessen für die Benutzung desselben zahlt.

Es ist jedoch beim Ankauf von Gegenständen am gerathensten, baar zu bezahlen, weil der auf Credit Verkaufende durch schlechte Außenstände fünf Prozent zu verlieren erwartet und daher den Preis aller Gegenstände, die er auf Credit gibt, erhöht, um dadurch den etwaigen Ausfall zu decken.

Diejenigen, die das auf Credit Gekaufte bezahlen, tragen ihren Theil zu dieser Deckung bei.

Wer baar bezahlt, vermeidet diese Beisteuer oder kann sie wenigstens vermeiden.

Ein Pfennig gespart, gilt zwei Pfennige fürwahr;
Eine Stecknadel täglich, zwei Groschen im Jahr.

Das Mittel Jedermanns Taschen mit Geld zu füllen.

In unsern Tagen, wo man allgemein die Klage hört, „Das Geld ist rar," wird es ein menschenfreundliches Werk sein, wenn man die Geldbedürftigen unterrichtet, wie sie ihre Taschen wieder versorgen können. Ich will sie mit dem echten Geheimnisse bekannt machen, wie man zu Gelde kommt, mit dem sichern Mittel, leere Beutel zu füllen und sie stets voll zu erhalten. Es ist dazu hinreichend, zwei einfache Regeln gehörig zu beobachten.

Erstens, laß Rechtlichkeit und Fleiß deine beständigen Gefährten sein; und

Zweitens, gib einen Groschen weniger aus, als was du rein gewonnen hast.

Dann wird deine wohlversorgte Tasche bald gedeihlich zu schwellen beginnen und nie wieder über Leibweh klagen; auch werden dich Gläubiger nicht beschimpfen, Mangel dich nicht drücken, Hunger dich nicht plagen und Blöße dir nicht den Frost empfinden lassen. Die ganze Welt wird dir heitrer entgegenlachen und in jedem Winkel deines Herzens wird sich Freude regen. Befolge daher jene beiden Regeln und sei glücklich. Verbanne die trüben Stürme der Sorge aus deinem Geiste und lebe unabhängig. Dann wirst du ein Mann sein und dein Angesicht nicht verbergen, wenn der Reiche einhertritt, und die Demüthigung nicht erdulden, dich gering zu fühlen, wenn die Söhne des Glücks zu deiner Rechten wandeln; denn Unabhängigkeit,

gleichviel ob bei Wenigem oder Vielem, ist das beste Gut und stellt dich auf gleiche Höhe mit den stolzesten Eignern des goldenen Vließes. O, so sei denn weise und laß Fleiß mit dir wandeln am Morgen und dich begleiten, bis du die Abendstunde der Ruhe erreichest. Laß Redlichkeit sein, wie den Athem deiner Seele und vergiß nie, noch einen Groschen übrig zu haben, wenn alle deine Ausgaben berechnet und bezahlt sind: dann wirst du das Glück erreichen und Unabhängigkeit wird dein Schirm und dein Schild, dein Helm und deine Krone sein; dann wird deine Seele aufrecht einhergehen und sich nicht vor dem seidnen Schurken bücken, weil er Reichthümer hat, noch Schmähung ruhig einstecken, weil die Hand, die sie bietet, einen Diamantring trägt.

Ein ökonomisches Project.

(Eine Uebersetzung dieses Schreibens erschien in einem der Pariser Blätter um's Jahr 1784.)

An die Herausgeber des Journals.

Meine Herren!

Sie unterhalten uns oft mit Berichten über neue Entdeckungen. Gestatten Sie mir, das Publikum durch Ihre Zeitschrift mit einer Entdeckung bekannt zu machen, die ich unlängst selber gemacht habe und die, wie ich glaube, sehr nützlich werden kann.

Ich war neulich des Abends in einer großen Gesellschaft, wo die neue Lampe der Herren Quinquet und Lange eingeführt war und ihres glänzenden Lichtes wegen viel bewundert wurde; man warf jedoch allgemein die Frage auf, ob nicht der Oelverbrauch sich dabei in gleichem Verhältnisse mit dem Lichte steigerte, das sie gäbe, da man in diesem Falle nichts dabei ersparen würde. Keiner der Anwesenden konnte uns über diesen Punkt Auskunft geben, über den Alle Aufklärung wünschten, weil es sehr wünschenswerth ist, womöglich die Kosten unserer Zimmerbeleuchtung zu vermindern, während alle andern häuslichen Bedürfnisse so sehr im Preise gestiegen sind.

Ich freute mich, einem so allgemeinen Streben nach Ersparung zu begegnen, denn ich liebe die Sparsamkeit außerordentlich.

Ich ging nach Hause und legte mich, drei oder vier Stunden nach

Mitternacht, zu Bett, während mein Kopf noch mit dem erwähnten Gegenstande beschäftigt war. Ein zufälliges plötzliches Geräusch erweckte mich um sechs Uhr Morgens und ich war überrascht, mein Zimmer ganz mit Licht erfüllt zu sehen; im ersten Augenblick glaubte ich fast, man hätte eine Menge jener Lampen hineingebracht, als ich mir jedoch die Augen rieb, bemerkte ich, daß das Licht durch die Fenster hereinkam. Ich stand auf und sah hinaus, um mich von der Ursache zu unterrichten; ich fand, daß die Sonne so eben über den Horizont emporstieg und ihre Strahlen in Fülle in mein Zimmer strömen ließ, weil mein Bedienter aus Nachlässigkeit versäumt hatte, am Abend die Laden zu schließen.

Ich sah nach meiner Uhr, die sehr richtig geht, und fand, daß es sechs Uhr war; es kam mir ganz ungewöhnlich vor, daß die Sonne so früh aufgehen sollte, und ich sah in meinem Kalender nach, wo ich allerdings angegeben fand, daß sie an diesem Tage um diese Zeit aufginge. Ich sah weiter nach und fand, daß sie mit jedem Tage bis Ende Juni noch zeitiger aufgehen würde und daß sie an keinem Tage des Jahres später als um acht Uhr aufginge. Ihre Leser, die vor zwölf Uhr niemals etwas vom Sonnenschein gesehen haben und selten einen Blick auf den astronomischen Theil des Kalenders werfen, werden nicht weniger erstaunt sein als ich, wenn sie von diesem zeitigen Aufgange der Sonne hören und besonders wenn ich ihnen die Versicherung gebe, daß sie auch Licht gibt, sobald sie aufgeht. Ich bin davon überzeugt. Ich bin meiner Sache gewiß. Man kann einer Sache nicht gewisser sein. Ich sah es mit meinen eigenen Augen. Auch wiederholte ich diese Beobachtung an den drei folgenden Morgen und fand jedesmal genau das nämliche Resultat.

Wenn ich jedoch Andern von dieser Entdeckung erzähle, kann ich leicht an ihren Mienen merken, wenn sie sich auch enthalten es in Worten auszusprechen, daß sie mir nicht recht glauben. Ja, ein Mann, der ein gelehrter Naturkundiger ist, versicherte mir, ich müßte mich jedenfalls geirrt haben, wenn ich glaubte, das Licht wäre in mein Zimmer gekommen; denn es sei wohlbekannt, daß um diese Stunde kein Licht draußen herrschte, und folglich könnte auch keins von außen hereinkommen; sonach hätte das zufällige Offenbleiben meiner Fenster nicht dazu gedient, das Licht einzulassen, sondern nur, die Dunkelheit hinauszulassen. Er bediente sich vieler scharfsinniger Beweisgründe, um darzuthun, wie ich auf diese Weise getäuscht worden wäre. Ich gestehe, daß er mich ein wenig verdutzt machte, aber er konnte mich nicht

überzeugen und die fernern Beobachtungen, die ich, wie oben erwähnt, anstellte, bestärkten mich in meiner ersten Ansicht.

Dieser Vorfall hat mich zu verschiedenen ernsten und wichtigen Betrachtungen veranlaßt. Ich erwog, daß ich, wär' ich nicht so zeitig am Morgen aufgewacht, noch sieben Stunden beim Sonnenlichte geschlafen und dafür in der folgenden Nacht sechs Stunden bei Kerzenlicht gelebt haben würde; da das letztere aber weit kostspieliger ist, als das erstere, veranlaßte mich meine Liebe zur Sparsamkeit, mein Bischen Arithmetik aufzubieten und einige Berechnungen zu machen, die ich Ihnen mittheile, indem ich die Bemerkung vorausschicke, daß meiner Ansicht nach die Nützlichkeit den Werth aller Erfindungen bestimmt und daß eine Entdeckung, die sich zu keinem nützlichen Gebrauche anwenden läßt oder nicht zu etwas taugt, überhaupt gar nichts taugt.

Zur Grundlage meiner Berechnung wählte ich die Annahme, daß sich 100,000 Familien in Paris befinden und diese Familien im Laufe des Abends stündlich ein halbes Pfund Kerzen verbrauchen. Ich halte diesen Anschlag für sehr mäßig, denn wenn ich auch glaube, daß manche Familien weniger verbrauchen, weiß ich doch, daß viele bei weitem mehr nöthig haben. Ich schätze ferner die durchschnittliche Zeit zwischen dem Aufgehen der Sonne und unserm Aufstehen auf sieben Stunden, und da sie sechs Monate hintereinander sechs bis acht Stunden vor der Mittagszeit aufgeht und wir während dieser Zeit allnächtlich sieben Stunden lang Kerzen brennen, so ergibt sich folgende Berechnung:

In den sechs Monaten zwischen dem 20. März und dem 20. September sind Nächte	183
Durchschnittszahl der Stunden, in welchen wir allnächtlich Licht brennen	7
Multiplication ergibt als ganze Summe der Stunden . .	1281
Diese 1281 Stunden multiplicirt mit 100,000, der Anzahl der Familien	128,100,000

128 Millionen und 100,000 Stunden zu Paris bei Kerzenlicht zugebracht erfordern, indem ein halbes Pfund Wachs oder Talg auf jede Stunde kommt, 64,050,000 Pfund, und diese 64,000,050 Pfund kosten, indem man den mittlern Preis von 30 Sous für das Pfund annimmt, 96,075,000 Franken.

Eine ungeheure Summe, welche die Stadt Paris alljährlich ersparen könnte, wenn sie sich des Sonnenscheins statt der Kerzen bediente.

Sollte man einwenden, daß die Menschen hartnäckig an alten Gewohnheiten festzuhalten pflegen, daß es daher schwer sein wird, sie zum Aufstehen vor zwölf Uhr Mittags zu bewegen und daß sonach meine Entdeckung nicht viel Nutzen haben kann, so antworte ich: Nil desperandum! Ich glaube, daß alle verständigen Leute, sobald sie aus dieser Zeitschrift erfahren haben, daß Tageslicht vorhanden ist, wenn die Sonne aufgeht, sofort versuchen werden, mit ihr aufzustehen; und um auch die übrigen zu zwingen, würde ich folgende Maßregeln vorschlagen:

1) Man lege eine Steuer von 1 Louisdor auf jedes Fenster, das mit Laden versehen ist, die das Sonnenlicht abhalten.

2) Man mache von der nämlichen heilsamen Polizeimaßregel, die uns im letzten Winter zur größern Sparsamkeit beim Holzbrennen veranlaßte, jetzt wieder Gebrauch, um unser Kerzenbrennen zu verhindern: man stelle nämlich Wachen in die Läden der Wachs- und Talglichthändler und lasse keiner Familie mehr als ein Pfund Kerzen wöchentlich verabreichen.

3) Auch stelle man Wachen auf, um alle Kutschen u. s. w. (die der Aerzte, Chirurgen und Hebammen ausgenommen) anzuhalten, die nach Sonnenuntergang durch die Straßen passiren.

4) Jeden Morgen, sobald die Sonne aufgeht, lasse man mit allen Glocken in allen Kirchen läuten, und wenn das nicht ausreicht, lasse man Kanonen in jeder Straße abfeuern, damit die Faulenzer ordentlich geweckt werden und die Augen öffnen, um ihren wahren Vortheil zu erkennen.

Blos in den ersten zwei oder drei Tagen wird man die Sache schwierig finden, nachher aber wird die neue Einrichtung ebenso natürlich und bequem erscheinen, wie die jetzige Unregelmäßigkeit, denn: ce n'est que le premier pas qui coûte. (Nur der erste Schritt fällt schwer.) Man nöthige einen Menschen um vier Uhr Morgens aufzustehen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er um acht Uhr Abends gern zu Bette gehen werde; und nachdem er acht Stunden geschlafen hat, wird er am nächsten Morgen auch bereitwilliger aufstehen. Aber jene Summe von 96 Millionen und 75 Tausend Franken ist noch nicht Alles, was durch meinen ökonomischen Plan erspart werden kann. Sie werden bemerken, daß ich nur auf ein halbes Jahr Rücksicht genommen habe, und in der andern Hälfte kann, obwohl

die Tage kürzer sind, noch viel erspart werden. Ueberdies wird der ungeheure Talg- und Wachsvorrath, der während des Sommers unverbraucht geblieben ist, die Kerzen wahrscheinlich für den folgenden Winter weit wohlfeiler machen und auch wohlfeil erhalten, so lange die vorgeschlagene bessere Einrichtung aufrecht erhalten wird.

Für die große Wohlthat dieser Entdeckung, die ich dem Publikum so offen und frei mitgetheilt habe, verlange ich weder Anstellung, Pension, ausschließliches Privilegium, noch sonst eine Belohnung. Ich wünsche nur die Ehre davon zu haben. Und doch weiß ich wohl, daß es kleine neidische Seelen gibt, die mir, wie gewöhnlich, die Ehre streitig machen und sagen werden, daß meine Entdeckung schon den Alten bekannt war, wofür sie auch wohl Stellen aus alten Büchern zum Beweis anführen werden. Ich will es diesen Leuten nicht bestreiten, daß die Alten mit dem Aufgehen der Sonne zu gewissen Stunden bekannt gewesen; sie hatten vielleicht so gut wie wir Kalender, die das voraussagten; aber es folgt daraus noch nicht, daß sie auch gewußt haben, die Sonne gäbe gleich Licht, sobald sie aufginge. Dies nehme ich als meine Entdeckung in Anspruch. Wenn es die Alten wußten, so muß es doch seit langer Zeit vergessen gewesen sein, denn den Neuern, zum wenigsten den Parisern, war es sicherlich unbekannt; ein ganz einfacher schlichter Grund beweist das zur Genüge. Die Pariser sind so unterrichtete, scharfsinnige und kluge Leute, als es nur in der Welt geben kann, und sie behaupten sämmtlich, gleich mir die Sparsamkeit zu lieben; auch haben sie der vielen schweren Abgaben wegen, die der Staatshaushalt von ihnen fordert, allerdings Ursache sparsam zu sein. Ich sage, es ist unmöglich, daß so verständige Leute unter solchen Umständen so lange bei dem rauchigen, ungesunden und ungeheuer kostspieligen Kerzenlichte gelebt haben sollten, wenn sie gewußt hätten, daß sie ebenso viel reines Sonnenlicht umsonst hätten haben können.

Ich bin u. s. w.

Ein Abonnent.

Bericht über den höchsten Gerichtshof in Pennsylvanien.

Den Gerichtshof der Presse.

Macht dieses Gerichtshofes.

Es kann Anklagen aller Art gegen alle Staatsbürger und gegen alle unteren Gerichte annehmen und bekannt machen; desgleichen kann er nicht nur einzelne Privatpersonen, sondern auch ganze Körperschaften, Versammlungen u. s. w., mit oder ohne Untersuchung und Verantwortung, ganz nach seinem Ermessen, zu Schimpf und Schmach verurtheilen.

Zu wessen Gunsten und zu wessen Vortheil dieser Gerichtshof errichtet ist.

Zu Gunsten etwa eines Bürgers unter fünfhundert, der sich durch Erziehung oder durch Uebung als Scribler was grammatikalische Richtigkeit anlangt einen hinreichend leidlichen Styl erworben hat, um den Druck zu gestatten; oder der im Besitz einer Presse und einiger Lettern ist. Dieser fünfhundertste Theil der Bürger kann nach Belieben die übrigen vierhundert neun und neunzig anklagen und beschimpfen oder auch seine Federn und seine Presse zu gleichem Zwecke an Andre vermiethen.

Verfahren dieses Gerichtshofes.

Er richtet sich nach keiner der Regeln gewöhnlicher Gerichtshöfe. Der Angeklagte hat nicht den Vortheil einer großen Jury für sich, die über die Wahrheit der Anklage entscheidet, bevor diese veröffentlicht wird; auch wird ihm der Name des Anklägers nicht bekannt gemacht und die Zeugen werden ihm nicht gegenüber gestellt, sondern bleiben im Dunkeln, wie beim spanischen Inquisitionsgericht. Ebensowenig entscheidet eine unter seine Standesgenossen gewählte kleine Jury über seine Schuld oder Nichtschuld. Auch ist das Verfahren bisweilen so rasch, daß ein ehrlicher guter Bürger sich plötzlich und unerwartet angeklagt, im nämlichen Augenblicke verurtheilt und als Schuft und Schurke durch das Erkenntniß hingestellt sehen kann. Wenn jedoch ein Beamter dieses Gerichtshofes den geringsten Verweis wegen übeln Verhaltens in seinem Amte erhält, nimmt er sofort die verfassungsmäßigen Rechte eines freien Bürgers in Anspruch, verlangt

seinen Ankläger zu kennen, die Zeugen zu confrontiren und durch eine ordentliche Jury gerichtet zu werden.

Die Begründung seiner Autorität.

Dieselbe soll sich auf einen Artikel der Staatsverfassung gründen, welcher die Freiheit der Presse bestätigt — eine Freiheit, für die jeder Pennsylvanier kämpfen und sterben würde, obwohl Wenige unter uns, wie ich glaube, einen klaren Begriff von ihrem Wesen und Umfange haben. Verstehen wir unter der Freiheit der Presse allein die Freiheit, die Zuträglichkeit öffentlicher Maßregeln und politische Ansichten zu erörtern, dann mögen wir immerhin so viel davon haben, als man nur wünscht; meint man aber damit die Freiheit, einander zu beleidigen, zu schmähen und zu beschimpfen, dann würd' ich meinerseits, offengestanden, gern meinen Antheil daran aufgeben, falls es unsern Gesetzgebern belieben sollte, das Gesetz abzuändern; mit Freuden würde ich dann meine Freiheit, Andre zu schimpfen, mit dem Privilegium vertauschen, selber nicht geschimpft zu werden.

Wer diesen Gerichtshof einsetzt und bevollmächtigt.

Er ist nicht von der höchsten vollziehenden Behörde bevollmächtigt, welche zuvor die Fähigkeiten, die Unbescholtenheit, Kenntnisse u. s. f., der Personen beurtheilen könnte, denen das wichtige Amt, über guten Namen und Ruf der Bürger zu entscheiden, anvertraut werden soll: denn dieser Gerichtshof steht über jener Behörde und kann sie nach Belieben anklagen und verurtheilen. Auch ist er nicht erblich, wie der höchste Gerichtshof der Pairs in England. Sondern ein Jeder, der sich Feder, Tinte, Papier, sammt einer Presse, etlichen Lettern und Druckerballen zu verschaffen vermag, kann sich alsbald selbst bevollmächtigen und sein Gerichtshof ist sofort im vollen Besitz seiner Rechte und mag sie beliebig ausüben. Denn erhebst du nur die geringste Klage über des Richters Verfahren, so schmiert er dir seinen Ballen in's Gesicht, wo er dich trifft, reißt überdies deinen guten Namen in Fetzen und gibt dich als Feind der Preßfreiheit dem Hasse des Publikums Preis.

Wodurch dieser Gerichtshof erhalten wird.

Sein Bestehen stützt sich auf die Verworfenheit gewisser Gemüther, die weder durch Religion veredelt noch durch gute Erziehung gebildet worden sind.

Den Menschen treibt ein Reiz (kein Zauber kann ihn zwingen)
Des Nachbars Schmach laut an den Tag zu bringen.

Und Dryden sagt daher richtig, daß

Die Schand' auf Adlersschwing' Unsterblichkeit erwirb,
Indeß die edle That im Dunkeln stirbt.

Wem es unangenehm ist, seinem Nachbar etwas Gutes nachsagen zu hören, dem wird sicherlich das Gegentheil Freude machen. Derjenigen aber, die sich durch ihre Tugenden nicht auszuzeichnen vermögen und sich daher freuen, ihre Nachbarn in ihre eigne niedrige Sphäre herabgezogen zu sehen, gibt es in jeder großen Stadt eine hinreichende Menge, um einen jener Gerichtshöfe durch Subscription zu unterhalten. Ein schlauer Beobachter sagte einst, als er eines Morgens bei Glatteis auf der Straße ging, an der vor die Thüren gestreuten Asche könnte man erkennen, wo die guten Leute wohnten; höchst wahrscheinlich würde er von den Gemüthern, die bei solchen Subscriptionen betheiligt sind, ganz anders gedacht haben.

Von den geeigneten Schutzmitteln, die sich gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt in diesen Gerichtshöfen anwenden lassen.

Bisher gab es deren keine. Seitdem man aber soviel über die Bundesverfassung geschrieben und gedruckt hat und seit man die Nothwendigkeit, in allen Zweigen einer guten Regierung Garantien und Schutzmittel zu haben, so klar und gelehrt erörtert hat, finde ich mich in so weit aufgeklärt, um glauben zu können, daß auch in der fraglichen Angelegenheit ein Schutz gegen Uebergriffe möglich sein müsse. Nur war ich in Verlegenheit, in welcher Weise er zu bewirken wäre, um die heilige Freiheit der Presse nicht dadurch zu gefährden. Endlich glaub' ich indeß ein Mittel gefunden zu haben, das, anstatt die allgemeine Freiheit zu vermindern, sie vielmehr erweitern wird: man muß nämlich den Leuten eine gewisse Freiheit zurückgeben, deren sie durch unsre Gesetze beraubt worden sind — ich meine die Prügelfreiheit! Wenn im rohen gesellschaftlichen Zustande vor Einführung der Gesetze ein Mann den andern schimpfte, dann konnte der Beleidigte den Schimpf durch eine Ohrfeige und im Wiederholungsfalle durch eine tüchtige Tracht Prügel vergelten, ohne dadurch gegen ein Gesetz zu verstoßen; jetzt ist aber dieses Wiedervergeltungsrecht nicht mehr anerkannt und wer es übt, wird wegen Friedensbruch bestraft, während das Schimpfrecht noch in voller

Kraft zu bestehen scheint, denn die dagegen gerichteten Gesetze werden durch die Preßfreiheit unwirksam gemacht.

Mein Vorschlag ist nun, die Preßfreiheit unangefochten und sie in ihrem ganzen Umfange und voller Kraft ausüben zu lassen, dagegen zu gestatten, daß neben ihr auch die Prügelfreiheit pari passu ihren Gang habe. Wenn alsdann, liebe Mitbürger, ein unverschämter Scribler euren Ruf, der euch vielleicht theurer als euer Leben ist, angreift und den Angriff mit seinem Namen unterschreibt, dann könnt ihr eben so offen hingehen und ihm den Schädel zerschlagen. Versteckt er sich hinter den Drucker, ihr erfahrt aber gleichwohl wer er ist, dann könnt ihr ihm auf gleiche Weise in der Nacht auflauern, ihn von hinten anfallen und eine tüchtige Prügeltracht geben. Miethet euer Gegner Schreiber, die geschickter sind als er selber, um euch nachdrücklicher zu schimpfen, so könnt ihr ebenso viele Lastträger, die stärker sind als ihr, miethen, damit ihr ihm nachdrücklichere Prügel zukommen lassen könnt. Soweit erstreckt sich mein Plan hinsichtlich der Rache und Wiedervergeltung für Privatpersonen. Sollte sich dagegen das Publikum einmal durch das Benehmen solcher Schreiber beleidigt fühlen (und an Anlaß dazu fehlt es nicht), dann würd' ich nicht rathen, sogleich zu diesen äußersten Mitteln zu schreiten; wir könnten uns vielmehr in diesem Falle mit Theeren und Federn und dem Prellen auf einem Betttuche begnügen. —

Papier.

Ein Mann von Geist (vor Alters gab es deren,)
Der reich an treffenden, sinnreichen Lehren,
Hat einst, mit einem kühnen Zug die Menschenwelt
Zu zeichnen, folgend Gleichniß aufgestellt: —
Ein weiß Papier ist jede Kinderseele;
Doch schreibt alsdann ein reifrer Geist Befehle,
So wird mit ihrem Siegel es bedecken
Die edle Tugend — oder Laster es beflecken. —

Ein glücklicher Gedanke! treffend, wahr!
Und ein Genie könnt' ihn noch illustriren.
Ich will (verzeiht die Kühnheit,) ob mir zwar
Genie und Witz fehlt, es einmal probiren.

Je wie es Mode, Nutzen oder Zier
Erheischt, ist gar verschieden das Papier.
So auch der Mensch. Ja, wenn ich's richtig fasse,
Ein jed' Papier gleicht einer Menschenklasse.

Der Stutzer, gelbbehandschuht, parfümirt,
Nett, wie in einem Schmucketui logirt:
Er ist Goldschnittpapier, das wohl man spart
Und vor profaner Hand im Secretär verwahrt.

Handwerker, Diener und der Bauern Schaar
Sind Schreibpapier, von kleinerm Werth, fürwahr,
Wohlfeiler, nützlicher, dem Pult bestimmt,
Wo jeder es zur Hand beliebig nimmt.

Der Filz, der scharrt und spart, um Hungers fast zu sterben,
Betrügt und stiehlt für — einen lustigen Erben:
Ist grobes Packpapier, worin die Krämer schützen
Die Waaren, welche bess're Leute nützen.

Des Geiz'gen Gegensatz sehn wir verwüsten
Gesundheit, Ruf und Gut in schnöden Lüsten;
Gleicht ihm auch ein Papier? Ja, ganz und gar,
Er ist Filtrir= und Löschpapier fürwahr.

Politischer Kleinmeister! staatsklug! tief!
„Die Partei geht stets recht, und die stets schief;" —
Er schäumt beim Tadel, rast beim Lob, — allein,
Wird stets Narr des Gerüchts, der Schurken Spielball sein.
Welch ein Papier kann man ihm wohl vergleichen?
Das mit dem Ochsenkopf als Wasserzeichen.

Der hitz'ge Herr, heißblütig, reizbar, der
Gleich Händel sucht, kommt ihr ihm in die Quer,
Den jeder Blick und Scherz, jed' Wort beleid'gen muß,
Was ist er? Briefpapier, genannt „Nagler's Verdruß."

Was sind die Dichter wohl, der ganze Schwarm,
Gut, schlecht, gelesen oder nicht, reich, arm?
Sie und ihr Werk betracht' ich wahrlich nur
Als dieser Menschenwelt Makulatur.

Seht ihr die Jungfrau, schuldlos, wohlgezogen:
Sie ist ein weißer unbefleckter Bogen,
Worauf der Glückliche, dem sie bestimmt,
Schreibt seinen Namen und für seine Müh sie nimmt.

Maschinenpapier sind die Bureaukraten.
Und ihren Diener, kannst du ihn errathen?
Der allzeit da, wo Macht ist, sieht das Recht;
Despot nach unten, und nach oben Knecht?
Der heute roth erscheint, um sich schon morgen
Als Farbe grün, blau oder schwarz zu borgen,
Und darum nie entschiedne Farbe hat?
Er ist — das vielbeliebte Schiller=Format.

Ein einzig Beispiel will ich nur noch bringen:
Den großen Mann, der, abhold niedern Dingen,
Sein Thun und Denken mannhaft selbst bestimmt
Und nur sein Herz zu seiner Richtschnur nimmt:
Dem Imperialpapiere gleicht sein Geist,
Das man als reinstes und als bestes preist.

Ueber die Schwimmkunst.

Als Antwort auf einige Fragen Herrn Dubourg's*) über den Gegenstand.

Ich werde leider nicht Muße genug finden können, um alle die Untersuchungen und Experimente vorzunehmen, die dieser Gegenstand wünschenswerth erscheinen läßt. Ich muß mich daher mit wenigen Bemerkungen begnügen.

Herr Robinson, der die specifische Schwere einiger menschlicher Körper im Vergleich mit der des Wassers untersucht hat, versichert, daß fette Personen mit schwachen Knochen am leichtesten auf dem Wasser schwimmen. —

Als Knabe macht' ich zwei ovale Paletten, jede ungefähr zehn Zoll lang und sechs breit, mit einem Loche für den Daumen, um sie fest an der flachen Hand halten zu können. Sie waren Malerpaletten sehr ähnlich. Beim Schwimmen stieß ich mit ihren Rändern vorwärts und beim Zurückziehen schlug ich das Wasser mit ihren glatten Flächen; ich erinnere mich, daß ich mit Hilfe dieser Paletten schneller schwamm, aber sie ermüdeten meine Handgelenke. — Auch befestigte ich an meine Fußsohlen eine Art Sandalen; aber ich war nicht damit zufrieden, weil ich bemerkte, daß der Schlag theil=

*) Uebersetzer der Schriften Franklin's in's Französische.

weise mit der innern Seite des Fußes und den Knöcheln und nicht völlig mit der Fußsohle gegeben wird.

Wir haben hier Schwimmwesten, die aus doppeltem Segeltuch mit dazwischen eingenähten kleinen Korkstücken gemacht sind. — Der Scaphandre (Schwimmjacke) Herrn de la Chapelle's ist mir nicht bekannt.

Ich weiß aus Erfahrung, daß es einem Schwimmer, der eine beträchtliche Strecke zurückzulegen hat, große Erleichterung gewährt, wenn er sich bisweilen auf den Rücken legt und überhaupt mit den Mitteln der Fortbewegung abwechselt.

Wird er vom Krampf im Beine ergriffen, so kann er denselben vertreiben, indem er das zurückgezogene Bein plötzlich und so kräftig und heftig als möglich ausstreckt; er kann es in die Luft strecken, während er auf dem Rücken schwimmt.

Das Schwimmen ist eine der gesündesten und angenehmsten Leibesbewegungen, die es gibt. Nachdem man Abends eine oder zwei *) Stunden geschwommen, schläft man auch während der heißesten Sommerszeit die ganze Nacht hindurch kühl. Die bewirkte Reinigung der Hautporen veranlaßte diese Kühle vielleicht durch Beförderung der unmerklichen Ausdünstung. — Gewiß ist, daß anhaltendes Schwimmen eine Diarrhöe beseitigen, ja sogar Verstopfung herbeiführen kann. (Für Diejenigen, die nicht schwimmen können oder in einer Jahreszeit an Diarrhöe leiden, wo sie sich diese Bewegung nicht zu machen vermögen, wird sich ein warmes Bad, indem es die Haut reinigt, sehr heilsam erweisen und oft eine gründliche Heilung bewirken. Ich spreche aus eigener oft gemachter Erfahrung und Andere, denen ich dies Mittel empfohlen, haben es bewährt gefunden.

Die gewöhnliche Methode beim Schwimmen beschränkt sich auf das Rudern mit Armen und Beinen und ist daher eine mühselige und angreifende Operation, wenn man eine bedeutende Strecke auf dem Wasser zurückzulegen hat; es wird Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich meine flüchtigen Bemerkungen mit der Angabe einer Methode schließe, nach welcher ein Schwimmer große Strecken leicht mit Hilfe eines Segels zurücklegen kann. Ich war so glücklich, diese Operation zufällig auf folgende Weise zu machen:

---

*) Vermuthlich mit Einschluß mehrerer Pausen; doch dürfte es auch dann für die meisten Personen zu viel sein.

Als Knabe ließ ich eines Tages einen Papierdrachen steigen und als ich mich dem Ufer eines Sees näherte, der fast ein halbes Stündchen breit war, band ich die Schnur an einem Pfahle fest und der Drache stieg zu beträchtlicher Höhe über dem See empor, während ich schwamm. Bald bekam ich Lust mich mit meinem Drachen zu beschäftigen und zugleich das Vergnügen des Schwimmens zu genießen; ich ging daher wieder an's Ufer, löste die Schnur mit dem daran befestigten kleinen Holzstäbchen von dem Pfahle und ging wieder in's Wasser, wo ich fand, daß ich, auf dem Rücken liegend und das Stäbchen in der Hand haltend, auf sehr angenehme Weise auf der Oberfläche des Wassers fortgezogen wurde. Ich veranlaßte einen andern Knaben, meine Kleider am Ufer herum nach einer Stelle zu tragen, die ich ihm am andern Ufer bezeichnete, und ich schwamm nun quer über den See mit meinem Drachen, der mich ohne die geringste Ermüdung und zu meinem größten Vergnügen hinüberführte. Nur dann und wann mußt' ich meinen Lauf ein wenig hemmen und der Fortbewegung widerstehen, wenn es schien, als verursachte ich durch zu schnelles Nachfolgen das Sinken des Drachens; ich brachte ihn dann bald wieder zum Steigen. Seit jener Zeit hab' ich diese eigenthümliche Schwimmerweise nie wieder probirt, doch halt' ich es nicht für unmöglich, ebenso von Dover nach Calais hinüber zu gelangen. Das Packetboot ist indeß vorzuziehen.

(S. Franklin's Bemerkung über den nämlichen Gegenstand im Anhange.)

Neue Art zu baden. (Luftbad.)

Auszüge aus Briefen an Herrn Dübourg.

London, den 28. Juli. 1768.

Ich bin mit der Benennung ganz einverstanden, die Sie in Ihrem Briefe vom 8. Juni der neuen Behandlungsmethode der Pocken geben, indem Sie dieselbe die tonische oder stärkende Methode nennen; ich gedenke bei der Gelegenheit eines Verfahrens, an welches ich mich gewöhnt habe. Sie wissen, daß das kalte Bad längst als ein tonisches Mittel hier sehr üblich gewesen ist; aber der plötzliche Eindruck des kalten Wassers ist mir im Allgemeinen stets als zu heftig erschienen und ich habe es für meine Constitution weit zuträglicher gefunden, in einem andern Elemente zu baden, nämlich in

kalter Luft. In dieser Absicht steh' ich fast jeden Morgen bei Zeiten auf und setze mich je nach der Jahreszeit eine halbe oder ganze Stunde völlig unbekleidet in mein Zimmer, während ich dabei lese oder schreibe. Diese Gewohnheit hat durchaus nichts Belästigendes, sondern ist im Gegentheil angenehm; und wenn ich dann, wie es bisweilen geschieht, vor dem Ankleiden wieder in mein Bett gehe, so find' ich ein= bis zweistündige Ergänzung meiner Nachtruhe im süßesten Schlafe, den man sich denken kann. Ueble Folgen dieses Verfahrens hab' ich nie bemerkt und ich finde, daß es zum wenigsten meiner Gesundheit nicht schadet, wenn es auch nicht ausdrücklich zu ihrer Erhaltung beitragen sollte. Ich will es daher fortan ein stärkendes oder tonisches Bad nennen.

Den 10. März 1773.

Ich will nicht zu erklären versuchen, warum feuchte Kleider leichter erkälten als nasse, denn ich bezweifle die Thatsache; ich bin der Meinung, daß weder die einen noch die andern in genannter Weise wirken und daß die Ursachen der Erkältungen gänzlich unabhängig von Nässe und selbst von Kälte sind. Sobald ich die nöthige Muße finden werde, gedenk' ich eine kurze Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Einstweilen will ich ich nur Folgendes bemerken. Da ich muthmaßte, daß die gewöhnliche Ansicht, nach welcher die Kälte die Poren verstopfen und die Ausdünstung hemmen soll, nicht wohl begründet wäre, veranlaßte ich einen jungen Arzt, der verschiedene Experimente mit Sanctorius Apparat macht, die verschiedenen Verhältnisse seiner Ausdünstung, während er eine ganze Stunde völlig nackt und eine andre warm bekleidet bliebe, zu ermitteln. Er beschäftigte sich in der angegebenen Weise abwechselnd acht Stunden hintereinander mit diesem Experimente und fand, daß seine Ausdünstung während der Stunden, wo er unbekleidet blieb, fast doppelt stark war.

Bemerkungen über die allgemein geltenden Lehren vom Leben und Tode.

An Denselben.

Ihre Beobachtungen in Betreff der Ursachen des Todes und die Experimente, die Sie vorschlagen, um anscheinend vom Blitze getödtete Personen in's Leben zurückzurufen, bekunden gleichmäßig Ihren Scharfsinn und Ihre Humanität. Es scheint, daß in Bezug auf Leben

und Tod die Wissenschaft im Allgemeinen noch wenig Zuverlässiges ermittelt hat.

Eine im Sande begrabene Kröte kann, wie man sagt, leben, bis der Sand zu Stein wird; und während sie dann in den Stein eingeschlossen ist, kann sie vielleicht noch Jahrhunderte leben. Die Thatsachen, auf die man sich zur Unterstützung dieser Ansicht beruft, sind zu zahlreich und zu umständlich beschrieben, als daß man ihnen nicht in gewissem Grade Glauben schenken sollte. Da wir daran gewöhnt sind, alle uns bekannten Geschöpfe essen und trinken zu sehen, so finden wir es schwer begreiflich, wie eine Kröte in einem solchen Kerker am Leben bleiben solle. Erwägen wir aber, daß das Bedürfniß der Nahrung, welches die Thiere in ihrem gewöhnlichen Zustande empfinden, auf dem beständigen Verbrauche ihrer Substanz durch Ausdünstung beruht, dann wird es minder unglaublich erscheinen, daß manche Thiere im Zustande der Erstarrung, wo sie sich nicht bewegen und deshalb wenig ausdünsten, auch weniger Nahrung nöthig haben, und daß andere, die mit Schuppen oder Schalen bedeckt sind, wodurch die Ausdünstung gehemmt wird, z. B. Land- und Seeschildkröten, Schlangen und einige Fischarten, eine beträchtliche Zeit ohne alle Nahrung bestehen können. Eine Pflanze mit ihren Blüthen welkt und stirbt sogleich, wenn sie der Luft ausgesetzt wird, ohne daß ihre Wurzeln in einem feuchten Boden ruhen, woraus sie eine genügende Menge Feuchtigkeit ziehen kann, um damit zu ersetzen, was von ihrer Substanz verdunstet und beständig durch die Luft weggeführt wird. Begrübe man sie jedoch in Quecksilber, so würde sie vielleicht eine ziemliche Zeit lang Leben, Geruch und Farbe behalten. Ist dem so, dann könnte man auf diese Weise vielleicht recht gut aus entlegenen Ländern jene zarten Pflanzen transportiren, welche besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordern und das stürmische Wetter zur See nicht vertragen. (Dagegen ist zu bemerken, daß die Pflanzen auch Nahrung aus der Luft auffaugen.)

Mir ist ein Fall vorgekommen, wie einige gemeine Fliegen in einer ähnlichen Weise erhalten waren. Sie waren in Madeirawein ertränkt und zwar wahrscheinlich zu der Zeit, als man ihn in Virginien auf Flaschen gefüllt hatte, um ihn nach London zu senden. Als man im Hause eines Freundes, bei dem ich mich befand, eine der Flaschen öffnete, fielen drei ertränkte Fliegen in das erste Glas, welches gefüllt wurde. Ich hatte einmal erwähnen hören, ertränkte Fliegen könnten durch Sonnenstrahlen wieder belebt werden und ich schlug daher vor, mit diesen den Versuch zu machen.

Man setzte sie auf einem Siebe, mittels dessen man sie von dem Weine geschieden hatte, der Sonne aus. In weniger als drei Stunden begannen zwei von ihnen nach und nach wieder aufzuleben. Zuerst traten einige convulsivische Bewegungen in den Hinterbeinen ein und endlich standen sie auf, rieben ihre Augen mit den Vorderfüßen, klopften und bürsteten ihre Flügel mit den Hinterfüßen und fingen bald nachher an umher zu fliegen, indem sie sich in Altengland wiederfanden, ohne zu wissen wie sie dorthin gekommen. Die dritte gab bis Sonnenuntergang kein Lebenszeichen und wurde alsdann weggeworfen, weil man ihretwegen alle Hoffnung aufgab.

Ich wünschte, es wäre möglich, eine Methode zu erfinden, ertrunkene Personen dergestalt einzubalsamiren, daß sie zu jeder spätern, wenn auch noch so fernen Zeit wieder in's Leben zurückgerufen werden könnten; denn da ich das sehnliche Verlangen hege, Amerika nach Verlauf von hundert Jahren wieder sehen und beobachten zu können, so würd' ich es einem gewöhnlichen Tode vorziehen, mit einigen Freunden in ein Madeirafaß getaucht und zur genannten Zeit durch den Sonnenschein meiner theuren Heimath wieder in's Leben zurückgerufen zu werden! Aller Wahrscheinlichkeit nach steht jedoch unser Zeitalter der Kindheit der Wissenschaft noch zu nahe, als daß eine derartige Kunst in unsern Tagen schon zum Grade der Vollkommenheit gebracht werden könnte und ich muß mich daher für jetzt mit dem begnügen, was Sie mir gütigst in Aussicht stellen: nämlich mit der Auferstehung eines Huhns und türkischen Hahns.

Rathschläge für Diejenigen, die eine Seereise unternehmen wollen.

Beabsichtigt man eine große Reise zu unternehmen, so ist das Gerathenste, das Vorhaben bis zum Augenblick der Abreise geheim zu halten. Außerdem wird man beständig durch Besuche von Freunden und Bekannten gestört und geplagt, wobei man nicht allein viel kostbare Zeit verliert, sondern auch tausend Dinge vergißt, an denen viel gelegen ist; so geschieht's dann, daß man sich zuerst nach der Einschiffung und auf offener See zu großem Mißbehagen an Geschäfte erinnert, die man nicht besorgt, an Rechnungen, die man nicht berichtigt, und an eine Menge Gegenstände, die

man mitzunehmen beabsichtigte und deren Mangel man nun jeden Augenblick empfindet. Es würde gewiß die besten Folgen haben, wenn man eine solche Gewohnheit aufgäbe und einen Reisenden seine Anstalten in Ruhe treffen ließe, ohne ihn dabei zu stören; nach Beendigung derselben könnt' er alsdann etliche Tage dazu bestimmen, von seinen Freunden Abschied zu nehmen und ihre guten Wünsche für glückliche Rückkehr entgegen zu nehmen.

Man hat es nicht immer in seiner Gewalt, einen Kapitän zu wählen, obwohl von dieser Wahl das Vergnügen und Wohlbefinden auf der Seereise großentheils abhängt, da man eine Zeitlang nicht nur an die Gesellschaft des Kapitäns gefesselt ist, sondern gewissermaßen auch unter seinem Commando steht. Ist er ein umgänglicher, verständiger, gefälliger und freundlicher Mann, so kann man sich um so glücklicher schätzen; gehen ihm zwar diese Eigenschaften ab, ist er dagegen ein guter Seemann, aufmerksam, sorgfältig und thätig in der Leitung seines Schiffes, so muß man auf das Uebrige gern verzichten, denn er besitzt immerhin die wesentlichsten Eigenschaften.

Welchen Anspruch man auch auf die Lebensmittel, die er zum Gebrauch der Passagiere an Bord genommen hat, in Folge getroffener Uebereinkunft haben mag, so ist es doch immer gut, einen Privatvorrath zu haben, dessen man sich gelegentlich bedienen kann. Man sollte sich daher mit gutem Wasser versehen, weil das auf dem Schiffe oft schlecht ist; man muß es jedoch auf Flaschen füllen, denn außerdem würde es sich nicht frisch erhalten. Auch sollte man guten Thee, gemahlenen Kaffee, Chokolade, Wein von der Sorte, an die man hauptsächlich gewöhnt ist, Cider, Rosinen, Mandeln, Zucker, Syrup, Citronen, Rum, in Oel getauchte Eier, Bouillontafeln und zweimal gebackenes Brod mitnehmen. Geflügel mitzunehmen ist kaum räthlich, man müßte es denn selbst füttern und mästen wollen. Am Bord eines Schiffes schenkt man den Hühnern so wenig Sorgfalt, daß sie fast stets krank sind und ihr Fleisch so zäh wie Leder ist.

Unter den Matrosen herrscht eine fixe Idee (die wahrscheinlich früher bei Gelegenheit eines Wassermangels entstand und während man es nöthig fand sparsam damit umzugehen), daß Hühner nie wissen, wenn sie genug getrunken haben und sich daher, wenn man ihnen Wasser im Ueberflusse gibt, gewöhnlich durch übermäßiges Trinken den Tod zuziehen. In Folge dieser Ansicht geben sie ihnen nur aller zwei Tage einmal Wasser und auch dann

nur wenig; da sie dies Wasser aber in Tröge gießen, die nach einer Seite geneigt sind, wo es denn nach dem untern Theile läuft, so sind die Hühner genöthigt einander auf den Rücken zu steigen, um es zu erreichen, wobei manche gar nicht dazu kommen, den Schnabel hineinzutauchen. Diese beständige Marter und der quälende Durst macht sie unfähig ihre Nahrung zu verdauen, die sehr trocken ist, und daher werden sie bald krank und sterben. Jeden Morgen findet man einige todt, die ins Meer geworfen werden; die geschlachteten aber taugen kaum zum Essen. Um diesen Uebelstande abzuhelfen, muß man die Tröge in kleine Abtheilungen eintheilen, so daß jede derselben Wasser enthalten kann; dies geschieht jedoch selten oder nie. Man betrachtet daher Schöps- und Schweinefleisch als die besten frischen Nahrungsmittel, die man zur See haben kann; das erstere ist in der Regel sehr gut und das letztere vortrefflich.

Manche der Lebensmittel und Vorräthe, die ich empfohlen habe, können beinahe überflüssig werden, sobald der Kapitän für einen erforderlichen Vorrath Sorge getragen hat; in diesem Falle kann man sie jedoch zur Unterstützung der armen Passagiere verwenden, die weniger für die Fahrt zahlen, daher den gemeinen Seeleuten gleichgestellt werden und von dem Kapitän nur die nämliche Kost erhalten, wie die Schiffsmannschaft. Diese Passagiere sind bisweilen krank, melancholisch und niedergeschlagen; oft befinden sich Frauen und Kinder unter ihnen, die nicht im Stande sind, sich einen der erwähnten Gegenstände zu verschaffen, während sie dieselben sehr nöthig haben. Man macht sich diesen Personen im höchsten Grade nützlich, wenn man einen Theil seines Ueberflusses unter sie vertheilt. Man kann dadurch ihre Gesundheit erhalten, ihr Leben retten, kurz, sie glücklich machen, und dies gewährt einem fühlenden Herzen stets die höchste Genugthuung.

Unter die unangenehmsten Gegenstände zur See gehört die Besorgung der Küche, denn es gibt am Bord keinen eigentlichen berufsmäßigen Koch. Gewöhnlich wählt man für diesen Posten den schlechtesten Matrosen, der in der Regel auch nicht minder schmutzig ist. Daher kommt das unter den englischen Seeleuten übliche Sprichwort: „Gott sendet Speise und der Teufel sendet Köche.“ Alle, die einen bessern Begriff von der Vorsehung haben, werden indeß anderer Ansicht sein. Da sie wissen, daß Seeluft und die Bewegung, die ihnen das fortwährende Schwanken des Schiffes verschafft, den Appetit außerordentlich schärfen, so werden sie viel-

mehr sagen, die Vorsehung habe den Seeleuten schlechte Köche gegeben, damit sie nicht allzu viel essen sollen; oder auch, sie habe ihnen, weil sie wußte, daß sie schlechte Köche haben würden, einen guten Appetit verliehen, damit sie nicht Hungers sterben. Wer sich jedoch auf diese Hilfe der Vorsehung nicht allein verläßt, kann sich mit einer Lampe und einem Blechgeschirr und mit Hilfe einer kleinen Quantität Weingeist manche Gerichte, wie Suppe, Ragout u. s. w. selber bereiten. Ein kleiner Eisenblechofen ist auch kein übles Geräth; man kann sich von seinem Diener gelegentlich darin ein Stück Schöpfs- oder Schweinefleisch braten lassen. Fühlt man sich einmal versucht, eingesalzenes Rindfleisch zu essen, das oft sehr gut ist, so wird man finden, daß Cider das beste Getränk ist, um den durch eingesalzenes Fleisch oder eingesalzene Fische erregten Durst zu löschen. Den Schiffszwieback, der für die Zähne mancher Leute zu hart ist, kann man aufweichen; doppelt gebackenes Brod ist aber vorzuziehen; denn da es aus guten Laiben, die man in Scheiben geschnitten und dann nochmals gebacken hat, besteht, so saugt es das Wasser rasch ein, wird weich und läßt sich leicht verdauen; es gibt daher ein vorzüglicheres Nahrungsmittel ab, als der Zwieback, dessen Teig nicht gegohren hat.

Ich muß hier bemerken, daß dieses doppelt gebackene Brod ursprünglich der eigentliche Zwieback war, der bereitet wurde, damit er sich zur See aufbewahren lassen könnte; das Wort Zwieback sagt dies schon, ebenso wie das französische biscuit (aus bis, zweimal, und cuit, gebacken, zusammengesetzt.) — Erbsen kochen sich oft schlecht und werden nicht weich; in diesem Falle braucht man nur eine Zweipfünderkugel in den Kessel zu werfen; diese wird in Folge der Bewegung des Schiffes beständig im Gefäße hin- und herrollen und die Erbsen in einen Brei verwandeln.

Da ich oft gesehen habe, daß man zur See die Suppe in breiten flachen Schüsseln auf den Tisch setzte, so daß sie beim Schwanken des Schiffes nach allen Seiten herausgeworfen wurde, wünschte ich, daß die Zinngießer Suppenschüsseln mit Abtheilungen anfertigen möchten, deren jede gerade Suppe genug für eine Person enthalten könnte. Bei dieser Einrichtung würde die Suppe auch bei der stärksten Bewegung nicht herausgeworfen und nicht den am Tische Sitzenden in den Busen geschleudert werden, um sie zu verbrühen. — Nachdem ich den Leser mit diesen nicht besonders wichtigen Dingen unterhalten habe, sei es mir erlaubt, mit einigen Bemerkungen über die Schifffahrt überhaupt zu schließen.

Dient die Schifffahrt nur dazu, nothwendige Lebensmittel aus einem Lande, das sie im Ueberfluß besitzt, nach einem andern überzuführen, wo sie mangeln; wird dadurch Hungersnoth verhütet, die vor der Erfindung und allgemeinen Anwendung der Schifffahrt so häufig und so verderblich eintrat, dann können wir nicht umhin, dieselbe als eine der Künste zu betrachten, die zur Wohlfahrt der Menschheit am meisten beitragen. Dient sie jedoch dazu, unnütze Dinge oder Luxusartikel zu transportiren, dann ist es zweifelhaft, ob die daraus erwachsenden Vortheile groß genug sind, um das Unglück aufzuwiegen, das sie veranlaßt, indem sie das Leben so vieler Menschen auf dem weiten Ocean in Gefahr bringt. Und wendet man sie vollends zur Ausplünderung von Schiffen und zum Sklaventransport an, dann ist sie offenbar nur ein furchtbares Mittel zur Vermehrung all jenes Unglücks und Elends, welches das menschliche Gefühl schmerzlich berührt.

Man muß staunen, wenn man an die Menge der Schiffe und Menschen denkt, die sich täglich dem Untergange aussetzen, um Thee aus China, Kaffee aus Arabien und Zucker und Tabak aus Amerika zu holen; unsre Vorfahren kamen recht gut ohne diese Waaren aus. Der Zuckerhandel beschäftigt beinahe tausend Schiffe und der Tabakshandel fast eine gleiche Anzahl. Ueber den Nutzen des Tabaks läßt sich wenig sagen, und was den Zucker betrifft, so würde es sicherlich weit verdienstlicher sein, wenn wir das momentane Vergnügen, ihn täglich ein oder zweimal bei unserm Thee zu genießen, aufopferten, als die zahllosen Grausamkeiten zu befördern, die beständig verübt werden, um ihn uns zu verschaffen.

Ein berühmter französischer Moralist sagt: wenn er an die Kriege denke, die wir in Afrika anstiften, um Neger zu erlangen, an die Menge derselben, die natürlich in diesen Kriegen umkommt, an die große Anzahl dieser Unglücklichen, die auf der Ueberfahrt durch Krankheit, schlechte Luft und schlechte Nahrungsmittel getödtet werden, und endlich an die Zahllosen, die durch die grausame Behandlung, die sie als Sklaven erleiden, zu Grunde gehen: dann komme es ihm, so oft er ein Stückchen Zucker sehe, stets vor, als sei es mit Flecken menschlichen Blutes bedeckt. Hätte er aber dabei auch noch an die Kriege gedacht, die wir gegen einander führen, um die Inseln, welche diese Waare erzeugen, zu erobern und wieder zu erobern, dann würde ihm der Zucker nicht blos mit Blut befleckt, er würde ihm ganz und gar in Blut getaucht erschienen sein.

In Folge dieser Kriege müssen die Seemächte Europas und die Ein=

wohner von Paris und London ihren Zucker weit theurer bezahlen, als die Einwohner Wiens, obwohl diese fast dreihundert Stunden von dem Meere entfernt sind; denn ein Pfund Zucker kostet den erstern nicht nur das Geld, was sie dafür zahlen, sondern auch das, was sie an Steuern entrichten, die nothwendig sind, um die Flotten und Armeen zu unterhalten, welche die Länder, die den Zucker erzeugen, vertheidigen und schützen müssen.

Ueber Luxus, Müßiggang und Fleiß.

Aus einem Briefe an Benjamin Vaughan*), geschrieben 1784.

Es ist erstaunlich, welche Verkehrtheit in dem Treiben dieser Menschenwelt herrscht. Man sollte natürlich meinen, daß das Interesse einiger wenigen Einzelnen dem allgemeinen Interesse nachstehen müsse; Einzelne übertreffen jedoch die Gesammtheit bei der Leitung ihrer Angelegenheiten so sehr durch Geschicklichkeit, Fleiß und Gewandtheit, daß das allgemeine Interesse gewöhnlich dem besondern nachstehen muß. Wir lassen Parlamente und Rathsversammlungen zusammentreten, um den Vortheil ihrer vereinigten Weisheit zu genießen; gleichzeitig haben wir aber nothwendigerweise auch den Nachtheil ihrer vereinigten Leidenschaften, Vorurtheile und Privatinteressen. Durch diese wissen schlaue Männer jener Weisheit ihren Einfluß zu rauben und die Besitzer derselben hinter's Licht zu führen; und wir können nach den zur Regulirung des Handels allenthalben in der Welt erlassenen Gesetzen, Verordnungen und Edicten leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß eine Versammlung großer Männer der größte Thor auf Erden ist.

Ueber ein Mittel gegen den Luxus hab' ich bis jetzt noch nicht nachgedacht. Ich wage auch nicht zu behaupten, daß es in einem großen Staate ein Mittel dagegen geben könne, und am Ende ist das Uebel an sich selbst auch nicht immer so groß, als man es darzustellen pflegt. Schließen wir einmal in den Begriff des Luxus allen unnöthigen Aufwand mit ein und erwägen wir dann, ob sich Gesetze zur Verhütung eines solchen Aufwands in einem großen Lande möglicherweise ausführen lassen und ob unsre Bevölkerung dabei im Allgemeinen glücklicher oder auch nur reicher sein

---

*) Parlamentsmitglied für den Burgflecken Calne in Wiltshire. Zwischen ihm und Franklin bestand eine innige Freundschaft.

würde. Ist nicht die Hoffnung, sich dereinst im Stande zu sehen, Luxusartikel kaufen und genießen zu können, ein vorzüglicher Sporn zu Arbeit und Fleiß? Ist es daher nicht möglich, daß der Luxus mehr hervorbringt als verzehrt, da die Leute ohne einen solchen Sporn träge und lässig sein würden, wozu sie von Natur ziemlich geneigt sind? Ich kann mich hierbei auf ein Beispiel berufen. Der Besitzer einer zwischen Cape May und Philadelphia segelnden Schaluppe hatte uns einen kleinen Dienst geleistet und weigerte sich, Bezahlung dafür anzunehmen. Da nun meine Frau hörte, daß er eine Tochter hatte, sendete sie ihr einen neumodischen Hut zum Geschenk. Drei Jahre nachher befand sich dieser Schiffer mit einem alten Farmer von Cape May, seinem Passagier, bei mir und erwähnte im Gespräche des Hutes und welche Freude derselbe seiner Tochter gemacht hätte. „Aber," sagte er, „für unsre Gemeinde ward er zu einem theuren Hute." — „Wie so?" — „Als meine Tochter damit in die Kirche kam, ward er so sehr bewundert, daß alle Mädchen beschlossen, solche Hüte von Philadelphia kommen zu lassen; meine Frau und ich berechneten, daß das Ganze gewiß nicht weniger als hundert Pfund kosten könnte." — „Ja wohl" (sagte der Farmer), „aber Ihr habt noch nicht die ganze Geschichte erzählt. Ich glaube, der Hut ist uns dennoch nützlich gewesen; denn er gab den ersten Anlaß, daß sich unsre Mädchen darauf legten, Handschuh zum Verkauf in Philadelphia zu stricken, um mit dem Erlöse dort Bänder und Hüte einkaufen zu können; und Ihr wißt, daß diese Industrie Bestand gewonnen hat, auch wahrscheinlich ferner bestehen, größere Bedeutung erlangen und ansehnlichern Nutzen und Vortheil bringen wird." — Ich war nach alledem mit diesem kleinen Luxusgegenstande um so mehr versöhnt, da er nicht nur die Mädchen durch den Besitz schöner Hüte glücklicher gemacht, sondern die Philadelphier auch mit warmen Handschuhen versorgt hatte.

In unsern Handelsstädten an der Seeküste läßt sich bisweilen ein großes Vermögen erwerben. Manche der Reichgewordenen werden klug sein, das Erworbene zusammenhalten und ihren Nachkommen vererben; andere werden ein Vergnügen darin finden, ihren Reichthum zur Schau zu tragen, daher verschwenderisch leben und sich zu Grunde richten. Gesetze können dies nicht hindern und vielleicht ist es auch für die Gesammtheit nicht immer ohne Nutzen. Einen Schilling, den ein Thor unnütz verschleudert, kann ein klügerer Mann auflesen, der ihn besser anzuwenden versteht. Er ist also nicht verloren. Ein eitler alberner Mensch baut ein schönes Haus,

möblirt es glänzend, lebt verschwenderisch darin und ruinirt sich in wenigen Jahren; aber die Maurer, Zimmerleute, Schmiede und andre ehrsame Handwerker wurden, indem er sie beschäftigte, in den Stand gesetzt, ihre Familien zu erhalten und zu erziehen; der Wirthschafts-Verwalter ist für seine Arbeit bezahlt worden und das Gut ist nun in bessern Händen. — In manchen Fällen können allerdings gewisse Luxusgegenstände für das Publikum ebenso schädlich wie für den Einzelnen werden. Wenn es z. B. eine Nation gibt, die ihre Rinder und ihre Leinwand ausführt, um den eingeführten ausländischen Wein damit zu bezahlen, während ein großer Theil des Volkes nur von Kartoffeln lebt und keine Hemden trägt: worin unterscheidet sich eine solche Nation von dem Trunkenbolde, der die Seinigen darben läßt, während er seine Kleider verkauft, um Geld zum Vertrinken zu haben? Ich gestehe, daß unser amerikanischer Handel einigermaßen zu diesem Verfahren hinneigt. Wir verkaufen unsre Lebensmittel nach den Inseln, um Rum und Zucker dafür zu erhalten, d. h. wir geben nothwendige Unterhaltsmittel für überflüssige Dinge hin. Aber wir haben erstere in Ueberfluß und leben trotz der Ausfuhr gut; nur könnten wir bei größerer Nüchternheit reicher sein.

Die ungeheure Menge Waldland, die wir noch zu lichten und für den Landbau urbar zu machen haben, kann die Masse unserer Nation noch auf lange Zeit bei Arbeitsamkeit und Mäßigkeit erhalten. Man würde von unpassenden Voraussetzungen ausgehen, wenn man unser Volk und seine Sitten nach Dem beurtheilen wollte, was man unter den Bewohnern der Seeplätze zu sehen bekommt. Die Bevölkerung der Handelsstädte kann reich und verschwenderisch sein, während die übrigen Landesbewohner alle die Tugenden besitzen, die Glück und allgemeine Wohlfahrt fördern können. Das Land beachtet jene Städte nicht sehr, sie werden kaum als ein wesentlicher Theil der Staaten betrachtet, und die Erfahrung hat uns im letzten Kriege bewiesen, daß ihre Besitznahme von Seiten des Feindes nicht nothwendig die Unterjochung des Landes nach sich zieht, welches trotzdem seine Freiheit und Unabhängigkeit muthig und tapfer behauptete.

Einige politische Arithmetiker haben berechnet, daß, wenn jeder Mann und jedes Weib täglich vier Stunden etwas Nützliches arbeiteten, diese Arbeit genügen würde, um alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens zu beschaffen; Mangel und Elend würden aus der Welt verbannt sein und der

Rest der vier und zwanzig Stunden könnte der Muße und dem Vergnügen gewidmet werden.

Woher rührt denn so viel Mangel und Elend? Daher, daß so viele Männer und Frauen sich mit Dingen beschäftigen, die weder die Bedürfnisse noch die Bequemlichkeiten des Lebens zum Zweck haben; diese Personen, nebst denen die gar nichts thun, verzehren die von den Arbeitsamen erzeugten Lebensbedürfnisse. Ich suche dies zu erklären: —

Die ersten Elemente des Reichthums erhalten wir durch Arbeit aus der Erde uud aus den Gewässern. Ich habe Land, und erbaue Getreide. Ernähr' ich damit eine Familie, die nichts thut, so wird mein Getreide aufgezehrt und ich werde am Schlusse des Jahres nicht reicher sein, als im Anfang desselben. Wenn ich sie aber, während ich sie ernähre, auch beschäftige, z. B. mit Spinnen, mit der Anfertigung von Backsteinen u. s. f., so wird der Werth meines Getreides festgehalten und bleibt bei mir, und am Schlusse des Jahres können wir besser gekleidet sein und besser wohnen. Und wenn ich einen Mann, den ich ernähre, anstatt ihn mit Ziegelstreichen zu beschäftigen, mir etwas vorgeigen lasse, dann ist das Getreide, welches er ißt, verloren, und von seiner Arbeit bleibt nichts übrig, was den Reichthum und die Bequemlichkeit der Familie vermehren könnte; ich werde daher um diesen Geigenspieler ärmer sein, meine übrigen Angehörigen müßten denn mehr arbeiten oder weniger essen, um den durch ihn veranlaßten Ausfall zu decken.

Blicken Sie in der Welt umher und sehen Sie die Millionen, die mit Nichtsthun oder mit irgend etwas beschäftigt sind, was mit Nichtsthun auf Eins hinausläuft, insofern die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens in Frage kommen. Was ist unser ganzer Handel, für den wir fechten und einander vernichten, am Ende anders, als das mühselige Streben von Millionen, mit der Gefährdung und dem Verluste vieler Menschenleben in den beständigen Seegefahren eine Menge überflüssiger Dinge zu erlangen? Wie viele Arbeit kostet es nicht, große Schiffe zu bauen und auszurüsten, um aus Arabien und China Kaffee und Thee, aus Westindien Zucker, aus Amerika Tabak zu holen? Diese Dinge können nicht Lebensbedürfnisse heißen, denn unsre Vorfahren haben ganz behaglich ohne sie gelebt.

Eine Frage möcht' ich noch aufstellen: — Könnten alle die Leute, die jetzt damit beschäftigt sind, überflüssige Dinge zu erzeugen, zu fertigen oder zu transportiren, ihren Unterhalt durch Erzeugung nothwendiger

Dinge erwerben? Ich glaube, sie könnten es. Die Welt ist groß und ein bedeutender Theil derselben noch immer unangebaut. Viele hundert Millionen Acker in Asien, Afrika und Amerika sind noch Wald; auch selbst in Europa noch viel desgleichen. Auf je hundert Ackern dieses Waldlandes könnte ein Mensch ein wohlhabender Landwirth werden und hunderttausend Menschen, deren jeder seine hundert Acker urbar machte, würden kaum einen Raum bestellen, der groß genug wäre, um vom Monde gesehen zu werden, man müßte denn Herschel's Teleskop dort haben; so ungeheure Regionen sind noch mit Wald bedeckt.

Man kann sich indeß mit dem Gedanken trösten, daß im Ganzen die Masse des Fleißes und der Klugheit unter den Menschen die Masse der Trägheit und Thorheit übersteigt. Daher sind in ganz Europa so viele treffliche Gebäude, wohlbestellte Landgüter und volkreiche, mit Reichthümern angefüllte Städte entstanden, die sich vor einigen Jahrhunderten fast nur an den Küsten des mittelländischen Meeres fanden; und dies Alles ist trotz der beständig wüthenden verheerenden Kriege geschehen, die oft in einem Jahre die Werke vieler Friedensjahre zerstören. Wir dürfen daher auch hoffen, daß der Luxus einiger Kaufleute an der Küste Amerika nicht ruiniren werde.

Noch eine Betrachtung und ich werde diesen langen weitschweifigen Brief schließen. Fast alle Theile unsers Körpers verursachen uns einige Kosten. Die Füße verlangen Schuhe, die Beine Strümpfe, der Rest des Körpers Kleider und der Bauch einen guten Theil Lebensmittel. Unsre so nützlichen Augen verlangen, wenn sie bescheiden sind, nur den wohlfeilen Beistand einer Brille, wodurch unsre Finanzen nicht sehr angegriffen werden. Aber die Augen anderer Leute sind es, die uns ruiniren. Wären Alle außer mir selber blind, so würde ich weder schöne Kleider, noch ein schönes Haus, noch schöne Geräthe brauchen.

Ueber den Sklavenhandel.

Als ich in der Zeitung Herrn Jackson's Rede im Congreß gegen die Einmischung in die Sklavenangelegenheit und die Versuche einer Verbesserung der Lage der Sklaven las, fiel mir dabei eine ähnliche Rede ein, die vor ungefähr hundert Jahren von Sidi Mahomet Ibrahim, Mitglied des Diwans zu Algier, gehalten wurde und die man in Martin's Bericht über

sein Consulat 1687 nachlesen kann. Sie war gegen die Petition der sogenannten Erika, einer Puristensecte, gerichtet, welche um Abschaffung der Seeräuberei und Sklaverei, als ungerechter Gebräuche, baten. — Herr Jackson bezieht sich nicht darauf, vielleicht ist sie ihm nicht bekannt geworden. Wenn sich daher einige ihrer Beweisgründe in seiner ausgezeichneten Rede finden, kann dieser Umstand nur beweisen, daß die Interessen der Menschen in allen Ländern und Himmelsstrichen, so oft sie sich unter ähnlichen Umständen befinden, auch in überraschend ähnlicher Weise wirken oder auf sich wirken lassen. Die afrikanische Rede lautet in der Uebersetzung folgendermaßen: —

„Alla Bismillah u. s. w. Gott ist groß und Mahomet ist sein Prophet."

„Haben diese Erika erwogen, welche Folgen die Bewilligung ihres Gesuchs haben würde? Wenn wir unsre Kreuzfahrten gegen die Christen einstellen, wie sollen wir uns alsdann mit den Waaren versorgen, die ihre Länder erzeugen und die wir so nöthig brauchen? Wenn wir uns enthalten, ihre Leute zu Sklaven zu machen, wer soll dann unter diesem heißen Himmelsstrich unsre Felder bestellen? Wer soll die gemeinen Arbeiten unserer Stadt und unserer Haushaltungen besorgen? Müßten wir alsdann nicht unsre eigenen Sklaven werden? Und gebührt nicht uns Muselmännern mehr Mitleid und Begünstigung, als jenen Christenhunden? — Wir haben jetzt über funfzigtausend Sklaven in und bei Algier. Erhält man diese Zahl nicht durch frische Zufuhr voll, so wird sie bald abnehmen und allmälig vernichtet werden. Hören wir sonach auf, die Schiffe der Ungläubigen wegzunehmen, zu plündern und die Seeleute und Passagiere zu Sklaven zu machen, dann werden unsre Ländereien werthlos werden, weil sie unbebauet bleiben; der Miethzins in der Stadt wird um die Hälfte herabsinken und die Einkünfte der Regierung, die aus dem Beuteantheil erwachsen, müssen völlig ruinirt werden. Und wozu dies Alles? Um die thörige Laune einer thörigen Secte zu befriedigen, die nicht nur verlangt, daß wir uns enthalten, noch mehr Sklaven zu machen, sondern daß wir auch die freilassen, die wir haben. Aber wer soll ihre Herren für den Verlust entschädigen? Wird der Staat es thun? Reicht unsre Staatskasse dazu aus? Wollen die Erika es thun? können sie es? Oder möchten sie, um nur gegen die Sklaverei zu üben was sie Gerechtigkeit nennen, eine desto größere Ungerechtigkeit gegen die Eigenthümer üben? Und was soll mit unsern Sklaven geschehen, wenn wir sie frei lassen? Nach ihrer Heimath werden wenige von ihnen zurück-

kehren, denn sie kennen die größern Bedrückungen nur zu gut, denen sie dort unterworfen sein würden. Sie werden unsre heilige Religion nicht annehmen, sie werden sich unsre Sitten nicht aneignen, unser Volk wird sich nicht durch Verheirathung mit ihnen besudeln. Sollen wir sie als Bettler auf unsern Straßen unterhalten, oder sollen wir unser Eigenthum ihren Räubereien aussetzen? denn Leute, die an Sklaverei gewöhnt sind, werden ihren Unterhalt nicht durch Arbeit zu gewinnen suchen, wenn sie nicht dazu gezwungen werden. Und in welcher Hinsicht wäre denn ihre gegenwärtige Lage so beklagenswerth? waren sie in ihren eigenen Ländern nicht auch Sklaven? Werden nicht Spanien, Portugal, Frankreich und die italienischen Staaten von Despoten regiert, die alle ihre Unterthanen ohne Ausnahme in Sklaverei halten? Selbst England behandelt seine Seeleute als Sklaven, denn sie werden, so oft es der Regierung beliebt, ergriffen und auf Kriegsschiffe gesperrt, wo sie nicht nur zur Arbeit verurtheilt sind, sondern auch für einen geringen Lohn oder den bloßen Lebensunterhalt, der nicht besser ist, als was unsre Sklaven bekommen, fechten müssen. Wird also ihre Lage schlimmer, wenn sie in unsre Hände fallen? Nein: sie haben blos eine Sklaverei mit der andern vertauscht, und ich darf wohl sagen, mit einer bessern; denn hier werden sie in ein Land gebracht, wo die Sonne des Islamismus ihr Licht verbreitet und in vollem Glanze strahlt und sie haben Gelegenheit sich mit der wahren Lehre bekannt zu machen und ihre unsterblichen Seelen zu retten. Den daheim Bleibenden wird dieses Glück nicht zu Theil. Die Sklaven heimsenden hieße also, sie aus dem Licht in die Finsterniß senden."

„Ich wiederhole die Frage, was soll mit ihnen geschehen? Ich habe die Ansicht aussprechen hören, man solle sie in der Wildniß ansiedeln lassen, wo es Land in Menge für sie gibt, um sich davon zu ernähren und wo sie einen freien Staat bilden könnten. Ich fürchte jedoch, sie werden zur Arbeit ohne Zwang zu wenig Neigung haben und überdies zu unwissend sein, um eine gute Staatseinrichtung schaffen zu können; die wilden Araber würden sie bald belästigen und vernichten oder auf's Neue zu Sklaven machen. Während sie uns dienen, tragen wir Sorge, ihnen alles Nothwendige zu verschaffen und sie werden mit Menschlichkeit behandelt. Die Handarbeiter in ihren eignen Ländern sind, wie ich gehört habe, in Bezug auf Kost, Wohnung und Bekleidung weit übler daran. Die Lage der meisten unter ihnen ist daher bereits verbessert und bedarf keiner fernern Verbesserung. Hier unter uns ist

ihr Leben in Sicherheit. Sie sind nicht in Gefahr, zum Soldatendienst gepreßt und gezwungen zu werden, andere Christen umzubringen, wie in den Kriegen ihrer eigenen Länder. Wenn Einige von den wahnwitzigen frömmelnden Sectirern, die uns jetzt mit ihren abgeschmackten Petitionen plagen, in einem Anfalle blinden Eifers ihre Sklaven freigemacht haben, so war es nicht etwa Großmuth oder Menschlichkeit, was sie zu der Handlung bewog; es geschah nur im Bewußtsein ihrer Sündenlast und in der Hoffnung, durch den vermeintlichen Werth eines so guten Werkes der Verdammniß zu entgehen. Wie stark irren sie sich, wenn sie glauben, der Koran mißbillige die Sklaverei! Sind nicht die beiden Sprüche (es ließen sich weit mehr anführen!) „ihr Herren, behandelt eure Sklaven mit Freundlichkeit — ihr Sklaven, dient euren Herren mit Fröhlichkeit und Treue," klare Beweise des Gegentheils? Auch kann die Beraubung der Ungläubigen in diesem heiligen Buche nicht verboten sein, denn wir wissen ja aus demselben, daß Gott die Welt mit Allem was darin ist seinen gläubigen Muselmännern gegeben hat, die sie von Rechtswegen genießen sollen, sobald sie sie erobern. Wir wollen daher nichts weiter von diesem abscheulichen Antrage, der Freilassung christlicher Sklaven hören,. denn ginge man darauf ein, so würde er durch Entwerthung unserer Ländereien und Häuser, das heißt also, indem er so viele gute Bürger ihres Eigenthums beraubte, allgemeines Mißvergnügen erwecken und Aufstände hervorrufen, welche die Regierung gefährden und allgemeine Verwirrung veranlassen könnten. Ich zweifle daher nicht, daß diese weise Rathsversammlung das Wohlbefinden und Glück einer ganzen Nation von Rechtgläubigen der Grille etlicher Erika vorziehen und diese mit ihrer Petition abweisen werde."

Das Resultat war, wie uns Martin meldet, folgender Beschluß des Diwans: — „Die Ansicht, daß die Beraubung und Sklaverei der Christen ungerecht sei, ist zum wenigsten zweifelhaft und nicht wohl darüber zu entscheiden; klar ist jedoch, daß es im Interesse dieses Staates liegt, das übliche Verfahren fortzusetzen; die Petition ist daher abzuweisen." — Und sie wurde demgemäß abgewiesen.

Da nun gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gewöhnlich auch gleiche Ansichten und Entschlüsse hervorzurufen pflegen, so dürfen wir wohl zu prophezeien wagen, daß die Petitionen an das englische Parlament (von andern gesetzgebenden Körpern zu schweigen) um

Abschaffung des Sklavenhandels und die Debatten darüber, auch zu einem ähnlichen Beschlusse führen werden.

Den 23. März 1790.

Historicus.

Parabel von der Verfolgung.

1. Und es begab sich darnach, daß Abraham unter der Thür seiner Hütte saß, um die Zeit da die Sonne unterging.

2. Und er sahe einen Mann, vom Alter gekrümmt, der herabkam auf dem Weg aus der Wüste, und sich auf seinen Stab stützte.

3. Und Abraham stand auf, trat ihm entgegen und sprach zu ihm: Laß dich bitten, kehre ein und wasche deine Füße, und bleibe die Nacht über; und du wirst des Morgens früh auf sein und deines Wegs ziehen.

4. Er aber antwortete: Nein, denn ich will unter diesem Baume wohnen.

5. Abraham aber sprach ihm zu, daß er einkehren sollte, und sie gingen in die Hütte, und Abraham buk ungesäuertes Brod und sie aßen.

6. Und da Abraham sah, daß der Mann Gott nicht pries, sprach er zu ihm: Warum betest du den höchsten Gott nicht an, der Himmel und Erde gemacht hat?

7. Und der Mann antwortete und sprach: Ich bete nicht zu deinem Gott und rufe ihn nicht an bei seinem Namen, denn ich habe mir selber einen Gott gemacht, welcher in meinem Hause wohnt und mich mit Allem versorgt.

8. Da entbrannte Abraham's Eifer und er stand auf und trieb den Mann hinweg mit Schlägen in die Wüste.

9. Und zu Abraham kam die Stimme des Herrn und sprach: Abraham, wo ist der Fremdling?

10. Und Abraham antwortete und sprach: Herr, er wollte dich nicht anbeten und anrufen bei deinem Namen, darum hab' ich ihn von mir ausgetrieben in die Wüste.

11. Und der Herr sprach: Habe ich mich diese hundert acht und neunzig Jahre mit ihm vertragen und ihm Nahrung und Kleider gegeben, obwohl er sich wider mich auflehnt, und du, der du selber sündigst, wolltest dich nicht eine Nacht mit ihm vertragen?

12. Und Abraham sprach: der Zorn meines Herrn erhebe sich nicht über seinen Knecht; Herr, ich habe vor dir gesündiget, aber vergib mir.

13. Und er machte sich auf in die Wüste, und suchte den Mann mit Fleiß, fand ihn und ging mit ihm zurück in die Hütte, und da er ihn mit Freundlichkeit beherbergt hatte, ließ er ihn am Morgen von sich mit Geschenken.

14. Und die Stimme des Herrn kam abermal zu Abraham und sprach: Um dieser deiner Sünde willen soll dein Same hundert Jahre lang Fremdling sein in einem andern Lande.

15. Aber um deiner Reue willen will ich ihn wieder erlösen und er wird herausgehen mit Macht, fröhlichen Herzens und mit großem Gute. —

Bemerkungen über den Krieg.

Nach dem ursprünglichen Völkerrechte waren Krieg und Vertilgung die Strafe des Unrechts. Mit dem Fortschreiten der Gesittung trat Sklaverei an die Stelle des Todes; ein weiterer Schritt war der Austausch der Gefangenen anstatt der Sklaverei; ein fernerer, daß man bei Eroberungen das Eigenthum der Privatpersonen mehr achtete und sich mit der erlangten Oberherrschaft begnügte. Warum sollte sich dieses Völkerrecht noch nicht weiter vervollkommnen? Zwischen den erwähnten Fortschritten liegen Jahrhunderte; da sich aber in neuern Zeiten Bildung und Kenntnisse so rasch mehren und ausbreiten, warum sollten sich jene Fortschritte nicht ebenfalls beschleunigen? Warum sollte in Zukunft das Völkerrecht nicht anerkennen, daß fortan in jedem Kriege folgende Menschenklassen unbelästigt bleiben, den Schutz beider Parteien haben und sich ungefährdet ihren Geschäften widmen sollen? Nämlich:

1. Landwirthe, Gärtner u. s. w., weil sie für den Unterhalt der Menschen arbeiten.

2. Fischer, aus dem nämlichen Grunde.

3. Kauf- und Handelsleute auf unbewaffneten Schiffen, weil sie verschiedene Nationen durch Zufuhr und Austausch mit den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens versorgen.

4. Künstler und Handwerker, die in offenen Ortschaften wohnen und arbeiten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Spitäler des Feindes ungestört bleiben sollten; man sollte sie vielmehr noch unterstützen. — Das Interesse der Menschheit im Allgemeinen verlangt schon die Anlässe und Anreizungen zum Kriege vermindert zu sehen. Wird der Raub und das Plündern abgeschafft, so ist eine der Aufmunterungen zum Kriege beseitigt und der Friede hat sonach mehr Aussicht auf Bestand und Dauer.

Der Gebrauch, Kaufleute auf offenem Meere zu plündern — ein Ueberrest der alten Seeräuberei — ist, mag er auch gelegentlich einzelnen Personen Vortheil gewähren, doch keineswegs für alle dabei Betheiligten oder für die Nation, die dazu Vollmacht ertheilt, vortheilhaft. Im Beginn eines Krieges werden einige reiche Schiffe überfallen und weggenommen. Dies muntert die ersten Abenteurer auf, noch mehr Schiffe zu bewaffnen, und viele Andere folgen dem Beispiele. Zu gleicher Zeit wird aber auch der Feind vorsichtiger, bewaffnet seine Kauffahrer besser und macht ihre Wegnahme schwieriger; auch pflegen sie mehr unter dem Schutze von Geleitschiffen zu segeln. Während sich also die Kaper vermehren, vermindern sich zugleich die Schiffe, auf die sie Jagd machen wollen, nebst der Aussicht auf Gewinn und Beute, so daß manche Kreuzfahrten unternommen werden, bei denen die Kosten den Gewinn übersteigen. Es geht dabei, wie bei andern Lotterien: obwohl einzelne Unternehmer Prisen machen, so verliert doch die Mehrzahl der Abenteurer, und der ganze Aufwand, den die Ausrüstung aller Kaper während eines Krieges verursacht, ist weit größer, als der Gesammtwerth der weggenommenen Güter.

Die Nation verliert überdies die Arbeitskraft so vieler Leute während der ganzen Zeit, da sie zur Räuberei verwendet werden, und was dieselben gewinnen, verschwenden sie noch dazu durch Schwelgerei, Trunkenheit und Ausschweifung aller Art, verlieren dabei die Neigung zu nützlicher Thätigkeit, taugen nach einem Frieden zu keinem nüchternen Geschäfte mehr und dienen nur dazu, die Zahl der Straßenräuber und Diebe zu vergrößern. Auch selbst die Abenteurer, welche das Glück gehabt haben, werden durch den plötzlichen Reichthum zu verschwenderischer Lebensweise verführt, deren Gewohnheit bleibt, nachdem die Mittel dazu durchgebracht sind, und so gehen sie endlich zu Grunde. Das ist die gerechte Strafe dafür, daß sie muthwillig und gefühllos

so viele ehrliche und unschuldige Handelsleute und ihre Familien, deren Vermögen dem gemeinsamen Interesse der Menschheit diente, ruinirt haben.

Ueber das Matrosenpressen.

(Randbemerkungen, welche Franklin mit Bleistift der berühmten Beweisführung des Richters Foster zu Gunsten der Matrosenpresse — enthalten in den Folioausgaben seiner Werke — beigefügt hat.)

Richter Foster, S. 158. „Jedermann." — Der hier vom Ganzen auf einen Theil gefolgerte Schluß scheint nicht mehr logisch zu sein. Wenn das Alphabet sagen würde: Laßt uns Alle zum Schutze des Ganzen fechten! so wäre das gleichmäßig und könnte daher auch gerecht sein. Wenn es aber spräche: A, B, C und D. mögen hingehen und für uns fechten, während wir daheim bleiben und in heiler Haut schlafen, so wäre das nicht gleichmäßig und könnte daher nicht gerecht sein.

Ebendas. „Beschäftigen." — Wenn's Ihnen gefällig ist. Das Wort bedeutet, einen Menschen für mich arbeiten lassen, indem ich ihm einen Lohn gewähre, der für ihn hinreichend ist, um meinem Dienste den Vorzug zu geben. Das ist eine ganz andere Sache, als wenn ich ihn zwinge, für mich unter Bedingungen zu arbeiten, die ich nach Gutdünken feststelle.

Ebendas. „Dieser Dienst und Beschäftigung u. s. w." — Das sind unrichtige Angaben. Seine Beschäftigung und sein Dienst sind nicht Ein und Dasselbe. — Beim Kauffahrer befindet er sich auf einem uubewaffneten Schiffe, braucht nicht zu fechten, sondern nur Waaren zu transportiren. Im Dienste des Königs ist er genöthigt zu fechten und sich allen Gefahren der Schlacht auszusetzen. Auch sind Krankheiten am Bord königlicher Schiffe weit gewöhnlicher und tödtlicher; den Dienst des Kauffahrers kann er überdies am Schlusse der Reise verlassen; nicht so den Dienst des Königs. Zudem ist der Lohn auf Handelsschiffen weit höher.

Ebendas. „Ich weiß recht wohl u. s. w." — Hier sind zwei unvergleichbare Dinge mit einander verglichen, nämlich das Unrecht gegen die Matrosen und die Benachtheiligung des Handels. Die Benachtheiligung des

ganzen Handels einer Nation kann die Ungerechtigkeit gegen einen einzigen Matrosen nimmermehr rechtfertigen. Wenn der Handel ohne seinen Dienst leiden würde, so ist der Handel im Stande und sollte auch bereitwillig dazu sein, ihm einen Lohn zu bieten, der ihn veranlassen könnte, seinen Dienst freiwillig zu übernehmen.

Seite 159. „Privatmißgeschick muß mit Geduld ertragen werden, wenn es gilt, einem Nationalunglück vorzubeugen." — Welches Gesetz und welche gute Politik stellt diesen Grundsatz auf? Und wie kann das eine gute Regel sein, was sich nicht mit dem gesunden Menschenverstande verträgt? Wenn die Regel lautete, daß Privatmißgeschick, welches ein Nationalunglück abwendet, großmüthig von der Nation vergütet werden sollte, dann ließe sich der Satz verstehen; aber es ist ein absurdes Verlangen, daß solches Privatmißgeschick blos mit Geduld getragen werden solle!

Ebendas. „Das Auskunftsmittel" u. s. w. — „Und" u. s. w. (Paragraph 2 und 3). — Zwanzig unwirksame oder unpassende Vorschläge werden nimmer einen einzigen ungerechten rechtfertigen.

Ebendas. „Auf dem Fuße" u. s. w. — Ihre Schlußfolgerungen stehen in der That, gleich einer Lüge, nur auf einem Fuße; Wahrheit auf zweien.

Seite 160. „Vollen Sold." — Wahrscheinlich der nämliche, den sie im Kauffahrteidienste hatten.

Seite 174. „Ich kann kaum zugeben" u. s. w. — (Paragraph 5). — Wenn dieser Schriftsteller vom Pressen spricht (S. 158), vermindert er das Gräuliche des Gebrauchs so viel als möglich, indem er dem Leser nur einen Matrosen darstellt, der nur eine „Beschwerde" (wie er es sehr zart nennt), und zwar nur in „besondern Fällen" erduldet; und diesem Privatmißgeschick gegenüber zeigt er die Benachtheiligung des Handels der ganzen Nation. — Wenn der Matrose jedoch (und er räumt ein, daß dies oft der Fall ist), der gepreßt und genöthigt wird, zum Schutze des Handels zu dienen, wofür er monatlich fünf und zwanzig Schillinge erhält, im Kauffahrteidienste monatlich drei Pfund fünfzehn Schillinge verdienen könnte: dann nimmt man ihm monatlich funfzig Schilling; und hat man 100,000 solcher Seeleute im Dienste, so beraubt man diese ehrenwerthe fleißige Klasse der Gesellschaft und ihre armen Familien monatlich einer Summe von 250,000 Pfund oder jährlich der Summe von drei Millionen, während man sie zugleich zwingt, im Kampfe für die Sicherheit des Handels ihr Leben in

Gefahr zu setzen, eine Sicherheit, zu welcher allerdings Alle (und die Matrosen so gut wie die übrigen) nach Verhältniß des Nutzens beitragen sollten, den sie davon haben; aber diese Summe von drei Millionen übersteigt ihren Antheil, wenn sie nicht mit ihren Personen bezahlten; nöthigt ihr sie aber zu dem Einen, so solltet ihr sie, dünkt mich, hinsichtlich des Andern frei ausgehen lassen.

Aber, könnte man sagen, wenn die Seeleute des Königs Kauffahrteisold erhielten, so würde das der Nation zu viel kosten und neue Steuern nöthig machen. Stellen wir dann die Frage so: ist es gerecht in einem Staate, daß die reichern Bürger die Aermern zwingen, zum Schutze ihrer Personen und ihres Eigenthums um solchen Lohn zu kämpfen, als ihnen, den Reichern, gut dünkt, und daß sie die Aermern strafen, wenn sie sich dessen weigern? Unser Autor sagt uns, es sei „gesetzmäßig." Ich bin nicht rechtskundig genug, um seine Autoritäten zu bestreiten, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß es gerecht und billig sei. Ich will indeß für den Augenblick zugeben, daß es gesetzlich sein mag, wenn es nothwendig ist; aber dann fordere ich, daß das Verfahren so beobachtet werden möge, daß man die nämlichen guten Wirkungen damit erzielt — die öffentliche Sicherheit, ohne zugleich so unerträgliche Ungerechtigkeit zu üben, als sie das Pressen gemeiner Seeleute mit sich bringt. Um mich verständlicher zu machen, will ich zwei Umstände erwähnen: — Erstens könnte man freiwillige Seeleute für den Dienst bekommen, wenn sie hinreichend besoldet würden. Der Beweis ist, daß man Kapitäne, Lieutenants, zweite Lieutenants, Kadetten, Proviantmeister und viele andre Offiziere keineswegs zu pressen braucht, um sie zum Dienst auf dem nämlichen Schiffe und zur Theilung der nämlichen Gefahren zu veranlassen. Warum anders, als weil die Besoldung ihrer Stellen und die erwarteten Nebeneinkünfte hinreichende Reizmittel sind? Es handelt sich also nur darum, sich durch Pressen Geld in hinreichender Menge zu verschaffen, um die gemeinen Seeleute insgesammt ebenso wie ihre Offiziere zum freiwilligen Eintritt zu veranlassen. Der zweite Umstand ist folgender: wenn fünf und zwanzig Schillinge monatlich nebst dem Antheile an eingesalzenem Rindfleisch, Schweinefleisch und Erbsenbrei zum Unterhalte eines schwer arbeitenden Seemanns hinreicht, so genügt das Nämliche doch gewiß auch für einen Gelehrten oder andere Herren bei sitzender Lebensweise. Ich würde nun vorschlagen, eine Kasse zu stiften, um mit deren Hilfe Matrosen zum Dienste zu gewinnen. Um diese Kasse zu

füllen, müßte man eine Anzahl Civilbeamte pressen, die gegenwärtig große Gehalte haben; sie nöthigen in ihren respectiven Aemtern für fünf und zwanzig Schillinge monatlich, nebst ihrem Antheile an der erwähnten Kost, zu dienen, und den Rest ihrer Gehalte in die Matrosenkasse werfen. Würde mir die Ausführung einer solchen Presse übertragen, so würde ich vor allen Andern einen Recorder von Bristol oder einen gewissen Herrn Gerichtsbeamten Foster pressen, weil ich sein erbauliches Beispiel gut würde brauchen können, um zu zeigen, wie man das Gepreßtwerden zu ertragen habe; denn er würde sicherlich finden, daß es zwar ein „Privatmißgeschick" sei, wenn man sich auf fünf und zwanzig Schilling monatlich reducirt sieht, daß man dasselbe jedoch, seinen Ansichten von Recht und guter Politik gemäß, mit Geduld ertragen müsse, um einem Nationalunglück vorzubeugen. Alsdann würde ich auch die übrigen Gerichtsbeamten und, das rothe Buch öffnend, überhaupt jeden Civilbeamten der Regierung, von 50 Pfund bis zu 50,000 jährlich, pressen, wodurch eine ungeheure Summe in die Kasse fließen müßte; beklagen könnten sich diese Herren nicht, da sie fünf und zwanzig Schillinge monatlich und ihre Rationen erhalten würden, und zwar ohne dafür fechten zu müssen. Endlich würd' ich auch wohl noch pressen***

Ueber Criminalgesetze und den Gebrauch des Kaperns.

Schreiben an Benjamin Vaughan.

Den 14. März 1785.

Mein lieber Freund!

Unter den Flugschriften, die Sie mir unlängst sendeten, befand sich eine unter dem Titel: Gedanken über die vollziehende Justiz. Dagegen schicke ich Ihnen eine über den nämlichen Gegenstand: Observations concernant l'Exécution de l'Article II. de la Déclaration sur le Vol. (Bemerkungen in Betreff der Vollziehung des Artikels II. der Verordnung über den Diebstahl.) Beide sind an die Richter gerichtet, aber, wie Sie finden werden, in einem ganz verschiedenen Geiste geschrieben. Der englische Autor will alle Diebe hängen lassen. Der Franzose verlangt, daß die Strafen sich verhältnißmäßig nach dem Vergehen richten.

Wenn wir wirklich glauben, wie wir's zu glauben bekennen, daß das

Gesetz Moses' das Gesetz Gottes, das Gebot göttlicher Weisheit war, die unendlich über die menschliche erhaben ist: nach welchen Grundsätzen verordnen wir alsdann Tod als die Bestrafung eines Vergehens, welches, dem nämlichen Gesetze zufolge, nur durch eine vierfache Wiedererstattung bestraft werden sollte? Ist es nicht Mord, wenn man einen Menschen eines Vergehens wegen hinrichtet, das den Tod nicht verdient? Und, wie der französische Schriftsteller sagt: Doit-on punir un délit contre la Société par un crime contre la nature? (Darf man ein Vergehen gegen die Gesellschaft mit einem Verbrechen gegen die Natur bestrafen?)

Ueberflüssiges Eigenthum ist eine Schöpfung der Gesellschaft. Einfache und milde Gesetze genügten zur Wahrung des nur nothwendigen Eigenthums. Des Wilden Bogen, sein Beil, sein Rock aus Fellen waren, ohne Gesetz, schon durch die Furcht vor Rache und Wiedervergeltung hinreichend gesichert. Als ein Theil der Gesellschaft mit Hilfe der ersten Gesetze Reichthum anhäufte und mächtig wurde, erließ er noch andre strengere Gesetze und suchte sein Eigenthum auf Kosten der Menschlichkeit zu schützen. Dies war ein Mißbrauch der Macht und ein Anfang der Tyrannei. Hätte man einem Wilden, bevor er sich in einen Gesellschaftsvertrag einließ, gesagt: „dein Nachbar kann auf diese Weise Eigenthümer von hundert Hirschen werden; wenn aber dein Bruder, dein Sohn oder du selbst, die ihr keinen eignen Hirsch habt, aus Hunger etwa einen erlegen solltet, dann muß ein schimpflicher Tod die Folge für euch sein," — gewiß würde er seine Freiheit und sein gemeinschaftliches Recht auf die Hirschjagd all' den dargebotenen gesellschaftlichen Vortheilen vorgezogen haben.

Daß es besser ist, hundert Schuldige frei ausgehen, als einen einzigen Unschuldigen leiden zu lassen, ist ein längst allgemein als wahr und richtig anerkannter Grundsatz, der auch meines Wissens nie widerlegt worden ist. Selbst der blutdürstige Verfasser der „Gedanken &c." gibt es zu, indem er dabei bemerkt, „daß der bloße Gedanke an gekränkte Unschuld und noch weit mehr der an leidende Unschuld unsre zartesten und theilnehmendsten Gefühle erwecken und zugleich unsern tiefsten Unwillen gegen die Werkzeuge dazu erregen muß. Aber," fügt er hinzu, „wenn man sich streng an die Gesetze hält, hat es für beide Fälle keine Gefahr." — Wirklich! — es ist demnach unmöglich, ein ungerechtes Gesetz zu machen; und wenn das Gesetz selbst ungerecht ist, dann kann es doch wohl auch das „Werkzeug sein, das des Verfassers und Jedermanns tiefsten Unwillen erregen muß?" In den

letzten Londoner Zeitungen les' ich, daß im Old-Bailey-Gericht ein Weib zum Tode verurtheilt worden ist, weil sie ein wenig Gaze, vierzehn Schilling drei Pence am Werthe, heimlich aus einem Laden entwendet hat. Findet ein richtiges Verhältniß statt zwischen dem durch einen Diebstahl von vierzehn Schilling und drei Pence verübten Unrecht und der Bestrafung eines menschlichen Wesens mit dem Tode am Galgen? Hätte das Weib nicht durch ihre Arbeit die durch Gott angeordnete vierfache Erstattuug entrichten können? Ist nicht jede Strafe, insofern sie den Werth des Vergehens übersteigt, eine Bestrafung der Unschuld? Betrachtet man die Sache in diesem Lichte, wie ungeheuer ist dann die Zahl der Fälle nicht nur gekränkter, sondern geradezu leidender Unschuld in fast allen civilisirten Staaten Europas!

Man scheint aber der Ansicht gewesen zu sein, daß derartige Unschuld zu bestrafen sein möchte, um Verbrechen vorzubeugen. Ich habe in der That von einem grausamen Türken in der Barbarei gelesen, der jedesmal, wenn er einen Christensklaven kaufte, den Unglücklichen sogleich bei den Beinen aufhängen und ihm hundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben ließ, damit die Erinnerung an diese schwere Strafe und die Furcht, sie sich später auf's Neue zuzuziehen, die Vergehen verhüten möchte, die sie verdienen würden. Unser Autor dürfte selbst wohl kaum das Verhalten dieses Türken bei der Behandlung der Sklaven vollkommen billigen; und gleichwohl scheint er etwas Aehnliches bei der Behandlung englischer Unterthanen zu empfehlen, wenn er der Antwort seinen Beifall schenkt, die der Richter Burnet dem Pferdediebe gab; als dieser nämlich gefragt wurde, was er wohl gegen seine Verurtheilung zum Tode einzuwenden haben könnte, und zur Antwort gab, daß es hart wäre, einen Menschen zu hängen, weil er nur ein Pferd gestohlen hätte, erwiederte der Richter: „Mensch, du sollst nicht aufgeknüpft werden, weil du nur ein Pferd gestohlen hast, sondern damit keine Pferde gestohlen werden.“ Bei unbefangener Prüfung wird, denk' ich, die Antwort des Diebes vernünftig erscheinen, denn sie gründet sich auf den ewigen Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit, daß Strafen den Vergehen angemessen sein sollen; die Erwiederung des Richters hingegen erscheint brutal und unvernünftig, obwohl der Autor „wünscht, alle Richter möchten sie im Gedächtnisse haben, wenn sie Gerichtstag abhalten, und sie stets als einen weisen Grund für alle Strafgesetze betrachten, welche sie zu vollziehen berufen sind. Sie erläutert auf's Bündigste,“ sagte er, „die wahren Gründe und Zwecke

aller Capitalstrafen, nämlich, daß Jedermanns Eigenthum sowohl als sein Leben als heilig und unverletzlich betrachtet werden muß." Ist denn kein Unterschied zwischen dem Werthe des Eigenthums und dem Werthe des Lebens? Wenn ich es für recht halte, daß das Verbrechen des Mordes mit dem Tode bestraft werde, nicht nur weil diese Strafe dem Verbrechen angemessen ist, sondern auch zur Verhütung anderer Mordthaten: folgt daraus, daß ich die Verhängung der nämlichen Strafe für einen kleinen Eingriff in mein Eigenthum durch Diebstahl ebenfalls billigen muß? Wenn ich selber nicht so barbarisch, so blutdürstig und rachsüchtig bin, um einen Mitmenschen zu tödten, weil er mir vierzehn Schilling und drei Pence gestohlen, wie kann ich dann ein Gesetz billigen, das diese Strafe ausspricht? Montesquieu, der selbst ein Richter war, sucht andere Grundsätze geltend zu machen. Er muß gewußt haben, was menschliche Richter bei solchen Gelegenheiten fühlen und welche Wirkung diese Gefühle haben; und weit entfernt, der Ansicht zu sein, daß harte und übermäßige Strafen Verbrechen verhüten, versichert er vielmehr, wie unser französischer Verfasser anführt, daß

„L'atrocité des lois en empêche l'exécution."

„Lorsque la peine est sans mesure, on est souvent obligé de lui préférer l'impunité."

„La cause de tous les relâchements vient de l'impunité des crimes, et non de la modération des peines."

(Die Härte der Gesetze verhindert die Vollziehung derselben.

Wenn die Strafe übermäßig ist, ist man oft genöthigt, ihr die Straflosigkeit vorzuziehen.

Die Ursache aller Schlaffheit rührt von der Straflosigkeit der Verbrechen und nicht von der Mäßigung der Strafen her.)

Die Kenner der europäischen Zustände sagen, daß in England alljährlich mehr Diebstähle begangen und bestraft werden, als in allen andern Ländern zusammengenommen. Ist dies richtig, so muß die Ursache oder mehrere Ursachen dieser Entartung unter unserm ganzen Volke zu suchen sein. Ist nicht vielleicht eine derselben der Mangel an Gerechtigkeit und Moralität bei unserer Regierung, wie er sich in unserm gewaltthätigen Benehmen gegen Unterthanen und in den ungerechten Kriegen mit unsern Nachbarn kundgibt? Man betrachte nur die lange geübte, ungerechte, monopolisirende Behandlung Irlands, die endlich anerkannt ist! Man betrachte das Plünderungssystem der Regierung unserer Kaufleute in Ostindien; den Confiscationskrieg

gegen die amerikanischen Kolonien; man betrachte — um von den Kriegen gegen Frankreich und Spanien ganz zu schweigen — den letzten Krieg gegen Holland, den das unparteiische Europa in keinem andern Lichte, als den eines Raub- und Plünderungskrieges ansah, denn die Hoffnung auf eine unermeßliche und leicht zu gewinnende Beute waren dazu der einzige scheinbare und wahrscheinlich auch der wirkliche und wahre Beweggrund und Antrieb. Gerechtigkeit muß ebenso streng zwischen Nachbarnationen, wie zwischen Nachbarbürgern beobachtet werden. Ein Straßenräuber ist ebenso sehr Räuber, wenn er mit einer Bande, als wenn er einzeln plündert; und eine Nation, die einen ungerechten Krieg führt, ist nur eine große Bande. Nachdem wir unsere Bevölkerung zur Beraubung der Holländer verwendet haben, ist es kein Wunder, wenn die Leute, denen der Friede die Beschäftigung entzogen hat, die Räuberei fortsetzen und sich untereinander selbst berauben; piraterie, wie die Franzosen es nennen, oder Kapern, ist der allgemeine Hang der englischen Nation, daheim wie auswärts, wo sich nur immer Engländer angesiedelt haben mögen. Im letzten Kriege sollen nicht weniger als siebenhundert Kaper Vollmachten erhalten haben! Diese wurden von Kaufleuten ausgerüstet, um andere Kaufleute zu berauben, die ihnen nichts zu Leide gethan hatten. Mag sich unter diesen kapernden Londoner Kaufleuten, die so rasch bereit waren, die Kaufleute von Amsterdam zu berauben, auch wohl nur ein einziger befinden, der nicht ebenso bereitwillig einen andern Londoner Kaufmann in der nächsten Straße berauben würde, wenn er es mit der nämlichen Straflosigkeit thun dürfte? Die Habgier, alieni appetens, ist dieselbe; nur die Furcht vor dem Galgen macht den Unterschied. Wie kann nun eine Nation, die unter ihren anständigsten Leuten so viele Diebe aus Neigung hat und deren Regierung nicht weniger als siebenhundert Räuberbanden aufmuntert und bevollmächtigt, wie kann eine solche Nation so frech sein, das Verbrechen an einzelnen Personen zu verdammen und deren zwanzig an einem Vormittage aufzuhängen? Mir fällt dabei unwillkürlich eine Anekdote vom Newgate-Gefängniß ein. Einer der Gefangenen beklagte sich, daß ihm während der Nacht Jemand die Schnallen von den Schuhen entwendet hätte. „Was Teufel!“ sagte ein anderer, „haben wir denn Diebe unter uns. Laßt uns den Spitzbuben ausfindig machen und ihn zu Tode pumpen.“

Neuerdings ist übrigens der Fall doch vorgekommen, daß ein englischer Kaufmann keinen Theil an solchem unrecht erworbenen Gute haben wollte.

Er war, wie es scheint, Miteigenthümer eines Schiffes, welches die andern Eigenthümer für geeignet hielten, als Kaper zu dienen; sie lösten deshalb einen Kaperbrief dafür und es nahm eine Anzahl französischer Prisen weg. Nachdem die Beute getheilt worden, hat er nun einen Agenten hier, der durch öffentliche Anzeige nach den Personen forscht, die den Verlust erlitten haben, um ihnen denselben, so weit es ihn angeht, zurückzuerstatten. Dieser gewissenhafte Mann ist ein Quäker. Die schottischen Presbyterianer waren früher ebenso zartfühlend, denn man besitzt noch eine bald nach der Reformation erlassene Verordnung des Stadtraths von Edinburgh, die „den Ankauf der Prisen verbietet, bei Strafe das Bürgerrecht auf immer zu verlieren, nebst andern Strafen nach dem Ermessen des Gerichts; denn der Gebrauch, Prisen zu machen, ist gegen das gute Gewissen und die Regel, daß wir christliche Brüder so behandeln sollen, wie wir selber behandelt zu werden wünschen; und solche Güter soll kein gottesfürchtiger Mann in dieser Stadt verkaufen." Das Geschlecht dieser gottesfürchtigen Männer in Schottland ist wahrscheinlich erloschen oder es hat seine Grundsätze aufgegeben, denn soweit diese Nation bei Beförderung des Krieges gegen die Kolonien ihre Hand im Spiele hatte, sind Prisen und Confiscationen, wie man glaubt, ganz besonders als Beweggrund von Einfluß gewesen.

Ein Zeitlang hat allgemein die Ansicht gegolten, ein Kriegsmann habe nicht darnach zu fragen, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sei; er habe nur seine Befehle auszuführen. Alle Fürsten, welche Lust haben, Tyrannen zu werden, müssen wohl natürlich dieser Ansicht beipflichten und ihre Geltung zu erhalten suchen; aber ist es nicht eine gefährliche? denn nach diesem Grundsatze ist ja die Armee verpflichtet zu gehorchen, nicht nur wenn ihr der Tyrann befiehlt, eine harmlose benachbarte Nation, sondern auch seine eigenen Unterthanen anzugreifen und zu vernichten. Wenn in unsern Kolonien ein Negersklave von seinem Herrn Befehl erhält, einen Nachbar zu berauben oder zu ermorden, so kann er sich dessen weigern, und das Gericht wird seine Weigerung billigen und ihn dabei ihn Schutz nehmen. Die Sklaverei eines Soldaten ist also schlimmer als die eines Negers! Ein gewissenhafter Offizier kann, wenn ihn nicht die Furcht abhält, daß man es einer andern Ursache zuschreiben werde, allerdings lieber seinen Abschied fordern, als sich in einem ungerechten Kriege brauchen lassen; die Gemeinen aber sind während ihrer ganzen Dienstzeit Sklaven; vielleicht sind sie auch gar nicht fähig selbstständig

zu urtheilen. Wir können ihr Schicksal und in noch weit höherm Grade das eines Matrosen nur beklagen, welcher oft gewaltsam von seinem ehrlichen Gewerbe hinweggeschleppt und gezwungen wird, seine Hände in vielleicht unschuldiges Blut zu tauchen. Mich dünkt aber, daß es Kaufleuten (Männern, die eine gute Erziehung genossen haben und vollkommen frei von solcher Gewalt und Nöthigung sind), wohl geziemen würde, die Gerechtigkeit eines Krieges zu erwägen, bevor sie freiwillig eine Bande Schurken dazu anstellen, ihre Mitkaufleute von einer benachbarten Nation anzugreifen, sie ihres Eigenthums zu berauben und sammt ihren Familien vielleicht zu ruiniren, wenn sie sich's gefallen lassen, oder sie zu verwunden, zu verstümmeln und zu ermorden, wenn sie ihr Gut zu vertheidigen suchen. Gleichwohl werden solche Dinge von christlichen Kaufleuten verübt, mag der Krieg gerecht oder ungerecht sein; und auf beiden Seiten zugleich kann er nicht wohl gerecht sein. Sie werden von englischen und amerikanischen Kaufleuten verübt, die sich trotzdem über Privatdiebstahl beklagen und die Diebe, die sie durch ihr eigenes Beispiel gelehrt haben, zu Dutzenden aufhängen.

Es ist um der Sache der Humanität willen hohe Zeit, daß diesem Gräuel Einhalt gethan werde. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, obwohl sie besser als irgend eine europäische Nation gelegen sind, um vom Kapern Vortheil zu ziehen (denn der Handel Europas und Westindiens nimmt seinen Weg großentheils vor ihren Thoren vorüber), lassen es sich, so weit es ihnen möglich ist, angelegen sein, den Gebrauch abzuschaffen, indem sie in all ihren Verträgen mit fremden Mächten einen Artikel aufzustellen suchen, wodurch man sich feierlich verpflichtet, daß im Falle eines künftigen Krieges von keiner der betheiligten Mächte ein Kaper bevollmächtigt werden soll und daß unbewaffnete Handelsschiffe der betreffenden Nationen ihre Fahrten ungestört unternehmen sollen.*) Dies wird ein glück-

*) Der König von Preußen ging auf diesen Antrag ein und es wurde (wie oben in Franklin's Biographie erwähnt worden) zwischen diesem Monarchen und den Vereinigten Staaten ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, der folgenden humanen, philanthropischen Artikel enthielt, bei dessen Abfassung Dr. Franklin, als einer der amerikanischen Bevollmächtigten, wesentlichen Antheil hatte: —

„Art. XXIII. Wenn ein Krieg zwischen den beiden contrahirenden Parteien ausbrechen sollte, so soll den Kaufleuten beider Länder, die sich dann in dem andern aufhalten, gestattet sein, neun Monate daselbst zu bleiben, ihre Außenstände einzuziehen,

licher Fortschritt in den Angelegenheiten des Völkerrechts sein. Alle human und gerecht Gesinnten können einem solchen Vorschlage nur allgemeine Annahme wünschen.

Mit unveränderlicher Achtung und Ergebenheit bin ich,
mein theurer Freund,
ganz der Ihrige.

Bemerkungen über die Wilden Nordamerikas.

Wilde nennen wir sie, weil ihre Sitten von den unsern abweichen, die wir für den Gipfel der Civilisation halten; sie denken das Nämliche von den ihrigen.

Wenn wir die Sitten verschiedener Nationen unparteiisch prüfen könnten, würden wir vielleicht kein Volk finden, das nicht einige Regeln der Höflichkeit besäße, und ebenso auch keines, das nicht noch einige Reste der Roheit übrig hätte.

Die männlichen Indianer sind in ihren jüngern Jahren Jäger und Krieger, im Alter aber Räthe, denn ihre ganze Regierung beruht auf dem Rathe und dem Ermessen der Weisen; sie haben keine bewaffnete Macht,

---

ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mit all ihren Effecten frei und ohne Hinderniß und Beschwerde abzureisen; alle Frauen und Kinder, Gelehrte jeder Facultät, Landwirthe, Handwerker, Fabrikanten und Fischer, die unbewaffnet sind und unbefestigte Städte, Dörfer oder Ortschaften bewohnen, und überhaubt alle Andern, deren Beschäftigungen den Unterhalt und allgemeinen Nutzen der Menschen bezwecken, sollen ihre betreffenden Berufsgeschäfte fortsetzen dürfen; sie sollen weder durch Niederbrennung oder anderweite Zerstörung ihrer Häuser und ihrer Habe belästigt, auch sollen ihre Felder durch die bewaffnete Macht des Feindes, in dessen Gewalt sie durch die Kriegsereignisse fallen mögen, nicht verwüstet werden; müssen jedoch Gegenstände, deren die besagte bewaffnete Macht bedarf, von ihnen entnommen werden, so hat dieselbe einen angemessenen Preis dafür zu zahlen. Alle Handels- und Kauffahrteischiffe, die dazu verwendet werden, die Produkte verschiedener Plätze auszutauschen und dadurch die Erlangung der Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens zu erleichtern und sie allgemeiner zu verbreiten, sollen frei und unbelästigt passiren dürfen, und keine der contrahirenden Mächte soll eine Vollmacht für bewaffnete Privatschiffe gewähren und ausstellen, wodurch dieselben ermächtigt würden, solche Handelsschiffe zu nehmen und zu vernichten oder solchen Handel zu unterbrechen."

keine Gefängnisse, keine Beamten, um Gehorsam zu erzwingen oder Strafen aufzulegen. Sie befleißigen sich daher hauptsächlich der Beredtsamkeit, denn der beste Redner hat den meisten Einfluß. Die indianischen Weiber bestellen das Feld, bereiten die Speisen, pflegen und erziehen die Kinder und prägen ihrem Gedächtnisse die öffentlichen Verhandlungen ein, um sie den Nachkommen zu überliefern. Diese Beschäftigungen der Männer und Frauen gelten für natürlich und ehrenwerth. Da sie nur wenig künstliche Bedürfnisse haben, so bleibt ihnen reichliche Muße, sich durch ihre Gespräche zu bilden. Unsre arbeitsame Lebensweise halten sie im Vergleich mit der ihrigen für sklavisch und niedrig, und die Kenntnisse, auf die wir stolz sind, betrachten sie als werthlos und unnütz. Ein Beispiel hiervon bot sich bei Gelegenheit des Vertrages dar, der im Jahr 1744 zu Lancaster in Pennsylvanien zwischen der Regierung von Virginien und den sechs Nationen abgeschlossen wurde. Nachdem das Hauptgeschäft abgethan war, benachrichtigten die Commissionäre Virginiens die Indianer durch eine Rede, daß sich zu Williamsburg ein Collège mit einem Fonds zur Erziehung junger Indianer befände; wollten daher die Häuptlinge der sechs Nationen ein halbes Dutzend ihrer Söhne nach dieser Anstalt senden, so würde die Regierung für ihren Unterhalt und ihren Unterricht in allen Kenntnissen der weißen Leute sorgen. Es gehört unter die indianischen Höflichkeitsregeln, auf einen öffentlichen Antrag nicht gleich am nämlichen Tage zu antworten, wo er gestellt wird, denn dies würde ihrer Ansicht nach den Anschein geben, als behandelten sie ihn als eine unbedeutende Sache, während sie beweisen, daß er ihnen für wichtig gilt, wenn sie sich Zeit zur Erwägung nehmen. Sie verschoben daher ihre Antwort auf den folgenden Tag. Ihr Redner drückte dann zunächst ihren innigen Dank für die Freundlichkeit der virginischen Regierung aus, die ihnen ein solches Anerbieten machte; „denn wir wissen," sagte er, „daß ihr die in diesen Anstalten gelehrten Kenntnisse sehr hoch schätzt und daß euch der Unterhalt unserer jungen Männer während ihres Verweilens bei euch sehr viel Kosten verursachen würde. Wir sind daher überzeugt, daß ihr durch euren Vorschlag Gutes für uns bezweckt und wir danken euch herzlich dafür. Aber ihr, die ihr weise seid, müßt auch wissen, daß verschiedene Nationen verschiedene Ansichten von den Dingen haben, und ihr werdet es daher nicht übel auslegen, wenn unsre Ansichten über derartige Erziehung mit den eurigen nicht übereinstimmen. Wir haben einige Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht. Mehrere unserer jungen Leute wurden früher

in den Schulen der nördlichen Provinzen erzogen; sie wurden in all euren Wissenschaften unterrichtet; als sie aber zu uns zurückkehrten, waren sie schlechte Läufer, verstanden durchaus nichts vom Leben in den Wäldern, konnten weder Kälte noch Hunger ertragen, wußten nicht, wie man eine Hütte baut, einen Hirsch fängt oder einen Feind tödtet, redeten unsre Sprache unvollkommen und taugten daher weder zu Jägern, Kriegern, noch Räthen; sie waren zu ganz und gar nichts gut. Wir sind indeß für euern freundlichen Antrag deshalb nicht weniger dankbar und zum Beweis unserer dankbaren Gesinnung wollen wir, wenn die Herren von Virginien uns ein Dutzend ihrer Söhne schicken wollen, die größte Sorge für ihre Erziehung tragen, sie in Allem unterrichten, was wir verstehen, und Männer aus ihnen machen."

Da sie häufig Gelegenheit haben, öffentliche Rathsversammlungen zu halten, so sind sie an ein sehr ordentliches und verstandvolles Benehmen gewöhnt. Die Greise sitzen in den vordersten Reihen, die Krieger in den nächsten und die Weiber und Kinder in den letzten. Den Weibern liegt es ob, genau auf alle Vorgänge zu merken, ihrem Gedächtnisse Alles wohl einzuprägen, weil sie keine Schrift haben, und es den Kindern mitzutheilen. Sie sind die lebendigen Archive des Rathes und bewahren die Tradition der Bedingungen in Verträgen von hundert Jahren her; vergleichen wir dieselben mit unsern schriftlichen Urkunden, so finden wir sie stets genau und richtig. Wer zu sprechen wünscht, steht auf. Die Uebrigen beobachten ein tiefes Schweigen. Ist er zu Ende und setzt sich nieder, so lassen sie ihm fünf bis sechs Minuten Zeit zum Nachdenken, damit er, wenn er etwas vergessen hat, was er sagen wollte, oder noch etwas hinzufügen will, nochmals aufstehen und es aussprechen kann. Einen Andern, auch nur im gewöhnlichen Gespräche, zu unterbrechen, gilt für höchst unanständig. Wie verschieden ist dies von dem Verhalten eines feingebildeten britischen Unterhauses, wo kaum ein Tag ohne eine Störung vergeht, die den Präsidenten durch Rufen zur Ordnung heiser macht; und wie verschieden von der Unterhaltungsweise in vielen gebildeten Gesellschaften Europas, wo man seinen Satz mit großer Geschwindigkeit aussprechen muß, wenn er nicht in der Mitte durch die ungeduldige Redseligkeit Derjenigen, mit denen man spricht, abgeschnitten werden soll, um nie beendigt zu werden!

Die Höflichkeit dieser Wilden im Gespräch wird allerdings bis zum Uebermaß getrieben, denn sie gestattet ihnen nicht, zu widersprechen oder die

Wahrheit dessen zu leugnen, was in ihrem Beisein behauptet wird. Sie vermeiden durch dieses Verfahren zwar allen Wortstreit, aber es wird dadurch auch schwer, ihre Gesinnung zu erkennen oder zu wissen, welchen Eindruck man auf sie macht. Die Missionäre, die sie zum Christenthum zu bekehren versucht haben, beklagen sich alle über diesen Umstand, den sie als eine der Hauptschwierigkeiten bei ihrem Werke bezeichnen. Die Indianer hören geduldig zu, wenn ihnen die Lehren des Evangeliums erklärt werden und geben ihre gewöhnlichen Zeichen der Beipflichtung und Billigung, so daß man sie für überzeugt halten muß. Das ist aber keineswegs der Fall — Alles war bloße Höflichkeit.

Ein schwedischer Geistlicher, der die Häuptlinge der Susquehannah-Indianer versammelt hatte, hielt ihnen einen Vortrag und machte sie mit den wesentlichsten historischen Umständen bekannt, auf die sich unsre Religion gründet, z. B. mit dem Falle unserer Ureltern durch das Essen eines Apfels, dem Erscheinen Christus' zur Erlösung aus dem unglücklichen Zustande, seinen Wundern und Leiden u. s. f. — Als er geendigt hatte, erhob sich ein indianischer Redner um ihm zu danken. „Was du uns erzählt hast," sagte er, „ist Alles sehr gut. Es ist wirklich recht schlecht, Aepfel zu essen. Es ist besser, wenn man sie alle zu Cider verwendet. Wir sind dir sehr dankbar für deine Freundlichkeit, so weit her zu kommen, um uns diese Dinge zu erzählen, die ihr von euren Müttern gehört habt. Zum Danke will ich dir etwas von dem erzählen, was wir von den unsrigen gehört haben.

„Im Anfange hatten unsre Väter nur das Fleisch der Thiere zur Nahrung, und wenn sie nicht glücklich auf der Jagd waren, mußten sie Hunger leiden. Einst hatten zwei unserer jungen Jäger einen Hirsch getödtet und machten ein Feuer im Walde, um einige Stücke davon zu braten. Als sie im Begriff waren ihren Hunger zu befriedigen, sahen sie ein schönes junges Weib aus den Wolken herabsteigen und sich auf dem Hügel niedersetzen, den du dort zwischen den blauen Bergen siehst. Sie sprachen zu einander: es ist ein Geist, der vielleicht unser gebratenes Wild gerochen und hat etwas davon zu essen wünscht; wir wollen ihr etwas davon anbieten. Sie beschenkten sie mit der Zunge; der Geschmack derselben behagte ihr und sie sagte: „Eure Feundlichkeit soll belohnt werden. Kommt nach dreizehn Monden wieder an diesen Ort und ihr werdet etwas finden, was zu eurer eignen und eurer Kinder Ernährung bis zu den spätesten Geschlechtern sehr vortheilhaft und wohlthätig sein wird." — Sie befolgten ihr Geheiß und fanden zu ihrem

Staunen Pflanzen, die sie vorher nie gesehen hatten, die aber seit jener alten Zeit zu unserm großen Vortheil stets unter uns angebaut worden sind. Wo ihre rechte Hand den Boden berührt hatte, fanden sie Mais; wo ihn ihre Linke berührt hatte, fanden sie welsche Bohnen, und wo ihr Hintertheil darauf gesessen hatte, fanden sie Tabak." — Der gute Missionär, dem dieses kindische Märchen mißfiel, sagte: „Was ich Euch mittheilte, waren heilige Wahrheiten; was ihr mir dagegen erzählt, ist bloße Fabel, Erfindung und Lüge." Der beleidigte Indianer erwiederte: „Mein Bruder, wie es scheint, haben deine Freunde deine Erziehung vernachlässigt, denn sie haben dich in den Regeln gewöhnlicher Höflichkeit nicht wohl unterwiesen. Du sahest, daß wir, die wir diese Regeln kennen und darnach handeln, alle deine Geschichten glaubten; warum weigerst du dich, die unsrigen zu glauben?"

Wenn Indianer in unsre Städte kommen, pflegen sich die Einwohner um sie her zu drängen, sie anzustarren und ihnen lästig zu fallen, während sie allein zu sein wünschen; sie halten dies für große Grobheit und für die Wirkung des Mangels an Unterweisung in den Regeln der Höflichkeit und guten Sitte. „Wir sind," sagen sie, „ebenso neugierig wie ihr, und wenn ihr unsre Orte besucht, wünschen wir Gelegenheit zu finden, euch zu betrachten; aber zu diesem Zwecke verstecken wir uns hinter Büschen, wo ihr vorüberkommen müßt, und drängen uns nie in eure Gesellschaft."

Die Weise, wie sie fremde Dörfer zu betreten pflegen, hat gleichfalls ihre Regeln. Es gilt für unhöflich, wenn Reisende sofort und ohne Umstände ein Dorf betreten, ohne Nachricht von ihrer Annäherung gegeben zu haben. Sobald sie daher nahe genug gekommen sind, um sich hörbar zu machen, halten sie an, rufen laut und warten, bis man sie zum Eintreten einladet. Zwei Greise pflegen herauszukommen und sie hinein zu führen. In jedem Dorfe befindet sich eine leere Wohnung, die das Fremdenhaus heißt. Darin werden sie untergebracht, während die Greise von Hütte zu Hütte gehen, um den Einwohnern zu melden, daß Fremde angekommen sind, die wahrscheinlich Hunger und Müdigkeit empfinden, und Jedermann sendet ihnen, was er an Lebensmitteln und Fellen zum Lager zu entbehren vermag. Wenn die Fremden erquickt sind, bringt man Pfeifen und Tabak und dann, aber nicht früher, beginnt die Unterhaltung mit Fragen, wer sie sind, wohin sie reisen, was es Neues gibt u. s. w., und endigt gewöhnlich mit Dienstanerbietungen, falls die Fremden Führer oder sonst etwas zur

Fortsetzung ihrer Reise nöthig haben; für die Bewirthung wird nichts gefordert.

Die nämliche Gastfreiheit, die unter ihnen für eine Haupttugend gilt, wird auch von Einzelnen ausgeübt; unser Dolmetscher, Konrad Weiser, erzählte mir davon folgendes Beispiel. Er war unter den Sechs Nationen naturalisirt worden und sprach die Mohuckſprache sehr gut. Als er durch das indianische Land ging, um eine Botschaft von unserm Gouverneur an die Rathsversammlung zu Onondaga zu bringen, sprach er in der Wohnung Canassetego's, eines alten Bekannten, ein, der ihn umarmte, einen Sitz von Fellen für ihn bereitete, ihm gekochte Bohnen und Wildpret vorsetzte und etwas Rum und Wasser zum Getränk für ihn mischte. Als er sich genugsam erfrischt und seine Pfeife angezündet hatte, begann Canassetego ein Gespräch mit ihm, fragte, wie es ihm in den vielen Jahren ergangen, seit sie einander das letzte Mal gesehen hatten, woher er jetzt käme, welchen Zweck die Reise hätte u. s. w. Konrad beantwortete alle Fragen und als die Unterhaltung zu stocken begann, sagte der Indianer um sie fortzusetzen: „Konrad, du hast lange unter den weißen Leuten gelebt und verstehst etwas von ihren Gebräuchen; ich bin bisweilen in Albany gewesen und habe bemerkt, daß sie aller sieben Tage einmal ihre Läden schließen und sich Alle in dem großen Hause versammeln; sage mir, warum das geschieht? Was machen sie darin?" — „Sie versammeln sich dort," sagte Konrad, „um gute Dinge zu hören und zu lernen." — „Ich zweifle nicht daran," sagte der Indianer, „daß sie dir dies sagen; sie haben mir das Nämliche gesagt; aber ich bezweifle die Wahrheit ihrer Angabe und ich will dir meine Gründe sagen. Ich ging unlängst nach Albany, um meine Felle zu verkaufen und Wolldecken, Messer, Pulver, Rum u. s. w. einzukaufen. Du weißt, daß ich gewöhnlich mit Hans Hanson meinen Handel machte; dies mal hatte ich aber Lust, es mit andern Kaufleuten zu versuchen. Indeß ging ich doch zuerst zu Hans und fragte ihn, was er mir für meine Biberfelle geben wollte. Er sagte mir, er könnte nicht mehr als vier Schillinge für's Pfund zahlen; aber, sagte er, jetzt kann ich auch nicht von Geschäften reden; es ist heute der Tag, wo wir zusammen kommen, gute Dinge zu lernen und ich will eben zur Versammlung gehen. Ich dachte bei mir: Da ich heute kein Geschäft machen kann, so kann ich ja ebenso gut in die Versammlung gehen und ich ging mit ihm hin. Da stand ein schwarz gekleideter Mann und begann sehr zornig zu den Leuten zu sprechen. Ich verstand nicht, was er sagte, da ich aber

wahrnahm, daß er mich und Hanson häufig ansah, meinte ich, er wäre zornig, mich dort zu sehen; darum ging ich hinaus, setzte mich am Hause nieder, schlug Feuer an, brannte meine Pfeife an und wartete auf den Schluß der Versammlung. Es war mir auch, als hätt' ich den Mann etwas von Biberfellen erwähnen hören und ich vermuthete, daß dies am Ende der Zweck ihrer Versammlung sein möchte. Als sie herauskamen, redete ich denn meinen Kaufmann an. „Nun, Hans," sagte ich, „ich hoffe, ihr habt beschlossen, mir mehr als vier Schillinge für's Pfund zu geben?" — „Nein," sagte er, „ich kann nicht so viel geben; ich kann nicht mehr als drei Schillinge und sechs Pence geben." Ich sprach darauf mit verschiedenen andern Kaufleuten, aber sie sangen alle das nämliche Lied, drei und sechs Pence, drei und sechs Pence. Dadurch wurd' es mir klar, daß ich richtig vermuthet hatte, und daß, mögen sie immerhin vorgeben, gute Dinge zu lernen, der wahre Zweck doch nur war, sich zu berathen, wie die Indianer in den Biberpreisen zu betrügen wären. Ueberleg' es nur ein wenig, Konrad, und du mußt meiner Ansicht beistimmen. Wenn sie so oft zusammen kämen, um gute Dinge zu lernen, müßten sie nun doch endlich längst etwas gelernt haben. Aber sie sind immer noch unwissend. Du kennst unsern Gebrauch. Wenn ein weißer Mann auf der Reise durch unser Land kommt und eine unserer Hütten betritt, behandeln wir ihn Alle wie ich dich; wir trocknen ihn, wenn er naß ist, wärmen ihn, wenn er friert, und geben ihm Speise und Trank, auf daß er Durst und Hunger stillen kann; wir breiten ihm weiche Felle, darauf zu ruhen und zu schlafen, und wir verlangen nichts dafür.*) Wenn ich dagegen in eines weißen Mannes Haus in Albany gehe und um Lebensmittel und Getränk bitte, sagen sie: Wo ist dein Geld? und wenn ich keines habe, sagen sie: Pack dich fort, du indianischer Hund. Du siehst, daß sie

---

*) Es ist merkwürdig, daß in allen Zeitaltern und Ländern die Tugend der Gastfreundschaft Denjenigen nachgerühmt worden ist, welche die Civilisirten „Barbaren" zu nennen beliebten. Die Griechen feierten deshalb die Scythen; die Sarazenen besaßen sie in hohem Grade; und bis diesen Tag ist sie die vorherrschende Tugend der wilden Araber. Auch St. Lucas sagt in der Schilderung seiner Reise und seines Schiffbruchs bei der Insel Melita (Malta): „die barbarischen Leute erzeigten uns nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an und nahmen uns alle auf, um des Regens, der über uns gekommen war, und um der Kälte willen." — Diese Note ist einer kleinen, von Dilly verlegten Sammlung der Papiere Franklin's entnommen.

diese kleinen guten Dinge nicht gelernt haben, zu deren Kenntniß wir keine Versammlungen brauchen, weil unsre Mütter sie uns lehrten, als wir Kinder waren; und darum ist es unmöglich, daß ihre Zusammenkünfte den vorgeblichen Zweck oder dem entsprechende Folgen haben sollten; sie gehen vielmehr nur darauf aus, die Indianer in den Biberpreisen zu betrügen."

Punkte, welche Erwägung verdienen.

1. Alle Nahrungs- und Unterhaltungsmittel der Menschen kommen aus der Erde oder dem Wasser.

2. Lebensbedürfnisse, die nicht zur Nahrung gehören, und alle sonstigen Bequemlichkeiten erhalten ihre Werthbestimmung nach dem Verhältnisse der Nahrung, die wir verzehrten, während wir beschäftigt waren, uns diese Gegenstände zu verschaffen.

3. Ein kleines Volk mit einem großen Landgebiete kann sich mit den Erzeugnissen der Natur, ohne weitere Arbeit als das Einsammeln der Vegetabilien und das Einfangen der Thiere, nähren und erhalten.

4. Ein großes Volk mit kleinem Gebiete findet diese Gegenstände nicht ausreichend, und muß, um zu bestehen, die Erde bebauen, damit sie die vegetabilische Nahrung, welche sich für die Menschen und für die zum Verzehren bestimmten Thiere eignet, in größerer Menge hervorbringt.

5. Durch diese Arbeit mehrt sich die Menge vegetabilischer und animalischer Nahrung, so wie der Materialien zur Kleidung, als Flachs, Wolle, Seide u. s. w. bedeutend. Der Ueberfluß dieser Gegenstände ist Reichthum. Mit diesem Reichthume bezahlen wir die beim Bau unserer Häuser, Städte u. s. w. erforderliche Arbeit, und sie sind sonach gleichsam metamorphosirte Unterhaltsmittel.

6. Fabrikate sind nur eine andre Form, in welche ebensoviele Lebens- und Unterhaltsmittel verwandelt sind, als dem Werthe nach den gefertigten Fabrikaten gleichkommen. Dies erhellt daraus, daß der Fabrikant vom Auftraggeber in der That für seine Arbeit nicht mehr erhält, als den bloßen Unterhalt, einschließlich der Kleidung, Heizung und des Obdachs, lauter

Dinge, deren Werth sich nach den Lebensmitteln abmißt, die während ihrer Anschaffung verzehrt wurden.

7. Die auf solche Weise in Fabrikate verwandelten Produkte der Erde lassen sich leichter nach entfernten Märkten schaffen, als vor ihrer Verwandlung.

8. Redlicher Handel findet statt, wo Waaren von gleichem Werthe, einschließlich der Transportkosten, gegen einander ausgetauscht werden. Wenn es z. B. A. in England ebenso viel Arbeit und Kosten verursacht, einen Scheffel Weizen zu erbauen, als es B. in Frankreich kostet, vier Gallonen Wein zu bauen, so sind vier Gallonen Wein der redliche Austausch für einen Scheffel Weizen, falls sich nämlich A. und B. auf halbem Wege begegnen, um ihre Waaren auszutauschen. Der Vortheil dieses ehrlichen Handels besteht darin, daß beide Theile die Zahl ihrer Genüsse steigern, indem sie anstatt Weizen allein oder Wein allein den Genuß von beiden, von Weizen und Wein, erhalten.

9. Wenn Arbeit und Kosten der Erzeugung beider Waaren den beiden Parteien bekannt sind, dann wird der Handel in der Regel auch für beide ehrlich und gleichmäßig von Statten gehen. Wenn sie nur der einen Partei bekannt sind, wird der Handel oft ungleichmäßig sein, indem sich der Unterrichtete die Unwissenheit des Andern zu Nutze macht.

10. Wenn daher Jemand tausend Scheffel Weizen ins Ausland zum Verkauf führt, wird er wahrscheinlich nicht so viel dabei gewinnen, als wenn er den Weizen erst in Fabrikate verwandelt und damit die Subsistenzmittel der Arbeiter geliefert hätte, die diese Fabrikate verfertigen, denn es gibt eine Menge fördernder und erleichternder Arbeitsmethoden, die nicht Jedermann kennt, und Leute, die mit dem Fabrikverfahren unbekannt sind, kennen, wenn sie auch mit den Kosten des Weizenbaues recht gut vertraut sind, doch jene kurzen Arbeitsmethoden nicht; sie setzen daher leicht voraus, daß die Fabrikate mehr Mühe verursacht haben, als es wirklich der Fall ist, lassen sich hinsichtlich des Werthes derselben leichter täuschen und verleiten, mehr dafür zu zahlen, als sie wirklich werth sind.

11. Der Vortheil, Fabriken in einem Lande zu haben, besteht daher nicht, wie man gewöhnlich annimmt, darin, daß sie den Werth der Rohstoffe, die sie verarbeiten, außerordentlich steigern; denn wenn auch für sechs Pence Flachs zwanzig Schillinge werth sein mag, sobald er in Spitzen verwandelt ist, so liegt der wahre Grund, daß er zwanzig Schillinge werth ist,

doch darin, daß außer dem Flachse noch neunzehn Schillinge und sechs Pence zum Unterhalte des Fabrikanten nöthig waren. Der Vortheil der Herstellung von Fabrikaten liegt vielmehr in dem Umstande, daß unter ihrer Gestalt sich Lebensmittel leichter nach einem fremden Markte führen lassen und daß mit Hilfe derselben unsere Kaufleute die Fremden leichter betrügen können. An Orten, wo keine Spitzen gemacht werden, gibt es nur Wenige, die sich auf ihren Werth verstehen. Der Einführende kann daher vierzig Schillinge fordern und vielleicht dreißig erhalten, während ihm die Waare nur zwanzig kostete.

12. Es scheint nur drei Wege für eine Nation zu geben, um Reichthum zu erwerben. Erstens den Weg des Krieges, den die Römer einschlugen, indem sie ihre besiegten Nachbarn ausplünderten: dies ist Räuberei. — Zweitens den Weg des Handels, der meist auf Betrug hinausläuft. — Drittens den des Landbaues, der der einzige ehrliche Weg ist, auf welchem der Mensch eine wirkliche Vermehrung des in den Boden gestreuten Samens durch eine Art fortwährenden Wunders empfängt, welches die Hand Gottes zu seinen Gunsten als eine Belohnung seines schuldlosen Lebens und seines tugendhaften Fleißes wirkt.

Der Weg zum Reichthum.

(Als Zueignungsschrift zu dem pennsylvanischen Almanach, betitelt: „Almanach des armen Richard auf das Jahr 1758.")

Ich habe gehört, es mache einem Autor nichts ein größeres Vergnügen, als wenn er seine Werke von andern gelehrten Autoren respectvoll angeführt findet. Dieses Vergnügens habe ich mich selten erfreut; denn obwohl ich — wenn ich es ohne Eitelkeit aussprechen darf — nunmehr seit einem vollen Vierteljahrhundert alljährlich als ausgezeichneter Kalenderschreiber aufgetreten bin, so sind doch meine Collegen, die in dem nämlichen Fache arbeiten, allezeit (ich weiß nicht aus welchem Grunde) sehr spärlich mit ihrem Beifalle gewesen; andere Schriftsteller nahmen gar keine Notiz von mir, so daß mich der außerordentliche Mangel an Lob schon ganz entmuthigt haben würde, wenn mir meine Schreiberei nicht die Küche auf einigermaßen erkleckliche Weise versorgen hälfe.

Endlich zog ich den Schluß, daß der gemeine Mann mein Verdienst am besten zu würdigen verstände, weil er meine Werke kauft, und überdies habe ich auf meine Wanderungen, wo man mich nicht persönlich kennt, häufig den einen oder andern meiner Sprüche mit einem angehängten „Wie der arme Richard sagt" anführen hören. Dies gab mir einige Genugthuung, denn es bewies nicht nur, daß meine Lehren berücksichtigt würden, sondern bekundete auch einigen Respect vor meiner Autorität; und ich gestehe, daß ich, um hinsichtlich der Erwähnung und Wiederholung jener weisen Sprüche mit gutem Beispiele voranzugehen, mich selber bisweilen mit großem Ernste citirt habe.

Urtheilt dann selber, wie sehr mich ein Vorfall erfreuen mußte, den ich auch jetzt erzählen will. Ich hielt mein Pferd neulich an einem Orte an, wo die Versteigerung von Kaufmannsgütern eine große Anzahl Leute versammelt hatte. Die Stunde, um welche die Auction beginnen sollte, war noch nicht gekommen, man unterhielt sich von den schlechten Zeiten und einer von der Gesellschaft sprach zu einem schlicht aber sauber gekleideten alten Manne mit weißen Locken: Laßt hören, Vater Abraham, was sagt Ihr zu den Zeiten? Werden diese schweren Abgaben nicht das Land völlig ruiniren? Wie sollen wir es möglich machen, sie zu bezahlen? Wozu würdet Ihr uns rathen?" — Vater Abraham stand auf und erwiederte: — „Wollt Ihr meinen Rath haben, so will ich ihn Euch mit kurzen Worten sagen; „denn dem Weisen genügt ein Wort, und viele Worte füllen doch keinen Scheffel," wie der arme Richard sagt. — Alle sprachen den Wunsch aus, seine Ansicht zu hören und während sie sich um ihn her zusammendrängten, fuhr er fort wie folgt:

„Freunde und Nachbarn," sagte er, „die Abgaben sind in der That sehr schwer; wären die uns von der Regierung aufgelegten die einzigen, die wir zu bezahlen hätten, so könnten wir sie noch leicht genug abtragen; aber wir haben noch viele andere, die manchem unter uns weit schwerer fallen. Wir sind zweimal so hoch durch unsre Trägheit besteuert, dreimal so hoch durch unsern Stolz und viermal so hoch durch unsre Thorheit; und diese Steuern kann uns kein Abgeordneter durch eine Herabsetzung erleichtern oder abnehmen. Indeß laßt uns gutem Rathe lauschen und es wird sich etwas für uns thun lassen; „Gott hilft denen, die sich selber helfen," wie der arme Richard in seinem Almanach sagt.

„Man würde eine Regierung für hart halten, die ihr Volk den zehnten

Theil seiner Zeit in ihrem Dienste ohne Lohn beschäftigen wollte; aber Müßiggang nimmt bei Vielen unter uns weit mehr von ihrer Zeit in Anspruch, wenn wir Alles in Anschlag bringen, was an Zeit mit völlig müßigem Lungern oder Nichtsthun, so wie mit unnützen Beschäftigungen oder zu nichts führenden Unterhaltungen verschwendet wird. Faulheit hat Krankheiten zur Folge und kürzt daher unser Leben. „Faulheit gleicht dem Roste und verzehrt schneller als Arbeit abnutzt, während der oft gebrauchte Schlüssel immer blank ist," wie der arme Richard sagt. „Liebst du aber das Leben, dann verschleudre die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, woraus das Leben gemacht ist," wie der arme Richard sagt. Wie viel mehr, als nöthig ist, bringen wir von der Zeit im Schlafe zu! wir vergessen dabei, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß man im Grabe Schlaf genug haben wird," wie der arme Richard sagt. „Wenn Zeit das kostbarste unter allen Dingen ist, muß dann Zeitverschleuderung (wie der arme Richard sagt) nicht die größte Verschwendung sein?" denn „Verlorne Zeit wird nie wieder gefunden," wie er uns anderswo sagt, „und was wir Zeit genug nennen, erweist sich immer als wenig genug." Laßt uns denn wach sein und schaffen, und zwar Ersprießliches schaffen; dann werden wir durch Fleiß mehr thun mit geringerer Schwierigkeit. „Faulheit erschwert Alles, aber Fleiß macht Alles leicht," wie der arme Richard sagt; und, wer spät aufstehet, muß den ganzen Tag laufen und wird kaum am Abend zum Ziele kommen; Trägheit reist so langsam, daß sie von der Armuth bald eingeholt wird," wie wir im armen Richard lesen, welcher hinzufügt: „Treib dein Geschäft und laß dich nicht von ihm treiben;" und „früh zu Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich vollauf."

„Wozu dient nun das Wünschen und Hoffen besserer Zeiten? Wir können diese Zeiten besser machen, wenn wir's uns angelegen sein lassen." „Fleiß braucht nicht zu wünschen'" wie der arme Richard sagt; und, „wer von Hoffnung lebt, wird Hungers sterben." — „Kein Gewinn ohne Mühe; hilf du mir Hand, denn ich habe kein Land; oder hab' ich welches, ist's schwer besteuert;" und (wie der arme Richard ebenfalls bemerkt) „das Handwerk hat einen

goldenen Boden, und wer ein Gewerbe hat, der hat ein einträgliches und ehrenvolles Amt;" aber dann muß das Handwerk auch getrieben und das Gewerbe nicht vernachlässigt werden, sonst wird uns weder der goldne Boden des Handwerks noch das Amt in Stand setzen unsre Abgaben zu entrichten. Wenn wir fleißig sind, werden wir nimmer darben, denn der arme Richard sagt: „dem fleißigen Manne sieht wohl der Hunger ins Haus, darf aber nicht eintreten." Auch wird der Amtsfrohn und der Gerichtsdiener nicht eintreten, denn: „Fleiß bezahlt Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie," sagt der arme Richard. Wenn du auch keinen Schatz gefunden hast und kein reicher Vetter dir ein Vermögen hinterlassen hat! „Fleiß ist der Vater des Glücks," wie der arme Richard sagt; und: „Gott gibt dem Fleißigen Alles; darum mußt du dich hinterm Pfluge hasten, während die Faulen im Bett noch rasten, und es füllt sich dir Scheuer und Kasten," sagt der arme Richard. Arbeite so lange der heutige Tag währt, denn du weißt nicht, was dich morgen daran hindern kann; deshalb sagt auch der arme Richard: „Ein Heute ist so viel werth wie zwei Morgen," und ferner „Hast du morgen etwas zu thun, thu' es heut." — Wenn du ein Diener wärst würdest du dich nicht schämen, wenn dich ein guter Herr als Müßiggänger ertappen würde? Bist du nun dein eigner Herr, so schäme dich, dich selber beim Müßiggang zu ertappen," wie der arme Richard sagt. Da es so sehr viel zu thun gibt für dich selbst, für deine Familie, für dein Land und deine Regierung, so sei munter mit Tagesanbruch; „laß nicht die Sonne herabsehen und sagen: da liegt er so unrühmlich!" Führe dein Werkzeug ohne Handschuh; bedenke, daß „die Katz' in Handschuhn keine Mäuse fängt," wie der arme Richard sagt. Es gibt freilich sehr viel zu thun und vielleicht hast du keine kräftigen Hände; aber halte dich wacker an's Werk und du wirst viel entstehen sehen; denn „steter Tropfen höhlt den Stein, und mit Fleiß und Geduld nagte die Maus das Tau durch; und unter schwachen Streichen fallen große Eichen," wie der arme Richard in seinem Almanache sagt, ich weiß nicht gleich in welchem Jahrgange.

Mich dünkt, ich höre Einige von Euch sagen: „Soll sich denn der Mensch keine Ruhe gönnen?" — Ich will dir sagen, mein Freund, was

der arme Richard spricht: „Wende deine Zeit wohl an, wenn du Muße gewinnen willst; und da du keiner Minute gewiß bist, so wirf keine Stunde weg.“ Muße ist die Zeit, wo man etwas Nützliches thun kann; diese Muße wird der Fleißige erlangen, aber der Träge nimmer; so daß, wie der arme Richard sagt, „Ein Leben voll Muße und ein Leben der Trägheit zweierlei Dinge sind.“ Meinst du, Faulheit werde dir ein behaglicheres Leben gewähren als Arbeit? Nein; denn, wie der arme Richard sagt, „Sorgen entspringen aus Müßiggang und schwere Mühen aus unnöthiger Ruhe. Manche möchten ohne Arbeit nur von ihrem Kopfe leben; aber sie falliren dabei aus Mangel an Kapital.“ Fleiß dagegen verleiht Wohlstand, Fülle und Achtung. „Fliehe Vergnügungen, und sie werden dir von selbst nachlaufen; die fleißige Spinnerin hat ein weites Hemd; und, nun ich ein Schaf und eine Kuh habe, bietet mir Jedermann guten Morgen.“ Alles dies hat der arme Richard sehr richtig bemerkt.

„Aber bei unserm Fleiße müssen wir auch beharrlich, beständig und sorgfältig sein und unsre Angelegenheiten mit unsern eignen Augen beaufsichtigen, nicht aber Andern zu viel vertrauen; denn, wie der arme Richard sagt,

„Der Baum, den man oft umsetzt da und dort,
Familien, die ausziehn fort und fort,
Gedeihn nicht so wie die, die fest an einem Ort.“

„Und ferner: „Dreimaliges Ausziehen ist so schlimm wie eine Feuersbrunst;“ ferner: „Halte deinen Laden wohl, so wird dein Laden dich erhalten;“ ferner: „Willst du dein Geschäft besorgt haben, geh darnach; willst du's nicht, schicke darnach.“ Und ferner:

„Wer beim Pfluge reich will bleiben,
Muß ihn selber führen oder treiben.“

Desgleichen: „Das Auge eines Herrn richtet mehr aus, als seine beiden Hände;“ — „Mangel an Sorgfalt schadet uns mehr als Mangel an Kenntnissen;“ und, „Beaufsichtigst du deine Arbeiter nicht, so lässest du ihnen deinen Beutel offen. Zu großes Verlassen auf Anderer Sorgfalt ist Vieler Verderben,

denn, wie der Almanach sagt: „in den Geschäften der Welt erhält man sich nicht durch Vertrauen, sondern durch den Mangel desselben;" aber wer für sich selber sorgt, hat Vortheil davon; denn, wie der arme Richard sagt, „Gelehrsamkeit ist dem fleißig Studirenden und Reichthum dem Sorgsamen ebenso gewiß, wie Macht dem Kühnen und der Himmel dem Tugendhaften." Und ferner: „Willst du einen treuen und dir angenehmen Diener haben, so bediene dich selber." Ebenso räth er auch selbst in den geringsten Dingen zu Umsicht und Sorgfalt, weil bisweilen „eine kleine Nachlässigkeit großes Unheil erzeugen kann," und er fügt hinzu: „Weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren; weil ein Hufeisen fehlte, ging das Pferd verloren; weil ein Pferd fehlte, ging der Reiter verloren" — denn er wurde vom Feinde eingeholt und erschlagen; Alles, weil er es an der geringfügigen Sorge für einen Hufnagel fehlen ließ.

„So viel sei in Betreff des Fleißes und der Sorgsamkeit für eines Jeden eignes Geschäft gesagt, meine Freunde; aber wir müssen auch noch Mäßigkeit dazu gesellen, wenn wir unserm Fleiße einen desto gewissern Erfolg sichern wollen. Wer nicht ebenso gut zu sparen als zu erwerben versteht, „kann sich sein Lebenlang placken und doch am Ende keinen Kreuzer hinterlassen." „Eine fette Küche macht ein mageres Testament," wie der arme Richard sagt; und,

„Manch Gut ist wie gewonnen so zerronnen zu sehn,
Seit Frauen zum Thee statt zum Spinnrade gehn,
Und Männer zum Wein, statt am Ambos zu stehn.".

„Willst du reich werden (sagt er in einem andern Almanach), so sei auf Sparen so gut wie auf Verdienen bedacht; Indien hat die Spanier nicht reich gemacht, weil ihre Ausgaben größer als ihre Einnahmen waren."

„Hinweg denn mit Euren kostspieligen Thorheiten und Ihr werdet nicht mehr so viel Ursache haben, über schwere Zeiten, schwere Abgaben und theuren Haushalt zu klagen, denn wie der arme Richard sagt,

„Weiber und Wein, Betrug und Spiel,
Machen die Güter klein und der Bedürfnisse viel."

„Weiter sagt er: „Womit man ein Laster unterhält, könnte man zwei Kinder erziehen.“ Ihr meint vielleicht, daß ein wenig Thee, ein wenig Punsch dann und wann, etwas auserlesenere Mahlzeiten, etwas schönere Kleider und eine kleine Festlichkeit dann und wann nicht viel auf sich haben können; aber erinnert Euch, was der arme Richard sagt: „Viele Körnchen machen den Haufen;“ desgleichen „hüte dich vor kleinen Ausgaben; ein kleiner Leck kann ein großes Schiff versenken;“ ferner: „Junge Schlemmer, alte Bettler;“ endlich „Thoren bezahlen den Schmaus und die Klugen essen ihn auf.“

„Hier seid Ihr Alle bei dieser Versteigerung von allerhand Putz und Tand versammelt. Ihr nennt diese Sachen Güter; seht Ihr Euch aber nicht recht vor, so werden sie sich für Manche unter Euch als Uebel erweisen. Ihr hofft, sie sollen wohlfeil verkauft werden, und vielleicht geschieht es auch um weniger als den Kostenpreis; aber wenn Ihr sie nicht nöthig habt, so müssen sie immer theurer für Euch sein. Erinnert Euch, was der arme Richard sagt: „Kaufe, was du nicht nöthig hast, und du wirst bald das Nothwendige verkaufen müssen.“ Desgleichen: „Kostet's einen Pfennig allein, dennoch überleg's erst fein.“ Er will damit sagen, daß vielleicht die Wohlfeilheit nur scheinbar und keine wahre ist, oder daß dir der Kauf, indem er dich in deinen Geschäftsangelegenheiten beschränkt, mehr schädlich als nützlich sein kann. Denn an einer andern Stelle sagt er: „Viele sind durch billigen Einkauf zu Grunde gegangen.“ Auch sagt der arme Richard: „Es ist thörig, mit Geld Reue einzukaufen;“ und doch begeht man diese Thorheit täglich in Auctionen, weil man sich nicht an den Almanach erinnert. „Die Weisen,“ (sagt der arme Richard) „lernen durch Andrer Schaden klug sein, die Thoren kaum durch ihre eigenen; aber Felix quem faciunt aliena pericula cautum.“ (Wohl dem, der sich durch fremden Schaden warnen läßt.) Gar Mancher geht mit leerem Magen zu Bett und läßt die Seinigen halb Hungers sterben um nur einen feinen Rock auf dem Leibe zu haben. „Seid' und Atlas, Scharlach und Sammt (sagt der arme Richard), löschen das Küchenfeuer aus.“ Das sind keine Lebensbedürfnisse, sie verdienen kaum Bequemlichkeiten genannt zu werden; und wie Viele trachten gleichwohl sehnlich darnach, nur weil sie hübsch aussehen? Auf diese Weise werden die

künstlichen Bedürfnisse der Menschen zahlreicher als die natürlichen und, wie der arme Richard sagt, „Statt eines Armen gibt's hundert Dürftige.“ Durch solche und ähnliche Ausschweifungen gerathen die Vornehmen in Armuth und müssen von denen borgen, die sie früher verachteten, die aber durch Fleiß und Mäßigkeit ihre Stellung behauptet haben; daraus erhellt ganz klärlich: „Ein Bauer auf seinen Beinen ist größer als ein Edelmann auf seinen Knieen,“ wie der arme Richard sagt. Manche haben vielleicht ein kleines Vermögen geerbt, mit dem sie nicht fertig werden zu können glauben; sie denken: „Es ist Tag und wird nimmer Nacht werden;“ es hat nichts zu bedeuten, wenn man von so Vielem ein Wenig verthut; „Kinder und Narren glauben (wie der arme Richard sagt) zwanzig Schillinge und zwanzig Jahre können kein Ende nehmen; aber wer immer aus dem Mehlfaß nimmt und nimmer hineinschüttet, kommt bald auf den Boden;“ — aber der arme Richard sagt: „Wenn der Brunnen trocken ist, erkennt man den Werth des Wassers.“ Das hätten sie jedoch vorher wissen können, wenn sie seinen Rath angenommen hätten: „Willst du den Werth des Geldes kennen, so geh' und suche welches zu borgen; denn Borgen macht Sorgen; und Sorgen schafft sich auch, wer solchen Leuten darleiht, wenn er sein Geld wieder haben will.“ Der arme Richard gibt ferner guten Rath und sagt:

„Ein wahrer Fluch ist der Stolz auf Staat:
Eh' den Tand du kaufst, zieh' den Beutel zu Rath.“

Desgleichen: „Stolz ist ein eben so ungestümer Bettler als Mangel, und noch weit unverschämter.“ Wenn du einen Schmuck gekauft hast, so mußt du noch zehn Dinge dazu kaufen, damit Alles gehörig zu einander paßt; aber der arme Richard sagt: „Es ist leichter, den ersten Wunsch zu unterdrücken, als alle nachfolgenden zu befriedigen.“ Und die Thorheit des Armen, der dem Reichen nachäffen will, ist nicht geringer, als die des Frosches, der sich aufblies, um dem Ochsen gleich zu werden.

„Große Schiffe können in See treiben,
Kleine Boote müssen am Strande bleiben.“

Solche Thorheit findet aber bald ihre Strafe; denn „Ißt der Stolz mit Eitelkeit zu Mittag, so ißt er mit Verachtung zu

Abend," wie der arme Richard sagt. Und an einer andern Stelle: Stolz frühstückte mit Ueberfluß, aß mit Armuth zu Mittag und mit Schande zu Abend." Und was hilft am Ende dieser Stolz auf äußern Prunk und Schein, für welchen so viel gewagt und so viel geduldet wird? Er kann weder Gesundheit verschaffen noch Schmerz lindern; er erhöht den Werth einer Person nicht im Geringsten; wohl aber erregt er Neid und beschleunigt das Unglück.

„Was ist ein Schmetterling? Fürwahr,
Ein' angeputzte Raupe nur;
Der Modegeck gleicht ihm auf's Haar," —

wie der arme Richard sagt.

„Aber welche Tollheit gehört dazu, sich solcher überflüssigen Dinge wegen in Schulden zu stürzen! die Bedingungen dieser Versteigerung hier gewähren uns einen sechsmonatlichen Credit und das hat vielleicht Manche unter uns verleitet, her zu kommen, weil wir das baare Geld nicht entbehren können und uns nun ohne Geld herauszuputzen hoffen. Aber, ach! bedenkt, was Ihr thut, wenn Ihr Euch in Schulden stürzt. Ihr ertheilt einem Andern Gewalt über Eure Freiheit. Wenn Ihr zur bestimmten Zeit nicht zahlen könnt, werdet Ihr Euch schämen, Eurem Gläubiger zu begegnen; Ihr werdet in Furcht sein, wenn Ihr mit ihm sprecht; Ihr werdet armselige, klägliche, kriechende Entschuldigungen vorbringen, nach und nach Eure Wahrhaftigkeit verlieren und zu der gemeinsten Lüge herabsinken; denn, wie der arme Richard sagt, „das zweite Laster ist Lügen; das erste ist Schuldenmachen." Bei gleicher Gelegenheit sagt er: „die Lüge reitet auf dem Rücken der Schuld;" aber ein freier Mann sollte sich nicht schämen noch fürchten, jeglichem Menschen offen in's Gesicht zu sehen. Armuth beraubt jedoch oft einen Mann alles Muthes und aller Tugend." „Dem leeren Beutel fällt's schwer, aufrecht zu stehn," wie der arme Richard sehr wahr bemerkt. Was würdet Ihr von dem Fürsten oder der Regierung denken, die ein Edict erließen, welches bei Strafe des Gefängnisses oder der Knechtschaft verböte, Euch als Männer oder Frauen von Stande zu kleiden? Würdet Ihr nicht sagen, daß Ihr frei seid und ein Recht habt, Euch nach Gutdünken zu kleiden; daß ein solches Edict ein Eingriff in Eure Privilegien und daß solche Regierung tyrannisch sei? Und doch seid Ihr im Begriff, Euch selber unter solche Tyrannei zu fügen, wenn Ihr Euch solcher Kleiderpracht wegen in Schulden stürzt! Euer Gläubiger hat

die Macht, Euch nach Gefallen Eurer Freiheit zu berauben, indem er Euch zeitlebens in's Gefängniß stecken läßt, oder Euch als Knecht verkauft, wenn Ihr nicht im Stande seid, ihn zu bezahlen. Wenn Ihr Euren Einkauf gemacht habt, werdet Ihr Euch um die Zahlung vielleicht wenig Gedanken machen; aber „Gläubiger (wie der arme Richard sagt) haben bessere Gedächtnisse als Schuldner;“ und an einer andern Stelle sagt er: „Gläubiger sind eine abergläubische Secte, sie achten genau auf bestimmte Tage und Zeiten.“ Der Tag kommt heran, eh' Ihr's Euch verseht, und die Forderung ergeht an Euch, bevor Ihr sie zu befriedigen vermögt. Oder wenn Ihr an Eure Schuld denkt, dann wird Euch der Termin, der erst so lang zu sein schien, während er abläuft äußerst kurz vorkommen. Es wird scheinen, als hätte die Zeit an ihre Fersen ebenso gut wie an ihre Schultern Flügel geheftet. „Diejenigen haben eine kurze Fastenzeit (sagt der arme Richard), die zu Ostern eine Schuld abtragen sollen.“ Weil nun, wie er sagt, „der Borger ein Sklave des Darleihers und der Schuldner des Gläubigers Knecht ist,“ so verschmäht diese Fesseln, bewahrt Eure Freiheit und behauptet Eure Unabhängigkeit; seid fleißig und frei, seid mäßig und frei! Gegenwärtig glaubt Ihr Euch vielleicht in recht guten Umständen zu befinden, so daß Ihr Euch eine kleine Mehrausgabe ohne Nachtheil gestatten könnet; aber

„Sei in Zeiten auf Alter und Mangel bedacht,
Die Morgensonne scheint nie bis zur Nacht;“

wie der arme Richard sagt. Gewinn kann vorübergehend und unsicher sein, aber so lange du lebst sind Ausgaben beständig und gewiß; und „es ist leichter zwei Schornsteine zu bauen, als einen warm zu erhalten,“ wie der arme Richard sagt. Daher „lieber ohne Abendbrod schlafen gehn, als mit Schulden aufstehn.“

„Erwirb was du kannst und bewahr' es fortan;
Den wahren Stein der Weisen hast du dann,
Der all dein Blei in Gold verwandeln kann,“

wie der arme Richard sagt. Und wenn Ihr den Stein der Weisen gewonnen habt, dann werdet Ihr gewiß nicht mehr über schlechte Zeit und unerschwingliche Abgaben klagen.

„Das, meine Freunde, ist die Lehre der Vernunft und Weisheit, gleichwohl dürft Ihr Euch nicht allzusehr auf Euren eignen Fleiß, Eure Mäßigkeit und Klugheit verlassen, obwohl sie vortreffliche Dinge sind; denn

ohne des Himmels Segen können sie doch fruchtlos bleiben; darum bittet demüthig um diesen Segen und seid nicht lieblos gegen die, denen er gegenwärtig zu mangeln scheint, sondern leiht ihnen Trost und Hilfe. Seid eingedenk, daß Hiob schwer duldete und in der Folge doch glücklich wurde.

Und nun zum Schluß: „Erfahrung kostet viel Lehrgeld; Thoren aber wollen nur in ihrer Schule lernen, ja, sie lassen sich in dieser kaum lehren; denn es ist wahr, wir können wohl Rath geben, aber wir können seine Befolgung nicht geben,“ wie der arme Richard sagt. Merkt Euch indeß das Wort: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen, wie der arme Richard sagt, der ferner hinzufügt: „Wer nicht hören will, der wird sicherlich fühlen müssen.“ —

So schloß der alte Herr seine Rede. Die Leute hörten sie an, schenkten der Lehre ihren Beifall, thaten aber, wie wenn es eine ganz gewöhnliche Predigt gewesen wäre, auf der Stelle das Gegentheil; denn die Versteigerung nahm ihren Anfang und sie begannen trotz seiner Warnungen und ihrer eigenen Furcht vor Abgaben, blind drauf los zu kaufen. Der gute Mann hatte, wie ich fand, meine Almanache gründlich studirt und Alles wohl verdaut, was ich im Laufe von fünf und zwanzig Jahren über diesen Gegenstand gesagt hatte. Die häufige Erwähnung meines Namens hätte jeden andern ermüden müssen; meine Eitelkeit fühlte sich aber dadurch über die Maßen geschmeichelt, obwohl ich recht gut wußte, daß nicht ein Zehntel der Weisheit, die er mir zuschrieb, mein Eigenthum, sondern nur der Ertrag der Aehrenlese war, die ich auf dem Felde des gesunden Verstandes aller Zeiten und Nationen unternommen hatte. Ich beschloß indeß, mir die Wiederholung dieser Weisheit zu Nutze zu machen, und obwohl ich anfangs Willens gewesen war, Tuch zu einem neuen Rock zu kaufen, ging ich nun doch hinweg, um meinen alten noch ein wenig länger zu tragen. Leser, wirst du das Nämliche thun, so wirst du den nämlichen Nutzen davon haben, wie ich.

Ich bin dein allezeit dienstwilliger

Richard Saunders.

Belehrung für Diejenigen, welche nach Amerika auszuwandern gedenken.

Geschrieben im Jahr 1784.

Dem Verfasser dieser Zeilen, der mit den Zuständen Nordamerikas wohl vertraut ist, haben viele Personen in Europa mündlich und brieflich das Verlangen zu erkennen gegeben, nach jenem Lande auszuwandern und sich daselbst niederzulassen, während sie sich gleichwohl aus Unkenntniß ganz andere Vorstellungen und Erwartungen von dem, was dort zu erlangen ist, gebildet zu haben scheinen. Er glaubt daher, es möge von Nutzen sein und nachtheilige, kostspielige und fruchtlose Umzüge und Reisen ungeeigneter Personen verhüten, wenn er einige klarere und richtigere Ansichten über jenen Welttheil mittheilt, als bis jetzt darüber verbreitet gewesen zu sein scheinen.

Er findet, daß sich sehr Viele einbilden, die Einwohner Nordamerikas seien reich und ebenso fähig als geneigt alle möglichen Talente zu belohnen; daß sie zugleich aber auch völlig unerfahren in allen Wissenschaften seien und daß also Fremde, die in der Literatur, den schönen Künsten u. s. w. Talente besitzen, dort sehr hoch geschätzt und so gut bezahlt werden müssen, um selber recht rasch reich zu werden; daß es ferner dort einträgliche Aemter in Menge zu erlangen gebe, welche die Eingebornen selbst nicht auszufüllen verstehen, und daß insbesondere, weil nur wenig Personen von vornehmer Herkunft dort leben, Fremde von Geburt sich daselbst hochgeachtet sehen und natürlich die besten jener Aemter erlangen werden, um dadurch jedenfalls ihr Glück zu machen; desgleichen glaubt man, daß die Regierungen, um zu Auswanderungen aus Europa aufzumuntern, nicht nur die Kosten der Ueberfahrt bezahlen, sondern den Fremden auch unentgeltlich Land geben, und obendrein noch Neger, um für sie zu arbeiten, sammt landwirthschaftlichen Geräthen und dem erforderlichen Vieh. Das sind lauter abenteuerliche Einbildungen, und wer mit derartigen Erwartungen nach Amerika geht, wird sich sicherlich bitter getäuscht finden.

Die Wahrheit ist, daß sich dort zwar wenig Leute in so elenden Umständen wie die Armen Europas befinden, jedoch jedenfalls wenige in solchen Umständen, daß sie in Europa für reich gelten würden; es herrscht vielmehr im Allgemeinen ein glücklicher Mittelstand vor. Es gibt wenig

große Grundbesitzer und wenig Pächter; die meisten Leute bestellen ihr eigenes Land oder widmen sich einem Handwerk oder dem Handel; sehr Wenige sind reich genug, um mäßig von ihren Renten und Einkünften zu leben oder die hohen Preise zu zahlen, die man in Europa für Gemälde, Statuen, Prachtbauten und andere Kunstwerke gibt, die mehr artig als nützlich sind. Daher haben auch die von der Natur mit solchen Talenten Begabten, welche Amerika geboren hat, fast durchgängig dieses Land verlassen und sind nach Europa gegangen, wo sie entsprechendere Belohnung finden können. Literarische und mathematische Kenntnisse werden hier allerdings sehr geschätzt, sind aber auch allgemeiner verbreitet, als man voraussetzt; denn es bestehen in Amerika bereits neun hohe Schulen oder Universitäten, nämlich vier in New-England, und je eine in den Provinzen New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Maryland und Virginien, die sämmtlich mit guten Professoren versehen sind! außerdem gibt es eine Anzahl kleinerer Akademien; diese Anstalten ertheilen vielen jungen Leuten des Landes Unterricht in den Sprachen und denjenigen Wissenszweigen, welche für die Ausbildung des Theologen, Juristen und Arztes erforderlich sind. Fremden ist es allerdings nicht gewehrt, diese Wissenschaften berufsmäßig auszuüben, und die allenthalben stattfindende rasche Zunahme der Bevölkerung gibt ihnen die Aussicht, ebenso gut wie die Eingebornen eine entsprechende Beschäftigung oder Anstellung zu finden. Civilämter gibt es nur wenige und durchaus keine überflüssigen, wie in Europa; auch gilt in einigen der Staaten ausdrücklich der Grundsatz, daß kein Amt so einträglich sein solle, um die Uebernahme desselben wünschenswerth zu machen. Der 36. Artikel der Verfassung Pennsylvaniens lautet wörtlich folgendermaßen: „Da jeder freie Mann zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit (falls er kein ausreichendes Vermögen besitzt), einen wissenschaftlichen Beruf, ein Gewerbe, ein Handwerk oder eine Landwirthschaft haben muß, wodurch er ehrlich bestehen kann, so ist es weder nöthig noch nützlich, einträgliche Aemter zu errichten; die gewöhnlichen Folgen derselben sind Abhängigkeit und Kriecherei, die sich für freie Männer nicht ziemen, unter den Inhabern und Exspectanten, sowie Parteisucht, Streit, Verderbniß und Unordnung unter dem Volke. Wenn daher ein Amt durch die Zunahme von Sporteln oder auf andere Weise so einträglich wird, daß sich Viele darum bewerben, so soll das Einkommen durch die Gesetzgebung vermindert werden."

Diese Ansichten herrschen mehr oder weniger in allen Vereinigten

Staaten und es lohnt daher nicht der Mühe, wenn ein Mann, der daheim sein Auskommen hat, sein Vaterland in der Hoffnung verläßt, in Amerika ein einträgliches Civilamt zu erhalten; und was Militärstellen anlangt, so sind diese mit dem Kriege erloschen, da die Armeen entlassen worden sind. Noch weit weniger rathsam ist es für solche Personen nach Amerika zu gehen, die sich durch keine andre Eigenschaft, als durch ihre vornehme Geburt empfehlen können. In Europa hat dieselbe freilich ihren Werth; allein sie ist eine Waare, die man auf keinen schlechtern Markt als nach Amerika führen könnte, wo die Leute hinsichtlich eines Fremden nicht fragen, Was ist er? sondern, Was kann er leisten? Besitzt er eine nützliche Kunst, so ist er willkommen, und wenn er sie ausübt und sich gut beträgt, so wird er von Allen geachtet werden, die ihn kennen; aber ein bloßer vornehmer Mann, der auf Grund seines Ranges sich mittels eines Amtes oder Gehaltes vom Publikum ernähren lassen will, wird nur Verachtung und Geringschätzung finden. Den Landwirth und den Handwerker hält man auch dort in Ehren, weil ihre Beschäftigungen nützlich sind. Das Volk hat ein Sprichwort, daß der allmächtige Gott selber ein Handwerker und zwar der größte in der ganzen Welt sei; und man ehrt und bewundert ihn mehr der Mannichfaltigkeit, Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit seiner Werke, als seiner alten Herkunft wegen. Man gefällt sich darin, häufig der Bemerkung eines gewissen Negers zu erwähnen, daß „Boccarorra (d. h. der weiße Mann) den Schwarzen arbeiten läßt; das Pferd, den Ochsen und jedes Ding arbeiten läßt, nur das Schwein nicht. Es, das Schwein nicht arbeiten; es essen, trinken, spazieren gehen, es schlafen gehn, wenn's ihm gefällt, es leben wie ein vornehmer Herr." Diesen Ansichten der Amerikaner gemäß, würde derselben einer dem Genealogen, der ihm nachwiese, daß seine Vorfahren und Verwandten seit zehn Generationen Ackersleute, Schmiede, Zimmerleute, Drechsler, Weber, Gerber oder auch Schuhmacher und also nützliche Mitglieder der Gesellschaft gewesen, dankbarer sein, als wenn er ihm beweisen könnte, daß sie Edelleute waren, die nichts Schätzenswerthes thaten, sondern müßig von der Arbeit anderer, als bloße fruges consumere nati (geboren, die Früchte zu verzehren), lebten und sonst zu gar nichts gut waren, bis nach ihrem Tode ihr Vermögen gleich dem Leichnam des Herrn-Schweines jenes Negers, zerstückelt ward.

Was die Beförderungen und Aufmunterungen der Fremden von Seiten der Regierung anlangt, so bestehen diese in der That nur in Dem, was

gute Gesetze und Freiheit von selbst mit sich bringen. Fremde sind willkommen, weil Raum genug für sie Alle vorhanden ist, und daher sind auch die alten Einwohner nicht eifersüchtig auf sie; die Gesetze beschützen sie hinreichend, so daß sie der Gönnerschaft großer Männer nicht bedürfen, und Jedermann kann in Sicherheit die Früchte seines Fleißes genießen. Bringt er aber kein Vermögen mit, so muß er arbeiten und fleißig sein, um zu leben. Ein Aufenthalt von einem oder zwei Jahren gewährt ihm alle Rechte eines Bürgers; aber keineswegs pflegt die Regierung gegenwärtig, was sie auch in frühern Zeiten gethan haben mag, Leute zu erwerben, um Ansiedler zu werden, indem sie ihre Ueberfahrt bezahlt und ihnen Land, Neger, Geräthe, Vieh oder sonst etwas gibt. Kurz, Amerika ist das Land der Arbeit und keineswegs das, was man in Deutschland Schlaraffenland und in Frankreich Pays de Cocagne nennt, wo die Straßen mit großen Broden gepflastert, die Häuser mit Pfannkuchen gedeckt sind: und wo die gebratenen Tauben umherfliegen und rufen: Iß mich doch!

Wer sind nun aber die Leute, für welche eine Auswanderung nach Amerika vortheilhaft sein kann? und welcher Art sind die Vortheile, die sie vernünftigerweise erwarten dürfen?

Das Land ist in Amerika noch wohlfeil, weil es noch gewaltige Waldstrecken ohne Einwohner gibt, die auch wahrscheinlich so bald noch nicht eingenommen und besetzt sein werden, so daß man auf manchen Punkten in der Nähe der Grenzen hundert Acker fruchtbaren bewaldeten Bodens für acht bis zehn Guineen erhalten kann; daher können sich junge, kräftige und arbeitslustige Männer, welche Feldbau und Viehzucht verstehen, die im Verfahren nicht viel anders sind als in Europa, leicht dort niederlassen. Eine geringe Summe, die sie bei dem guten Lohne, den sie dort erhalten, so lange sie für Andere arbeiten, leicht sparen können, setzt sie in Stand das Land anzukaufen und ihre Pflanzung zu beginnen, wobei sie durch den freundlichen Beistand ihrer Nachbarn und einigen Credit unterstützt werden. Eine Menge armer Leute aus England, Schottland, Irland und Deutschland sind auf diese Weise binnen wenigen Jahren wohlhabende Farmer geworden, während sie in ihrer Heimath, wo alle Ländereien ihre Herren bereits haben und der Arbeitslohn niedrig ist, niemals aus der dürftigen Lage, in der sie geboren wurden, hätten emporkommen können.

In Folge der gesunden Luft, der Zuträglichkeit des Klimas und der Aufmunterung zu frühzeitigen Heirathen durch die Gewißheit, beim Anbau

des Landes vollkommenes Auskommen zu finden, ist in Amerika die Zunahme der Bevölkerung durch zahlreiche Geburten in raschem Steigen begriffen und nimmt durch Einwanderung von außen noch mehr zu; daher findet auch eine beständige Nachfrage nach Handwerkern der nothwendigen und nützlichen Art statt, um jene Landwirthe mit Häusern und Haus- und Wirthschaftsgeräthen, die zu umfangreich sind, um sich leicht aus Europa beziehen zu lassen, versorgen zu können. Leidlich gute Arbeiter in den betreffenden Gewerbszweigen sind sicher, Beschäftigung zu finden und für ihre Arbeit gut bezahlt zu werden, denn es bestehen keine beschränkenden Einrichtungen, wodurch Fremde verhindert würden, irgend eine nützliche Kunst auszuüben, die sie verstehen, und sie bedürfen dazu keine besondere Erlaubniß. Sind sie arm, so beginnen sie zuerst als Dienstboten oder Gesellen; verhalten sie sich als solche nüchtern, fleißig und mäßig, so können sie bald Meister werden, sich etabliren, heirathen, eine Familie erziehen und geachtete Bürger werden.

Auch Personen von beschränktem Vermögen und geringem Kapital, die eine Anzahl Kinder zu versorgen haben und dieselben zu einem Gewerbe zu erziehen, sowie ihren Nachkommen ein Vermögen zu sichern wünschen, finden hierzu in Amerika Gelegenheiten, die ihnen Europa nicht bietet. Sie können dort einträgliche Handwerke erlernen und ausüben, ohne dadurch ihrem Ansehen zu schaden; im Gegentheil, sie werden deshalb nur um so mehr geachtet werden. Legt man dort kleine Kapitalien in Ländereien an, die durch die Zunahme der Bevölkerung täglich an Werth gewinnen, so gibt man dadurch den Kindern eine sichere Aussicht auf einstiges bedeutendes Vermögen. Dem Schreiber dieses Aufsatzes sind mehrere Fälle bekannt, wie an den Grenzen Pennsylvaniens große Landstrecken, je hundert Acker für zehn Pfund, gekauft wurden, die nach zwanzig Jahren, als sich die Niederlassungen bereits weit darüber hinaus ausgedehnt hatten, ohne daß eine Verbesserung auf ihnen vorgenommen wäre, um zehn Pfund für den Acker ohne Schwierigkeit verkauft wurden. Der Acker in Amerika ist derselbe wie der englische oder der Acker in der Normandie.

Wer die Regierungsformen in Amerika kennen zu lernen wünscht, wird wohlthun, wenn er die Verfassungen der verschiedenen Staaten und die Artikel der Bundesverfassung liest, die das Ganze zu verschiedenen Zwecken unter der Leitung einer Versammlung, welche der Congreß heißt, mit einander verknüpft. —

In neuerer Zeit haben verschiedene Fürsten Europas in der Meinung,

daß es vortheilhaft sein würde, wenn alle Waaren und Fabrikate in ihrem eigenen Gebiete erzeugt und dadurch die Einfuhr derselben vermindert oder überflüssig gemacht werden könnte, sich bemüht, Arbeiter aus andern Ländern durch hohe Gehalte, Privilegien u. s. w. an sich zu locken. Viele Personen, die sich in gewissen wichtigen Manufacturzweigen für erfahren halten und sich einbilden, Amerika müsse sie brauchen können und der Congreß jedenfalls geneigt sein, die oben erwähnten Fürsten nachzuahmen, haben sich erboten, hinüber zu kommen, wofern man ihre Ueberfahrten bezahlen, ihnen Ländereien geben, Gehalte anweisen und ausschließliche Privilegien auf eine gewisse Reihe von Jahren ertheilen würde. Wenn diese Personen die Artikel der Bundesverfassung lesen, werden sie finden, daß der Congreß die Macht hierzu nicht besitzt und auch über kein Geld zu derartigen Zwecken zu verfügen hat, daß vielmehr eine solche Aufmunterung, wofern sie überhaupt gegeben würde, von der Regierung eines der einzelnen Staaten ausgehen müßte. Dies ist indeß in Amerika selten geschehen, und wenn es geschehen, ist es selten gelungen. Das Land ist in seinen Zuständen noch nicht so weit gediehen, um Privatpersonen zur Errichtung von Fabriken zu ermuthigen; die Arbeit ist im Allgemeinen zu theuer und es hält schwer, die erforderliche Arbeiterzahl zusammenzubringen, denn Jeder wünscht sich selbst zu etabliren und die Wohlfeilheit des Landlebens veranlaßt Viele, die Gewerbe mit dem Landbau zu vertauschen. In einigen Fällen sind Fabrikunternehmungen allerdings gelungen und haben vortheilhaften Fortgang gefunden; es sind indeß hauptsächlich nur solche, die wenig Hände erfordern oder wo die meiste Arbeit durch Maschinen vollbracht wird. Güter, welche schwerfälliger Art und dabei so geringen Werthes sind, daß sie die Kosten der Fracht nicht wohl ertragen, können oft wohlfeiler im Lande angefertigt werden, als sie eingeführt werden können, und die Anfertigung solcher Güter wird stets einträglich sein, sobald es nicht an hinlänglicher Nachfrage fehlt. Die Farmer in Amerika erzeugen Wolle und Flachs in beträchtlicher Menge und doch wird nichts davon ausgeführt; Alles wird im Lande verarbeitet; dies geschieht aber durch häusliche Handarbeit zum Gebrauche der Familien. Man hat es verschiedene Male in verschiedenen Provinzen versucht, Quantitäten von Wolle und Flachs aufzukaufen, um Spinner, Weber u. s. w. zu beschäftigen und große Fabrikgeschäfte zu begründen, welche Leinen- und Wollenzeuge in großer Masse liefern sollten; diese Unternehmungen sind aber meistens verunglückt, weil Waaren von gleichem Werthe wohlfeiler eingeführt wurden. Wenn die

Regierungen angegangen worden sind, solche Unternehmungen durch Geldvorschüsse oder durch Schutzzölle zu unterstützen, haben sie es meist mit dem Bemerken verweigert, daß das Fabrikwesen, sobald das Land reif dafür ist, von Privatpersonen mit Nutzen betrieben werden könne; falls es aber nicht dafür reif ist, sei es thörig, die Natur zwingen zu wollen. Große Fabrikgeschäfte erfordern eine große Anzahl Armer, welche die Arbeit für geringen Lohn verrichten; diese Armen findet man in Europa, man wird sie aber in Amerika nicht eher finden, als bis alle Ländereien angekauft und cultivirt sind, und die zahlreichere Bevölkerung, die kein Land mehr erhalten kann, anderweite Beschäftigung suchen muß. Die Seidenmanufactur, sagt man, ist in Frankreich naturgemäß, und die Tuchmanufactur in England, weil beide Länder das entsprechende Rohmaterial in Menge erzeugen; wenn aber England ebenso gut eine Seiden-, als eine Tuchmanufactur, und Frankreich so gut eine Tuch-, als eine Seidenmanufactur besitzen will, dann müssen solche unnatürliche Operationen durch wechselseitige Verbote oder durch hohe Eingangszölle auf die beiderseitigen Waaren unterstützt werden; dadurch werden die Arbeiter in Stand gesetzt, den heimischen Consumenten durch höhere Preise zu besteuern, während der höhere Lohn, den sie erhalten, sie doch weder glücklicher noch reicher macht, da sie alsdann nur mehr trinken und weniger arbeiten. Daher thun die Regierungen in Amerika nichts, um solche Unternehmungen zu befördern. Das Volk wird daher weder durch den Kaufmann noch durch den Handwerker übervortheilt; verlangt der Kaufmann zu viel Profit an eingeführten Schuhen, so kauft man sie beim Schuhmacher; fordert dieser einen zu hohen Preis, so bezieht man sie vom Kaufmann; auf diese Weise halten die beiden Gewerbe einander in Schach. Der Schuhmacher hat indeß im Ganzen einen beträchtlichern Gewinn von seiner Arbeit in Amerika, als in Europa, denn er kann auf seinen Preis noch eine Summe schlagen, die den Kosten der Fracht, Commissionsspesen, Gefahr, Versicherung u. s. w. fast gleichkommt, die der Kaufmann nothwendigerweise hinzurechnet. Und ebenso verhält es sich in Betreff jedes andern Handwerkers. Daher kommt es, daß dieselben in der Regel besser und bequemer in Amerika als in Europa auskommen; und die, welche zu sparen verstehen, legen ein Ansehnliches für ihr Alter und für ihre Kinder zurück. Für derartige Leute kann es sonach vortheilhaft sein, nach Amerika auszuwandern.

In den alten längst cultivirten Ländern Europas sind alle Künste,

Gewerbe, Professionen, Landwirthschaften u. s. w. so überfüllt, daß es für einen armen Mann, der Kinder hat, schwierig ist, dieselben in eine Lage zu bringen, daß sie ihr anständiges Auskommen finden oder lernen können, dasselbe zu finden. Die Handwerker fürchten, sich künftige Geschäftsconcurrenten zu erziehen und nehmen daher nur gegen Lehrgeld, Kostgeld u. dgl. Lehrlinge an, während die Eltern dies meistens nicht gewähren können. So wächst die Jugend heran, ohne ein einträgliches Geschäft zu erlernen, und die jungen Leute sind daher genöthigt, Soldaten, Dienstboten oder Diebe zu werden, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. In Amerika hält die rasche Zunahme der Bevölkerung jene Befürchtung der Concurrenz fern und die Handwerker nehmen gern Lehrlinge an, indem sie hoffen, aus deren Arbeit, nachdem sie unterwiesen sind, bis zum Ablaufe der Lehrzeit noch Vortheil zu ziehen. Es ist daher armen Familien leicht gemacht, ihre Kinder unterrichten zu lassen; denn die Handwerker nehmen so gern Lehrlinge an, daß viele derselben den Eltern noch Geld geben, um Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren bis zu ihrem zwei und zwanzigsten Jahre in die Lehre zu bekommen; arme Eltern haben in Folge dieses Umstandes bei ihrer Ankunft im Lande öfters Geld genug empfangen, um das erforderliche Land zu ihrer Niederlassung zu kaufen und dem Reste der Familie durch Landwirthschaft den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Derartige Lehrverträge werden von der Gerichtsbehörde abgeschlossen, welche die Uebereinkunft nach Billigkeit und Recht feststellt und, da sie die Heranbildung eines künftigen nützlichen Bürgers im Auge hat, den Meister nöthigt, sich durch einen schriftlichen Vertrag zu verpflichten, nicht nur während der festgesetzten Zeit den Lehrling gehörig mit Speise, Trank, Kleidern, Wäsche und Wohnung und beim Ablauf der Lehrzeit mit einem vollständigen neuen Anzuge zu versehen, sondern ihm auch im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht zu verschaffen; ihn überdies in der Kunst oder der Profession seines Meisters oder in einer andern gehörig zu unterweisen, so daß er später damit seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und seinerseits eine Familie zu ernähren im Stande sein könne. Eine Abschrift dieses Lehrvertrages wird dem Lehrling oder dessen Verwandten gegeben und die Behörde bewahrt eine andere, welche nachgesehen werden kann, falls der Meister irgend einen Punkt nicht gehörig erfüllen sollte. Dieser Wunsch der Meister, eine größere Anzahl von Händen in ihrem Gewerbe zu beschäftigen, veranlaßt sie, die Ueberfahrt junger Leute beiderlei Geschlechts zu bezahlen, die sich bei ihrer Ankunft verpflichten, ihnen

ein, zwei, drei oder vier Jahre zu dienen; diejenigen, die bereits ein Gewerbe erlernt haben, machen sich nach Verhältniß ihrer Geschicklichkeit und des darauf begründeten sofortigen Werthes ihrer Dienstleistungen auf eine kürzere Zeit verbindlich; wer noch nichts gelernt hat, verpflichtet sich auf eine längere Zeit, weil er dafür der Wohlthat genießt, in einem Gewerbe unterrichtet zu werden, das er seiner Armuth wegen in der Heimath nicht hätte erlangen können.

Weil die Mehrzahl der Einwohner Amerikas nur ein mittelmäßiges Vermögen besitzt und daher genöthigt ist, des Lebensunterhalts wegen ein Geschäft zu betreiben, so begegnet man den aus Müßiggang erwachsenden Lastern verhältnißmäßig nur selten. Fleiß und stete Beschäftigung sind wesentliche Erhaltungsmittel der Moral und Tugend eines Volkes. Daher sind böse Beispiele für die Jugend in Amerika seltener, was für Eltern ein tröstlicher Gedanke sein muß. Dazu kann man der Wahrheit gemäß noch bemerken, daß ungeheuchelte Religion, unter ihren verschiedenen Benennungen, nicht allein geduldet, sondern auch geachtet und geübt wird. Atheismus ist dort unbekannt, und Unglaube selten und geheim, so daß man in diesem Lande ein hohes Alter erreichen kann, ohne seiner Frömmigkeit je durch das Zusammentreffen mit einem Atheisten oder Ungläubigen ein Aergerniß geben zu sehen. Das höchste Wesen scheint übrigens seine Billigung der wechselseitigen Duldung und Freundlichkeit, mit welcher die verschiedenen Secten einander behandeln, durch den außerordentlich gedeihlichen und blühenden Zustand zu erkennen gegeben zu haben, womit es das ganze Land zu segnen für gut gefunden hat.

Der innere Zustand Amerikas.

Eine Sage erzählt uns, daß die ersten Ansiedler Neu-Englands mit vielen Schwierigkeiten und Beschwerden zu kämpfen hatten, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn ein civilisirtes Volk sich in einem noch völlig uncultivirten Lande einzurichten strebt. Als frommgesinnte Leute suchten sie Trost und Hilfe vom Himmel zu erflehen, indem sie häufige Bet- und Fasttage einführten, an denen sie ihre Noth und Bedrängniß vor den Herrn brachten. Während sie beständig an jene mißlichen Umstände dachten und sich darüber unterhielten, wurden sie natürlich von Trübsinn und Verstimmung erfüllt,

und viele unter ihnen hatten, gleich den Kindern Israel, sogar Lust, nach jenem Aegypten zurückzukehren, das sie der erlittenen Verfolgung wegen verlassen hatten. Als man endlich in der Landesversammlung vorschlug, einen neuen Fasttag abzuhalten, erhob sich ein verständiger Farmer und bemerkte, daß die Nachtheile, die sie erlitten, keineswegs so groß wären, als man hätte erwarten dürfen, und daß sie sich überdies mit jedem Tage in dem Verhältnisse verminderten, als die Kolonie an Kraft und Bestand gewänne; die Erde finge bereits an, ihre Arbeit zu belohnen und sie reichlich mit Unterhaltsmitteln zu versorgen; die Seen und Flüsse wären fischreich, die Luft zuträglich und das Klima gesund; vor Allem aber befänden sie sich hier im vollen Genusse bürgerlicher und religiöser Freiheit: er wäre daher der der Ansicht, daß es heilsamer sein würde, wenn sie diese Umstände erwägen und sich darüber unterhalten wollten, weil sie dann zufriedener mit ihrer Lage werden würden; auch würde es der Dankbarkeit, die sie dem höchsten Wesen schuldig wären, angemessener sein, wenn sie anstatt eines Fasttags vielmehr ein fröhliches Dankfest feiern wollten. Man nahm seinen Rath an, und seit jener Zeit bis zum heutigen Tage haben sie alljährlich des gemeinsamen Glückes und Gedeihens genug wahrgenommen, um sich zur Feier eines Dankfestes veranlaßt zu fühlen; ein solches wird daher auch regelmäßig angeordnet und andächtig begangen.

In den Zeitungen verschiedener Staaten les' ich häufige Klagen über schwere Zeiten, todten Handel, Geldmangel u. s. w. Es ist nicht meine Absicht, zu behaupten, daß diese Klagen alles Grundes entbehren. Es kann kein Land oder Volk geben, worin sich nicht eine Anzahl Leute in einer Lage finden sollten, die es ihnen schwer macht, ihren Unterhalt zu erschwingen, Leute, die kein einträgliches Geschäft treiben und in deren Hände wenig Geld kommt, weil sie nichts zum Austausch dafür geben können; eine kleine Anzahl hat es aber stets in ihrer Gewalt, einen großen Lärm zu erheben. Betrachten wir aber unbefangenen Blicks die allgemeine Lage unserer Angelegenheiten, so wird sich die Aussicht vielleicht weniger düster herausstellen, als wir es uns gedacht haben.

Die Hauptbeschäftigung des amerikanischen Continents ist Ackerbau. Auf einen Handwerker oder Kaufmann kommen, wie ich glaube, bei uns wenigstens hundert Farmer und die Mehrzahl derselben bauen ihr eigenes fruchtbares Land, auf welchem Viele nicht allein die zu ihrem Unterhalt nothwendige Nahrung, sondern auch das zu ihrer Kleidung Erforderliche erzeu-

gen, so daß sie nur sehr wenig Dinge aus dem Auslande zu beziehen brauchen, während sie einen Ueberschuß von Producten verkaufen und dadurch allmälig Reichthum anhäufen können. Das höchste Wesen hat diese Gegenden so reich gesegnet und das Klima ist stets so günstig gewesen, daß seit den drei oder vier schweren Jahren, die unsre Väter nach der ersten Ansiedlung hier erleben mußten, niemals von einer Hungersnoth oder Mißerate unter uns gehört worden ist; im Gegentheil wir haben stets, mögen auch manche Jahre mehr und andere weniger ergiebig gewesen sein, nicht nur hinreichende Vorräthe für uns selbst, sondern auch noch eine bedeutende Menge zur Ausfuhr übrig gehabt. Und obwohl die Ernten des letzten Jahres allgemein gut waren, wurde der Farmer doch noch niemals besser für das bezahlt, was er für den Handel übrig hatte, wie die veröffentlichten Preisübersichten zur Gnüge beweisen. Auch steigen die Ländereien, die er besitzt, mit der Zunahme der Bevölkerung fortwährend im Werthe, und er ist im Ganzen im Stande, Denen, die für ihn arbeiten, so guten Lohn zu geben, daß Alle, welche mit den Verhältnissen der alten Welt bekannt sind, zugeben müssen, daß in keinem Theile derselben die arbeitenden Armen hinsichtlich der Kost, Kleidung, Wohnung und Bezahlung so gut gestellt sind als in den Vereinigten Staaten Amerikas.

Sehen wir uns in den Städten um, so finden wir, daß seit der Revolution die Einkünfte der Haus- und Grundstücksbesitzer außerordentlich gestiegen sind; der Zins hat eine erstaunliche Höhe erreicht, ein Umstand, der zu neuen Bauunternehmungen aufmuntert, wodurch eine Menge Arbeiter beschäftigt werden; letzteres ist desgleichen der Fall in Folge der luxuriösen und glänzendern Lebensweise der reicher gewordenen Einwohner. Alle diese Arbeiter fordern und erhalten höhern Lohn, als man ihnen in irgend einem andern Lande gewähren würde, und überdies werden sie baar bezahlt. Diese Volksklasse klagt daher nicht über schwere Zeiten oder hat wenigstens keine Ursache dazu; sie umfaßt aber einen beträchtlichen Theil der städtischen Bevölkerung.

Ich wohne zu entfernt vom Schauplatze der amerikanischen Fischereien, um darüber etwas Zuverlässiges sagen zu können; ich habe jedoch nicht gehört, daß die Arbeit der schätzbaren Menschenklasse, die sich derselben widmet, schlechter bezahlt werde oder daß der Ertrag minder günstig sei, als vor der Revolution. Die Wallfischfänger sind allerdings eines Marktes für ihr Oel (Thran) beraubt worden, doch eröffnet sich, wie ich höre, ein neuer für sie,

der, wie man hofft, nicht minder vortheilhaft sein wird; hinsichtlich ihrer Wallrathskerzen ist die Nachfrage fortwährend im Steigen und dieselben stehen daher höher im Preise als früher.

Es erübrigt uns nun, den Kaufleuten und Kramladeninhabern einen Blick zu schenken. Machen sie auch nur einen kleinen Theil der ganzen Nation aus, so ist ihre Anzahl doch beträchtlich und in der That zu groß für den Geschäftszweig, dem sie sich widmen, denn der Waarenverbrauch hat in jedem Lande seine Grenzen; das Vermögen des Volkes, d. h. seine Fähigkeit zu kaufen und zu bezahlen, ist nur in einer gewissen Quantität Waaren gewachsen. Verrechnen sich die Kaufleute hinsichtlich dieses Verhältnisses und führen sie zu viel ein, so werden sie natürlich in Folge dieses Zuviel den Absatz flau finden und Manche werden sagen, der Handel stocke. Sie sollten, und werden vermuthlich, durch Erfahrung klüger werden und weniger einführen.

Wenn zu viele Handwerker in der Stadt und Farmer vom Lande, in der Hoffnung, ein bequemeres Leben zu führen, Kramläden eröffnen, so wird die ganze natürliche Masse dieses Geschäftszweiges, indem sie unter sie vertheilt ist, für Jeden einen zu geringen Ertrag gewähren und zu der Klage veranlassen, daß der Geschäftsverkehr todt sei; sie können den Umstand auch auf den Geldmangel schieben, der allerdings die Ursache des Unglücks ist, aber weniger deshalb, weil die Anzahl der Käufer gering ist, als vielmehr der übermäßigen Menge der Verkäufer wegen. Würde jeder handeltreibende Farmer und Handwerker wieder zu seinem Pfluge und zu seinem Werkzeug zurückkehren, so würden Wittwen und andere Frauen genug übrig bleiben, um das ganze Kramladengeschäft zu besorgen, das ihnen alsdann auch ein bequemes Auskommen gewähren könnte.

Wer die verschiedenen Länder Europas bereist und wahrgenommen hat, wie gering dort die Zahl der Reichen und Wohlhabenden im Vergleich mit der Zahl der Armen und Dürftigen ist; wer dort die wenigen reichen und hochmüthigen Gutsherren und die Menge der armen, elenden, durch Zinsen und Zehnten geplagten Pächter oder die halbbezahlten und halbverhungerten Handarbeiter gesehen hat, und dagegen hier den glücklichen Mittelstand betrachtet, der so allgemein in diesen Staaten vorherrscht, wo der Landmann für sich selber arbeitet und seiner Familie ein gutes Auskommen verschafft, wer dies Alles gesehen hat, wird, denk' ich, reichliche Ursache finden, der göttlichen Vorsehung für den zu unsern Gunsten gemachten Unterschied zu

danken, und überzeugt werden, daß keine uns bekannte Nation sich der menschlichen Glückseligkeit in reicherem Maße erfreut.

Es ist wohl wahr, daß in einigen unser Staaten Parteien und Zwistigkeiten walten; schauen wir aber nur zurück und fragen wir, ob wir jemals frei davon gewesen sind? Dergleichen wird sich überall finden, wo Freiheit ist, und dient vielleicht mit zu deren Erhaltung. Durch den Zusammenstoß verschiedener Meinungen werden Funken der Wahrheit herausgeschlagen und politisches Licht gewonnen. Die verschiedenen Factionen, die uns jetzt spalten, führen alle zum gemeinsamen Besten; man ist nur über die verschiedenen Mittel uneins, die dasselbe befördern. Dinge, Handlungen, Maßregeln und Gegenstände aller Art zeigen sich den Geistern der Menschen in so verschiedenartigem Lichte, daß wir unmöglich über jeden Gegenstand gleichzeitig Alle einer Ansicht sein können, während ja kaum der nämliche Mensch jederzeit die nämliche Ansicht darüber behält. Parteien sind daher das gemeinsame Loos der Menschheit, und die unsrigen sind keineswegs nachtheiliger oder minder wohlthätig als diejenigen anderer Länder, Völker oder Zeitalter, die in gleichem Grade des Segens politischer Freiheit genießen.

Manche unter uns sind allerdings nicht sowohl hinsichtlich des gegenwärtigen Zustandes unserer Angelegenheiten, als vielmehr der Zukunft wegen besorgt. Der steigende Luxus beunruhigt sie und sie glauben, daß wir uns allein aus diesem Grunde schon auf dem Wege zum Verderben befinden. Sie sagen, daß ohne Sparsamkeit kein Einkommen ausreicht und daß auch das reichste, aus den Naturproducten des Landes erwachsende Einkommen eines ganzen Volkes durch überflüssige und unnütze Ausgaben verschwendet werden kann, bis Armuth an die Stelle des Ueberflusses tritt. Dies mag möglich sein. Es geschieht indeß selten; denn unter jedem Volke scheint in einem größeren Maße Fleiß und Mäßigkeit, wodurch Bereicherung bewirkt wird, als Müßiggang und Verschwendung zu walten, welche Armuth verursachen, so daß im Ganzen eine beständige Anhäufung des Reichthums stattfindet. Man erwäge, was Spanien, Gallien, Deutschland, Britannien, zur Zeit der Römer waren, wo die Bewohner dieser Länder kaum mehr Reichthum als unsere Wilden besaßen, und man betrachte dagegen, welche Schätze sie gegenwärtig in wohlgebauten Städten, trefflichen Landgütern, kostbaren Mobilien und reichausgestatteten Waarenmagazinen besitzen, zu schweigen von ihren Gold- und Silbergeräthen, Juwelen und gemünztem Gelde; und doch hat man

dem Luxus und verschwenderischen Leben in diesen Ländern nie große Beschränkung auferlegt. Betrachte man sodann die weit überwiegende Anzahl fleißiger, mäßiger Farmer, welche die innern Landestheile dieser amerikanischen Staaten bewohnen und die Hauptmasse und den Kern unserer Nation bilden, und urtheile, ob es möglich sei, daß der Luxus unserer Seestädte hinreichend sein könne, ein solches Land zu ruiniren. — Könnte die Einfuhr fremder Luxusartikel ein Volk ruiniren, so würden wir wahrscheinlich schon längst vorher ruinirt worden sein, denn die britische Nation beanspruchte und übte ein Recht, uns nicht nur den Ueberfluß ihrer eigenen Producte, sondern auch den aller andern Nationen zuzuführen; wir kauften und consumirten dieselben, und dennoch gediehen wir und wurden reich. Gegenwärtig können unsre unabhängigen Regierungen thun, was wir damals nicht vermochten: derartige Zufuhr durch hohe Zölle entmuthigen oder durch strenge Prohibitivmaßregeln verhindern, um in Folge dessen reicher zu werden; — wofern nämlich — was noch fraglich ist — das Verlangen uns elegant zu kleiden, schöne Geräthe zu besitzen, in prächtigen Häusern zu wohnen u. s. f., in der That nicht, indem es sich als starkes Reizungsmittel zu Arbeit und Fleiß erweist, einen größern Reichthum hervorzubringen vermag, als durch die Befriedigung dieses Verlangens aufgewendet wird.

Der Landbau und die Fischereien der Vereinigten Staaten sind die Hauptquellen unsers steigenden Reichthums. Wer ein Samenkorn in die Erde streut, wird vielleicht durch vierzigfältigen Ertrag belohnt, und wer einen Fisch aus dem Wasser zieht, zieht ein Silberstück empor.

Schenken wir unsre Aufmerksamkeit (und wir werden dies sicherlich thun) diesen Angelegenheiten, so wird uns die Macht eifersüchtiger Concurrenten mit all ihren Beschränkungs- und Prohibitivmaßregeln wenig schaden können. Wir sind Söhne der Erde und des Meeres, und wenn wir im Ringen mit einem Herkules dann und wann einmal zu Falle kommen, so wird uns, gleich Antäus in der Fabel, die Berührung unsrer Eltern neue Stärke und Kraft mittheilen, um den Kampf zu erneuern.

Das Benehmen der alten Juden

vergleichen

mit dem Verhalten der Antiföderalisten in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Ein eifriger Verfechter der vorgeschlagenen Bundesverfassung sagte in einer gewissen Staatsversammlung, „ein großer Theil der Menschen hege eine so starke Abneigung gegen gute Regierungsformen, daß er glaube, wenn ein Engel vom Himmel käme, um eine dort für uns aufgestellte Verfassung herabzubringen, würde dieselbe gleichwohl die heftigste Opposition erregen.“ — Man tadelte die vermeintliche Extravaganz dieser Aeußerung und er rechtfertigte sie nicht. Wahrscheinlich ist es ihm nicht gleich eingefallen, daß das Experiment wirklich versucht worden und der Bericht darüber in dem zuverlässigsten aller Geschichtsbücher, der heiligen Bibel, aufgezeichnet ist; er hätte sonst seine Ansicht durch diese unwidersprechliche Autorität unterstützen können.

Es hatte dem höchsten Wesen gefallen, durch eine ununterbrochene Reihe von Maßregeln seiner gütigen Vorsehung eine einzelne Familie zu erziehen und zu pflegen, bis sie zum großen Volke wurde. Und nachdem es sie mit Hilfe vieler durch seinen Diener Moses vollbrachter Wunder aus der Knechtschaft befreit, übergab es persönlich diesem erwählten Diener im Beisein der ganzen Nation eine Verfassung und ein Gesetzbuch, dem sie gehorchen sollten; es begleitete diese Gaben feierlich mit Verheißungen großer Belohnung und Androhungen schwerer Strafen, je nachdem sie gehorsam oder ungehorsam sein würden.

Obwohl die Gottheit selbst an der Spitze dieser Verfassung stand, (die deshalb von politischen Schriftstellern eine Theokratie genannt wird,) konnte dieselbe doch nur mit Hilfe ihrer Minister eingeführt werden; daher wurden Aaron und seine Söhne beauftragt, mit Moses das erste Ministerium der neuen Verfassung zu bilden.

Man hätte glauben sollen, daß die Ernennung von Männern, die sich ausgezeichnet hatten, indem sie ihrer Nation die Freiheit verschafften, und die ihr Leben gewagt, indem sie sich dem Willen eines mächtigen Monarchen widersetzt hatten, der dieses Volk in Sklaverei zurückhalten wollte, für ein dankbares Volk eine angenehme Ernennung hätte sein müssen; und daß

eine Verfassung, welche die Gottheit selbst aufgestellt hatte, schon aus diesem Grunde einer allgemein beifälligen Aufnahme hätte sicher sein sollen. Aber es befanden sich unter jedem der dreizehn Stämme einige mißvergnügte unruhige Geister, die das Volk beständig dazu anreizten, die neue Regierungsform zu verwerfen. Sie hatten dazu verschiedene Beweggründe.

Viele hegten noch eine Vorliebe für Aegypten, ihr Geburtsland; und so oft diese eine Unbequemlichkeit oder Beschwerde empfanden, was in Folge des Ortswechsels ganz natürlich und unvermeidlich öfters der Fall sein mußte, erhoben sie ein Geschrei gegen die Anführer, als die Urheber des Mißgeschicks, und verlangten nicht nur, nach Aegypten zurückzukehren, sondern auch ihre Befreier zu steinigen (4. Mos. 14.). Denen, die der Abgötterei zugethan waren, mißfiel die Zerstörung ihres goldenen Kalbes. Viele der Stammhäupter glaubten, die neue Verfassung könnte ihren Sonderinteressen schaden, indem die einträglichen Stellen von den Verwandten und Freunden Moses und Aarons eingenommen und andere Ebenbürtige ausgeschlossen werden möchten (4. Mos. 16, 3.). — Aus Josephus und dem Talmud erfahren wir einige Umstände, die in der heiligen Schrift nicht so ausführlich erzählt sind. Dort wird nämlich erzählt, daß Korah ehrgeizigen Sinnes nach der Priesterwürde strebte und sich gekränkt fühlte, dieselbe Aaron übertragen zu sehen, was, wie er sagte, nur durch Moses' Macht und Ansehen, ohne die Bewilligung des Volkes, geschehen wäre. Er beschuldigte Moses, durch verschiedene Kunstgriffe betrügerischer Weise die Regierung an sich gebracht und das Volk seiner Freiheiten beraubt zu haben; desgleichen mit Aaron darauf auszugehen, die Tyrannei in ihrer Familie erblich zu machen. Obwohl nun Korah's einziges Ziel war, Aaron zu verdrängen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen, überredete er doch das Volk, daß er nur das Gemeinwohl im Auge hätte, und so begann man, durch seine Einflüsterungen gewonnen, laut zu rufen: „Laßt uns die gemeinsame Freiheit unserer Stämme aufrecht erhalten; wir haben uns aus der Sklaverei befreit, die uns von den Aegyptern auferlegt war, und sollen wir uns nun durch Moses zu Sklaven machen lassen? Müßten wir einen Herrn haben, so wär' es besser, zu Pharao zurückzukehren, der uns wenigstens mit Brod und Zwiebeln nährte, als diesem neuen Tyrannen zu dienen, der uns durch sein Verfahren in Gefahr gebracht hat, Hungers zu sterben." — Sie zogen darauf die Wahrheit seiner Gespräche mit Gott in Zweifel, indem sie sich auf die Heimlichkeit der Zusammenkünfte und auf den Umstand

beriefen, daß Niemand vom Volke den Besprechungen hatte beiwohnen oder sich auch nur dem Orte derselben nähern dürfen. Alles Dies bezeichneten sie als sehr verdächtig. Auch beschuldigten sie Moses des Unterschleifs, weil er einen Theil der goldenen Löffel und silbernen Schüsseln, die von den Fürsten dem Altare geopfert waren, (4. Mos. 7.) und die goldenen Gaben des Volks (2. Mos. 35, 22.), sowie den größten Theil des Kopfgeldes (4. Mos. 3. und 2. Mos. 30.) unterschlagen hätte; Aaron klagten sie an, einen großen Theil des Goldes eingesteckt zu haben, wovon er angeblich ein gegossenes Kalb gemacht hatte. Außer dem Unterschleife beschuldigten sie Moses des Ehrgeizes; um diese Leidenschaft zu befriedigen, sagten sie, hätte er das Volk betrogen, indem er versprochen, sie in ein Land zu führen, wo Milch und Honig flösse; anstatt dessen hätte er sie vielmehr aus einem solchen Lande hinweggebracht; auch machte er sich nicht die geringsten Skrupel in Betreff all dieses Unheils, wofern er sich nur zum unumschränkten Fürsten machen könnte (4. Mos. 16, 13.). Um die neue Würde in seiner Familie mit Glanz behaupten zu können, würde der bereits erhobenen und Aaron gegebenen theilweisen Kopfsteuer (4. Mos. 3.) bald eine allgemeine folgen und wahrscheinlich von Zeit zu Zeit erhöhet werden, wofern man ihn ferner unterm Vorwande neuer göttlicher Offenbarungen neue Gesetze aufstellen ließe, bis am Ende ihr ganzes Vermögen von dieser Aristokratie verschlungen sein würde.

Moses wies die Beschuldigung des Unterschleifs zurück und seine Ankläger hatten zu deren Unterstützung keine Beweise, obwohl Thatsachen, wenn sie wahr sind, ihrer Natur nach auch beweisbar sind. „Ich habe," sagte er (mit heiligem Vertrauen auf die Gegenwart Gottes), „ich habe von diesem Volke nicht den Werth eines Esels genommen, noch ihnen sonst ein Unrecht gethan." Aber seine Feinde hatten doch die Anklage erhoben und damit beim Pöbel einigen Eindruck gemacht; denn von Schurken wird keine Anschuldigung so gern erhoben, noch so leicht geglaubt, als die Anschuldigung der Schurkerei.

Kurz, zweihundert und fünfzig der vornehmsten Männer, die angesehen und geachtet in der Gemeine waren (4. Mos. 16.), stellten sich an die Spitze des gemeinen Volkes und reizten dasselbe zu einem solchen Grade der Raserei auf, daß es rief: „Steinigt sie, steinigt sie, damit wir unsere Freiheiten retten; laßt uns andere Führer wählen, die uns nach Aegypten zurückführen können, falls es uns nicht gelingt die Kananiter zu besiegen."

Aus allem Dem scheint hervorzugehen, daß die Israeliten ein auf seine neuerworbene Freiheit eifersüchtiges Volk waren, und solche Eifersucht ist an sich kein Fehler; daß sie sich jedoch, als sie listigen Männern einen Einfluß gestatteten, die unter dem Vorwande des Gemeindewohls nur ihr Privatinteresse im Auge hatten, verleiten ließen, der Einführung der neuen Verfassung Widerstand entgegen zu setzen, wodurch sie sich große Nachtheile und Unglück zuzogen. Ferner ersieht man aus dem nämlichen unschätzbaren Geschichtsbuche, daß das Volk, als nach vielen Jahrhunderten die Verfassung veraltet und untauglich geworden und eine Verbesserung in Vorschlag gekommen war, sich in gleicher Weise, wie es einst Moses angeklagt, er wolle sich aus Ehrgeiz zum Fürsten machen, und steinigt ihn, steinigt ihn, gerufen hatte, nun auch von den hohen Priestern und Schriftgelehrten zu der ähnlichen Anklage gegen den Messias aufreizen ließ, daß er König der Juden werden wollte, und kreuzige, kreuzige ihn, rief. Wir können aus alldem abnehmen, daß die Opposition des Volks gegen eine öffentliche Maßregel kein Beweis für die Unzweckmäßigkeit derselben ist, sollte die Opposition auch selbst von angesehenen Männern angeregt und angeführt sein.

Schließlich bitte ich, meine Bemerkungen nicht etwa so zu verstehen, als hätte ich sagen wollen, daß unser allgemeiner Convent deshalb göttlich inspirirt gewesen sei, als er die neue Föderativverfassung aufstellte, weil man sich dieser Verfassung mit Unverstand und Heftigkeit widersetzt hat; — gleichwohl hab' ich in der That einen so festen Glauben an die Regierung der Welt durch die Vorsehung, daß ich mir kaum denken kann, es werde ein Werk von so hoher Wichtigkeit für jetzt lebende und später zahlreiche Millionen zu Stande kommen können, ohne in gewissem Grade durch den allmächtigen, allgegenwärtigen und allgütigen Regierer bestimmt, geregelt und geleitet zu werden, in welchem alle untergeordneten Wesen leben, weben und sind.

Dr. Franklin's entscheidende Schlußrede

in dem zur

Revision der Unionsverfassung in Philadelphia versammelten Convente (1787).

Herr Präsident!

Ich gestehe, daß gegenwärtig diese Verfassung nicht in allen Punkten meinen Beifall hat; doch kann ich deshalb nicht behaupten, Sir, daß ich sie niemals gutheißen werde; denn ich habe lange gelebt und öfters die Erfahrung gemacht, daß ich nach erlangter besserer Kenntniß oder einer gründlichern Erwägung genöthigt war, auch selbst über wichtige Gegenstände Ansichten zu ändern, die ich früher für richtig hielt, aber nun nicht mehr so fand. Daher bin ich auch, je älter ich werde, um so mehr geneigt, meinem eigenen Urtheil zu mißtrauen und mehr Gewicht auf das Urtheil Anderer zu legen. Freilich glauben sich die meisten Menschen, ebenso wie die meisten Religionssekten, im Besitze aller Wahrheit und meinen, Andere müssen nothwendig im Irrthum sein, wenn sie von ihnen abweichen. Steel, ein Protestant, sagt dem Papste in einer Dedication, daß „die beiden Kirchen sich in ihren Ansichten über die Richtigkeit ihrer Lehren nur dadurch von einander unterscheiden, daß die römische Kirche unfehlbar und die englische Kirche niemals im Irrthum ist." Hegen nun aber auch viele Privatpersonen von ihrer eigenen Unfehlbarkeit eine fast ebenso hohe Meinung, als von der ihrer Sekte, so drücken dies doch wenige so naiv aus, wie eine gewisse französische Dame, die bei Gelegenheit eines kleinen Streites mit ihrer Schwester sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Schwester, aber ich finde Niemand, der immer Recht hätte, mich selbst ausgenommen." Il n'y a que moi qui a toujours raison. Auf Grund der angedeuteten Gesinnung stimme ich für diese Verfassung, und zwar mit all ihren Mängeln, falls sie deren hat, denn ich halte eine gemeinschaftliche Oberregierung für nothwendig für uns, und es gibt keine Regierungsform, die nicht ein Segen sein könnte, wenn sie gut verwaltet wird; auch glaube ich, daß die gegenwärtige eine Reihe von Jahren jedenfalls gut verwaltet werden wird und nur dann mit Despotismus enden kann, wie es bei andern Regierungsformen früher der Fall gewesen, wenn das Volk so verderbt wird, daß es eine despotische Regierung braucht, weil es keiner andern mehr fähig ist. Ich zweifle auch, ob irgend

ein andrer Convent, den wir einberufen könnten, im Stande sein würde, eine bessere Constitution zu schaffen; denn wenn man eine Anzahl Männer versammelt, um ihre vereinigte Weisheit zu benutzen, so versammelt man unvermeidlich mit diesen Männern auch all ihre Leidenschaften, Vorurtheile, ihre irrigen Ansichten, ihre Localinteressen und selbstischen Absichten. Läßt sich von einer solchen Versammlung ein vollkommenes Werk erwarten? Ich bin daher erstaunt, Sir, das vorliegende Werk der Vollkommenheit so nahe kommen zu sehen, als es der Fall ist, und ich denke, es wird dasselbe unsre Feinde nicht minder überraschen, während sie zuversichtlich der Nachricht entgegensehen, daß unsre Berathungen verwirrt sind, gleich jenen der Erbauer des babylonischen Thurms, und daß unsre Staaten sich zur Trennung anschicken, um später nur zu dem Zwecke wieder zusammen zu kommen, einander in die Haare zu gerathen und umzubringen.

Daher, Sir, stimme ich denn für diese Constitution, weil ich keine bessere erwarte, und weil ich die Möglichkeit anerkennen muß, daß sie vielleicht schon die beste sei. Meine Ansichten in Betreff ihrer Fehler opfre ich dem allgemeinen Besten auf. Draußen hab' ich von diesen Ansichten keine Sylbe laut werden lassen; sie wurden innerhalb dieser Wände erzeugt und hier sollen sie auch sterben. Wenn Jeder von uns nach der Rückkehr zu unsern Auftraggebern sich über die Einwendungen aussprechen wollte, die er gegen das Werk erhoben, und sich dabei bemühen würde, Anhänger für seine Meinung zu gewinnen, so könnten wir dadurch die allgemeine Annahme dieser Verfassung verhindern und damit zugleich alle die heilsamen Folgen und wichtigen Vortheile einbüßen, die zu unsern Gunsten, sowohl bei fremden Nationen als unter uns selbst, aus unserer offenkundigen wirklichen Einmüthigkeit erwachsen müssen. Ein großer Theil der Kraft und Wirksamkeit einer Regierung hinsichtlich der Beförderung und Sicherstellung des Volkswohles hängt von einer Meinung ab, — nämlich von der allgemein herrschenden Meinung, daß diese Regierung gut und deren Verwalter weise und redlich seien.

Ich hoffe daher, daß wir um unser selbst willen, insofern wir ein Theil des Volkes sind, und um unserer Nachkommen willen, diese Verfassung nachdrücklich und einmüthig überall empfehlen werden, wohin unsere Stimme nur dringen und Einfluß haben mag, während wir unser Sinnen und unsere Mühe fortan auf die Mittel richten, um dieselben gut verwalten zu lassen.

Endlich, Sir, kann ich nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß jedes Mitglied des Convents, welches etwa noch einige Einwendungen auf dem Herzen hat, im gegenwärtigen Falle, gleich mir, ein wenig an seiner eignen Unfehlbarkeit zweifeln und, damit wir unsere Einmüthigkeit offen kundgeben, seinen Namen unter diese Urkunde setzen möge.

[Hierauf wurde der Antrag gestellt, die Schlußformel hinzuzufügen, nämlich:

„Geschehen im Convent, durch einstimmigen Beschluß" u. s. w. Die Versammlung nahm diesen Antrag an und der Zusatz wurde demgemäß beigefügt.]

Gedanken über Handelsangelegenheiten.

Ueber Beschlaglegung auf Korn und über die Armen.

In hochgelegenen Binnenländern, dessen Flüsse klein sind und nicht in das Land, sondern aus demselben strömen, wie es z. B. mit der Schweiz der Fall ist, kann in Folge schlechter Ernten große Noth eintreten, wofern die Landesmagazine nicht mit reichlichen Vorräthen versorgt worden sind. Vor Alters, ehe die Schifffahrt so allgemein, die Schiffe so zahlreich und der Handelsverkehr so wohl eingerichtet war, konnten selbst Küstenländer durch schlechte Ernten bisweilen in Noth versetzt werden. Die Communication zwischen diesen Ländern ist aber gegenwärtig bereits so sehr erleichtert, daß ein ungehemmter Handel kaum verfehlen kann, jedem derselben den Bedarf in genügender Menge zuzuführen. Ist freilich eine Regierung so unklug, ihre Hand auf eingeführtes Korn zu legen, dessen Ausfuhr zu verbieten oder den Verkauf zu vorgeschriebenen Preisen zu erzwingen, so kann das Volk einer Hungersnoth ausgesetzt werden, wenn die eingeschüchterten Kaufleute seine Häfen vermeiden. Wo man aber weiß, daß der Handel stets frei und der Kaufmann der unumschränkte Herr seiner Waare ist, wie in Holland, da wird es nie an zureichender Zufuhr fehlen.

Wenn eine Ausfuhr von Korn stattfindet, weil im Auslande die Preise gestiegen sind, so erhebt sich gewöhnlich ein Geschrei dagegen, indem man meint, es werde dadurch eine Hungersnoth im Inlande hervorgebracht

werden. Dann erfolgt ein auf die eingebildete Noth der Armen gegründetes Verbot. Den Armen gebührt allerdings Unterstützung, wenn sie in Noth sind; wenn aber der Landwirth in Folge der Nachfrage fremder Länder für sein Korn einen höhern Preis erhalten könnte, muß er dann durch ein Ausfuhrverbot gezwungen werden, nicht nur vom Armen, sondern von einem Jeden, der Brod ißt, auch vom Reichsten, einen niedrigen Preis anzunehmen? Dem Reichen liegt die Pflicht ob, den Armen zu unterstützen; durch jene Operation wird aber die ganze Bürde auf den Landwirth gewälzt, der zugleich auch den Reichen unterstützen soll. Unter den Armen haben diejenigen, die auf Gemeindekosten unterhalten werden sollen, ebenfalls kein Recht, dieses Opfer vom Landwirthe zu verlangen, denn so lange sie ihren bestimmten Unterhalt bekommen, kann es ihnen gleichgiltig sein, ob sie wohlfeiles oder theures Brod essen. Diejenigen Armen der arbeitenden Klasse, die gegenwärtig nur fünf oder vier Tage der Woche ihrer Arbeit zu widmen pflegen, während das Brod so theuer ist, daß sie schon deshalb die anbefohlenen sechs Tage der Woche arbeiten sollten, scheinen nicht so schwer bedrängt zu sein, um ein Recht auf öffentliche Unterstützung zu haben. Es werden daher verhältnißmäßig nur wenig Familien in jedem Distrikte übrig bleiben, die in Folge von Krankheiten oder großer Kinderzahl durch einen hohen Kornpreis so hart bedrängt werden, daß sie der Unterstützung bedürfen; und für diese könnte man durch besondere Gaben sorgen, ohne dem Landwirthe seinen Gewinn zu entziehen.

Wer in Furcht schwebt, daß die Ausfuhr die Kornvorräthe des Landes in solchem Maße erschöpfen werde, daß wir selbst deshalb in Mangel gerathen, befürchtet Etwas, was nie eingetreten ist, noch je eintreten kann. Ebenso gut könnten sie, wenn sie die Ebbe eintreten sehen, befürchten, das Wasser werde den Fluß ganz verlassen. Der Kornpreis wird, gleich dem Wasser sein eigenes Niveau wiederfinden. Je mehr wir ausführen, um so theuerer wird es daheim; je mehr man draußen empfängt, um so wohlfeiler wird es dort, und sobald diese Preise einander gleich werden, hört die Ausfuhr natürlich auf. Da die Jahreszeiten in den verschiedenen Ländern nicht gleich sind, so wird das Unglück einer schlechten Ernte auch nie ein allgemeines. Wären nun alle Häfen stets offen und aller Handel frei, so würden alle Küstenländer ihr Brod stets zum mittlern Preise, das heißt dem Durchschnittspreise aller Ernten essen; dieser Preis würde sich wahrscheinlich auf einer gleichmäßigern Höhe halten, als wir sie durch unsre künstlichen Regu-

lirungen zu erzielen vermögen, und daher würde er sich auch als ein stetigeres Beförderungsmittel der Landwirthschaft erweisen. Das ganze Volk würde Brod zu diesem mittlern Preise haben; dasjenige Volk aber, welches sich jemals unmenschlich genug weigert, der Noth eines anderen abzuhelfen, verdient auch kein Mitleid, wenn es selber in Noth geräth.

Vom Einflusse der Theuerung der Lebensmittel auf die Arbeit und die Manufacturerzeugnisse.

Der gemeine Mann arbeitet im Allgemeinen nicht zum Vergnügen, sondern nothgedrungen. Wohlfeilheit der Lebensmittel macht ihn unthätiger; dann wird weniger Arbeit geliefert, die Nachfrage darnach steigert sich in gleichem Verhältniß und die Preise gehen natürlich in die Höhe. Theuerung der Lebensmittel nöthigt den Manufacturisten mehr Tage und mehr Stunden zu arbeiten; auf diese Weise wird mehr Fabrikat geliefert, als gesucht; die Arbeit und folglich die Waare werden dann natürlich billiger.

Vom freien Handelsverkehr.

Im Allgemeinen wär' es vielleicht besser, wenn sich die Regierung in den Handel nicht weiter mischte, als ihn zu beschützen, um ihn im Uebrigen sich selbst zu überlassen. Die meisten Gesetze, Erlasse, Edikte, Mandate und Verordnungen der Parlamente, Fürsten und Staaten für die Regulirung, Leitung oder Beschränkung des Handels sind, glaub' ich, entweder politische Mißgriffe oder Kunstgriffe listiger Männer gewesen, die unter dem Vorwande des Gemeinwohles auf Privatvortheil speculirten. Als Colbert einige der der wohlerfahrenen alten Kaufleute Frankreichs versammelte und ihren Rath und ihre Meinung begehrte, wie er dem Handel am besten dienen und förderlich sein könnte, bestand ihre Antwort, nachdem sie sich berathen, nur in den drei Worten: Laissez nous faire, laßt uns ungestört. — Ein sehr tüchtiger Schriftsteller der nämlichen Nation sagt, daß derjenige in der Wissenschaft der Politik gut vorgeschritten sei, der die volle Bedeutung des Wortes „Nicht zu viel regieren — Pas trop gouverner" kenne; und dieser Grundsatz würde sich vielleicht beim Handel noch nützlicher anwenden lassen, als bei andern öffentlichen Angelegenheiten.

Es wäre daher zu wünschen, daß der Handel zwischen allen Nationen der Erde so frei wäre, wie er es zwischen den verschiedenen Grafschaften

Englands ist; dann würden alle durch wechselseitige Mittheilung reicher an Genüssen werden. Jene Grafschaften ruiniren einander durch den Handel nicht, und auch die Nationen würden sich nicht ruiniren. Keine Nation ist jemals durch den Handel, mocht' es auch der scheinbar unvortheilhafteste sein, ruinirt worden.

Ueberall, wo wünschenswerthe Gegenstände, die nicht unentbehrlich zum Leben sind, eingeführt werden, da hebt sich der Gewerbfleiß und erzeugt Wohlstand. Wo nur nothwendige Gegenstände angekauft werden dürfen, da arbeiten die Leute nicht mehr, als zu diesem Zwecke nothwendig ist.

Von Verboten hinsichtlich der Ausführung des Goldes und Silbers.

Wär' es Spanien und Portugal gelungen, ihren thörigen Gesetzen volle Geltung zu verschaffen, die, wie Locke sich ausdrückt, den Kuckuck einsperren und alles Gold und Silber im Lande erhalten sollten, dann würden diese Metalle gegenwärtig nicht viel mehr Werth haben, als Blei oder Eisen. Ihre Fülle würde ihren Werth verringert haben. Wir begreifen die Thorheit dieser Edikte; sind aber unsere eigenen Verbote und Beschränkungen, die ausdrücklich in der Absicht erlassen sind, bei unserm Handel mit fremden Völkern einen in Geld zu bezahlenden Ueberschuß zu unsern Gunsten zu bewirken, und Gesetze, welche die Nothwendigkeit der Ausfuhr dieses Geldes verhüten sollen und, wenn sie völlig zur Anwendung gebracht werden könnten, das Geld ebenso reichlich als werthlos machen würden: sind nicht, sag' ich, solche Gesetze mit jenen spanischen Edikten verwandt und Thorheiten von derselben Familie?

Von dem Austausch gegen fremde Artikel.

Man kann in der That die Producte anderer Länder nicht wohl anders erlangen, außer durch Betrug und Raub, wenn man die Producte des Landes oder der eigenen Industrie nicht dafür austauscht. Haben wir Gold- und Silberbergwerke, dann kann man Gold und Silber Producte unsers Landes nennen; haben wir keine, dann können wir ehrlicherweise diese Metalle nur erlangen, indem wir die Producte unsers Landes oder unserer Industrie dafür geben. Haben wir sie dann, so sind sie nur jene Producte oder Industrieerzeugnisse in einer andern Gestalt, die wir, wenn es der Handel erfordert und unsre anderen Producte sich nicht

dazu eignen, zum Austausch für die Producte eines andern Landes hingeben können, das uns liefert, was uns nothwendiger oder wünschenswerther ist. Haben wir von unserm Gold und Silber mehr, als dienlich ist, ausgegeben, so wird dadurch unsre Industrie angefeuert, wieder mehr davon zu verschaffen, damit wir mittels derselben die nämlichen Vortheile erlangen können.

Von Handelsbeschränkungen in Kriegszeiten.

Wenn Fürsten einander durch Handelsverbote bekriegen, kann jeder sich selbst ebenso sehr schaden, als seinem Feinde. Handelsleute, die durch ihre Geschäfte das allgemeine Beste der Menschen befördern, sowie Bauern und Fischer, die für den Unterhalt Aller arbeiten, sollten in ihrem Geschäfte nie gestört oder belästigt werden, sondern in Kriegs= wie in Friedenszeiten den Schutz Aller genießen.

Diese Politik wird von den Völkern, die wir nur zu gern als Barbaren bezeichnen, großentheils befolgt; so sind z. B. die handeltreibenden Unterthanen jeder beliebigen Macht, mit welcher der Kaiser von Marokko in Krieg verwickelt sein mag, angesichts seines Landes, mögen sie gehen oder kommen, der Gefangenschaft nie ausgesetzt und haben im Uebrigen volle Freiheit, in seinem Gebiete zu wohnen und Handel zu treiben.

Wir halten es für kein weises Verfahren, wenn Großbritannien, als eine Seemacht, eine solche Freiheit nur theilweise gestattet, wie bei Gelegenheit des Krieges mit Frankreich, wo Tabak unter dem Geleite von Ausgangspässen dorthin gesendet werden darf.

Austausch im Handelsverkehr kann für beide Theile gewinnbringend sein.

Man darf nicht annehmen, daß es im Handelsverkehr wie bei Glücksspielen ist, wo nothwendig die eine Partei *verlieren* muß, was die andere gewinnt. Der Gewinn kann für beide Theile gleichmäßig sein. Wenn A. mehr Korn hat, als er verzehren kann, jedoch Vieh braucht, und B. mehr Vieh hat, aber Korn braucht, dann bringt der Austausch beiden Gewinn, und auf solche Weise mehren sich die Annehmlichkeiten des Lebens.

Vom Papiercredit.

Es ist für eine Regierung unmöglich, die Ausdehnung des Papiercredits, der natürlicherweise schwankend sein muß, zu bestimmen und zu fixiren. Ebenso gut könnte eine Regierung die Operationen oder das Vertrauen jedes einzelnen Handelsmannes im Laufe seiner Geschäfte durch Vorschriften regeln wollen. Jedes scheinbare zeitwidrige Uebel, das sich zeigt, muß auf natürlichem Wege seine eigne Heilung bewirken.

Humoristischer Bericht

über einen unter den Amerikanern üblichen Gebrauch, genannt:

Ausweißen oder Scheuerfest.

Ich wünsche Ihnen einen Bericht über die Bevölkerung dieser neuen Staaten zu geben, obwohl ich dem Unternehmen keineswegs vollkommen gewachsen bin, da ich bis jetzt noch wenig mehr als die Städte Philadelphia und New-York gesehen habe. Ich habe nur wenig nationale Eigenthümlichkeiten unter den Einwohnern entdeckt. Ihre Gebräuche und Sitten stimmen fast ganz mit den englischen überein, welche sie lange Zeit nachzuahmen gewohnt waren. Denn vor der Revolution wurden die Amerikaner von Kindheit auf gelehrt, die Engländer als Muster der Vollkommenheit in allen Dingen anzusehen. Einen Gebrauch hab' ich indeß beobachtet, der meines Wissens diesem Lande ganz eigenthümlich ist; eine Beschreibung desselben wird den Rest dieses Bogens füllen und Ihnen vielleicht einige Unterhaltung gewähren können.

Wenn ein junges Paar in den Stand der Ehe zu treten gedenkt, so wird durch einen im Heirathsantrage nie fehlenden Artikel festgesetzt, daß die Dame die freie und ungestörte Ausübung aller Rechte des Ausweißens mit all seinen Ceremonien, Privilegien und Zubehören haben und genießen solle. Eine junge Dame würde lieber der vortheilhaftesten Verbindung entsagen, ja, eher den wärmsten Wunsch ihres Herzens unerfüllt lassen, als dieses unschätzbare Recht aufgeben. Sie werden neugierig sein, worin dieses Privilegium des Ausweißens bestehe. Ich will Ihnen einen Begriff von der Feierlichkeit zu geben suchen, wie ich sie mit angesehen habe.

Die Hausfrau kann ihr Privilegium in jeder beliebigen Jahreszeit geltend machen; in der Regel wird aber die letzte Hälfte des Mai dazu erlesen. Ein aufmerksamer Gemahl vermag aus gewissen Vorzeichen zu erkennen, wenn sich der Sturm nähert. Zeigt sich die Frau vom Hause ungewöhnlich reizbar, findet sie Fehler in Menge unter den Dienstleuten, ist sie unzufrieden mit den Kindern und beklagt sie sich über den schmuzigen Zustand aller Gemächer und Geräthe — so sind das lauter Anzeichen, die man nicht unbeachtet lassen darf; doch sind sie noch nicht entscheidend, denn bisweilen erscheinen und verschwinden sie wieder, ohne weitere Folgen nach sich zu ziehen. Sollte der Gemahl aber, wenn er am Morgen aufsteht, im Hofe einen Schubkarren voll Kalk bemerken oder gewisse Wasserkufen mit gelöschtem Kalk angefüllt sehen, dann ist keine Zeit mehr zu verlieren; auf der Stelle verschließt er das Zimmer oder Kabinet, worin er seine Papiere und Privateffecten aufbewahrt, steckt den Schlüssel in seine Tasche und begibt sich auf die Flucht; denn ein Gemahl, wie geliebt er sonst auch sein möge, wird während dieser Periode weiblicher Raserei ein vollkommen überlästiger Gegenstand; seine Autorität gilt dann nichts mehr, seine Gewalt ist suspendirt, und selbst die Scheuermagd, die das Kupfergeschirr in der Küche putzt, erhält mehr Geltung und Bedeutung als er. Es bleibt ihm nichts übrig, als seiner Würde zu entsagen und einem Uebel zu entrinnen, das er weder verhüten noch lindern kann.

Sobald der Gemahl fort ist, beginnt die Feierlichkeit. Binnen wenig Minuten sind die Wände ihres Schmuckes und Geräthes entkleidet; Gemälde, Kupferstiche, Spiegel liegen in einem wirren Durcheinander auf den Dielen; die Gardinen werden von den Betthimmeln gerissen, die Betten in die offenen Fenster gesteckt; Stühle und Tische, Bettstellen und Wiegen füllen den Hof an, und der Gartenzaun beugt sich unter der Last der Teppiche, Wolldecken, Mäntel, alten Röcke und zerrissenen Hosen. Hier kann man das Küchengerumpel in einer dunkeln und verworrenen Masse beisammen sehen: den Vorgrund dieses Stilllebens bilden Bratroste und Bratpfannen, rostige Schaufeln und zerbrochene Zangen, Bratspieße und Töpfe, und die wandelbaren Reste von Rohrstühlen. Dort hat ein Schrank seine Eingeweide ausgespieen, zerbrochene Pokale, beschädigte Weingläser, Fläschchen mit vergessener Medicin, Papiere mit unbekannten Pulvern, Sämereien und getrockneten Kräutern, Händevoll alter Korke, Theekannendeckel und Stöpsel heimgegangener Wasserflaschen; — von dem Lumpenwinkel unterm Dach-

boden bis zum Rattenloch im Keller bleibt keine Stelle undurchstöbert. Es sieht ganz aus, als wäre der jüngste Tag erschienen und die Hausgeräthe würden zum Gericht hervorgeschleppt. In diesem Sturme erinnert man sich unwillkürlich an die Worte Lear's, die mit geringer Abänderung genau hierher passen würden.

„— — Mögen jetzt die großen Götter,
Die über unsern Häuptern so furchtbar toben,
Ausfinden ihre Feinde. Zittre, Schurke,
Der voll Verbrechen du, die das Gericht
Noch nicht entdeckt und nicht gezüchtigt hat!“
„— — Dunkle verhüllte Schuld,
Laß fallen deine Decke nun und fleh
Um Gnade die furchtbaren Richter!“

Ist diese Feierlichkeit vollständig beobachtet und das ganze Haus geräumt, so schreitet man zur nächsten Operation und bestreicht Wände und Decken aller Stuben und Kammern mit Pinseln, die man in eine Kalkauflösung taucht, welche Weißtünche heißt; ferner läßt man den Inhalt von Wassereimern über alle Dielen strömen und kratzt alle Verschläge und Holzwände mit groben Bürsten ab, die mit Lauge angefeuchtet und in Sand getaucht werden. Die Fenster entgehen keineswegs der allgemeinen Sündfluth. Eine Magd klettert, ihren Hals riskirend auf's Wetterdach und wirft mit einer Schöpfkanne in der Hand und einem vollen Eimer in der Nähe unzählige Gallonen Wassers gegen die Glasscheiben, was die auf der Straße Vorübergehenden nicht wenig belästigt.

Ich habe gehört, daß ein Mann, dem durch diese Operation ein neuer Anzug verdorben worden war, einst gegen eine dieser Wassernymphen beim Gericht eine Klage einreichte; nach langen Verhandlungen beschloß jedoch der ganze Gerichtshof einstimmig, daß die Klage abzuweisen wäre, da die Beklagte in Ausübung eines gesetzlichen Rechts begriffen gewesen und nicht für die Folgen verantwortlich sein könnte. So erfuhr der arme Herr eine doppelte Niederlage, denn er verlor nicht nur seine Sachen auf der Straße, sondern auch seine Sache vor Gericht.

Ist dieses Anstreichen und Kratzen, Waschen und Scheuern gehörig ausgeführt, dann ist die nächste Ceremonie, daß man die zerstreuten Geräthe reinigt und wieder an ihren Ort bringt. Sie haben vermuthlich einmal ein Haus richten oder ein Schiff vom Stapel lassen sehen, wo alle Hände aufgeboten werden, um mit anzugreifen; vergegenwärtigen Sie sich womöglich

das Getümmel, die Bewegung, Verwirrung und den Lärm einer solchen Scene und Sie werden einen schwachen Begriff von diesem Reinigungssturme haben. Unglücklicherweise ist dabei der alleinige Zweck, die Sachen rein zu machen; es liegt nichts daran, wie viele nützliche, zierende oder werthvolle Gegenstände Verstümmelung oder Tod unter der Operation erleiden; ein Mahagonystuhl und ein kunstreich gearbeiteter Rahmen erfahren die nämliche Behandlung; sie müssen auf alle Fälle rein gemacht werden; aber ihre Erhaltung kommt nicht weiter in Betracht. So wird z. B. ein schöner großer Kupferstich glatt auf den Boden gelegt; kleinere Kupferstiche werden darauf gehäuft und die Wucht der obern bricht die Gläser der untern entzwei; das hat aber nichts zu bedeuten. Ein werthvolles Gemälde wird gegen die Ecke eines Tisches gelehnt; andere lehnt man über das erste, bis der Druck der ganzen Masse die Tischecke durch die Leinwand des untersten drängt. Rahmen und Glas eines schönen Kupferstichs müssen gereinigt werden; Spiritus und Oel, die man dabei anwendet, läßt man durchlaufen und den Kupferstich verderben; doch das macht nichts aus; genug, wenn das Glas rein ist und der Rahmen glänzt; das Uebrige ist der Rede nicht werth. Ein geschickter Arithmetiker hat eine genaue und auf langjährige Erfahrung gegründete Berechnung angestellt und entdeckt, daß die Verluste und Zerstörungen, die ein zweimaliges Ausweißen begleiten, einem Umzuge gleich sind, und daß ein dreimaliger Umzug einer Feuersbrunst gleichkommt.

Wenn die Reinigungsergötzlichkeit vorüber ist, so beginnt Alles sein früheres Ansehen wieder anzunehmen. Der Sturm legt sich und Alles würde wieder gut sein, müßte nicht nothwendigerweise eine so gewaltige Erschütterung in einem so kleinen Gemeinwesen noch einige weitere Folgen nach sich ziehen. Einige Wochen lang nach der Operation sind alle Hausgenossen gewöhnlich mit Hals- und Augenentzündung behaftet, die von der ätzenden Eigenschaft des Kalkes herrührt, oder sie sind in Folge der Ausdünstungen nasser Dielen und feuchter Wände mit heftigem Schnupfen geplagt.

Ich kenne einen Herrn, der gern Alles auf philosophische Weise zu erklären suchte. Er hält das, was ich einen Gebrauch genannt habe, für eine wirkliche periodische und diesem Himmelsstriche eigenthümliche Krankheit. Seine Beweisgründe dafür sind ebenso scharfsinnig als seltsam, aber ich habe nicht die nöthige Muße, um sie Ihnen ausführlich mitzutheilen. Das Resultat seiner Untersuchung war jedoch, daß er die Krankheit unheilbar fand; nach langem Nachdenken glaubte er indeß eine Methode entdeckt

zu haben, um das Uebel, das er nicht heben konnte, wenigstens abzuleiten. Zu diesem Zwecke ließ er ein kleines Gebäude, etwa zwölf Fuß in's Gevierte im Garten errichten und möblirte es mit einigen gemeinen Stühlen und Tischen; an die Wände hängte er einige Kupferstiche von der wohlfeilsten Art. Er hoffte nun, die weiblichen Hausgenossen würden, sobald die Ausweißungsraserei bei ihnen zum Ausbruche kommen sollte, sich in dieses Häuschen begeben, nach Herzenslust scheuern und streichen und bürsten, und auf diese Weise die heftigste Regung der Krankheit auf diesem Außenposten austoben, während er sich ganz behaglich im Hauptquartier befinden würde. Das Experiment entsprach jedoch seinen Erwartungen nicht; wie wäre dies auch anders möglich gewesen, da ein Haupttheil des vertragsmäßigen Rechtes der Hausfrau darin besteht, daß sie wenigstens einmal im Jahre die unbeschränkte Befugniß hat, ihren Mann zu peinigen, ihn aus dem Hause zu treiben und die Zügel der Regierung in ihre eigenen Hände zu nehmen.

Es gibt ein weit besseres Mittel, als das dieses Philosophen; man braucht nämlich die Wände nur zu tapezieren; auch geschieht dies meistens und wenn es die Periode weiblicher Oberherrschaft nicht abschaffen kann, so verkürzt es sie doch. Die Tapeten sind mit Phantasieblumen geschmückt und geben den Zimmern ein so zierliches Ansehen, daß die Frauen diese Mode zugelassen haben, ohne die Absicht zu errathen.

Es gibt auch noch eine andere Linderung der Noth des Hausherrn. Gewöhnlich ist ihm ein kleines Zimmer oder Kabinet für seine Bücher und Papiere zugestanden, dessen Schlüssel er selbst bewahren darf. Dieser Ort gilt als besonders bevorrechtet und liegt wie das Land Gosen mitten unter den Plagen Aegyptens. Aber er muß auch äußerst vorsichtig damit verfahren und stets auf seiner Hut sein; denn sollte er arglos einmal ausgehen und Schlüssel an seiner Thür stecken lassen, so würde die Hausmagd, die stets auf eine solche Gelegenheit lauert, alsdann triumphirend mit Eimern, Besen und Bürsten einziehen, von dem Gebiete Besitz nehmen und Bücher und Papiere z u r e c h t legen — was dem armen Manne die größte Unordnung und bisweilen sogar ernstlichen Schaden verursacht. Hier folgt ein Beispiel.

Ein Herr wurde von den Testamentsvollstreckern eines Handelsmannes wegen einer Schuld von 30 Pfund belangt, die sich in den Büchern des Verstorbenen fand. Der Beklagte glaubte überzeugt zu sein, daß er die Forderung längst bezahlt und Quittung darüber empfangen hätte; es war

jedoch schon sehr lange her und er wußte die Quittung nicht aufzufinden. Die Klage nahm ihren Fortgang und die Zeit kam heran, wo die Entscheidung erfolgen sollte. Er setzte sich nun hin, um ein Packet alter Papiere aufmerksam durchzusehen, welches er deshalb aufgebunden und auf dem Tische ausgebreitet hatte. Während er die Papiere durchsuchte, rief man ihn plötzlich eines wichtigen Geschäftes wegen hinweg und er vergaß, die Thür seines Zimmers abzuschließen. Die Hausmagd, die schon lange nach einer solchen Gelegenheit gespäht hatte, trat alsbald mit den gewöhnlichen Geräthschaften ein und begann mit größter Behendigkeit das Zimmer zu reinigen und aufzuräumen. Die unordentlich auf dem Tische durcheinander liegenden Papiere fielen ihr zuerst in's Auge; dieselben wurden ohne Verzug gleich schmuzigen Messern und Gabeln zusammengepackt; dabei fiel aber ein kleines Stück Papier unbemerkt zu Boden und dies war zufällig gerade die fragliche Quittung; da sie nicht besonders beachtenswerth aussah, wurde sie bald nachher mit dem übrigen Kehricht aus dem Zimmer gefegt und in einen Kehrichtkasten auf dem Hofe geworfen. Der verstorbene Gläubiger hatte versäumt, die erfolgte Bezahlung in seinem Buche zu notiren; der Beklagte konnte dieselbe nicht beweisen und wurde daher zur Bezahlung der Schuld und der Kosten verurtheilt. Etwa vierzehn Tage nachdem dies Alles geschehen und abgemacht war, fand eines von den Kindern die Quittung unter dem Kehricht im Hofe.

In der Stadt Philadelphia ist noch ein anderer und dem vorigen nahe verwandter Gebrauch üblich. Ich meine das am letzten Abend der Woche stattfindende Abspülen des Pflasters vor den Thüren. Anfangs hielt ich es für eine polizeiliche Anordnung; auf weiteres Befragen erfuhr ich aber, daß es ein religiöser Gebrauch und eine Vorbereitung auf den Sabbath ist; so viel ich glaube, ist es auch der einzige religiöse Brauch, in welchem die zahlreichen Secten dieser Stadt vollkommen übereinstimmen. Die Ceremonie beginnt um Sonnenuntergang und dauert bis zehn oder elf Uhr Nachts. Für einen Fremden ist es eine sehr schwierige Sache, an diesen Abenden durch die Straßen zu gehen; er läuft beständig Gefahr, einen Eimer schmuzigen Wassers gegen die Beine geworfen zu bekommen; aber der geborne Philadelphier ist so sehr an diese Gefahr gewöhnt, daß er sie mit staunenswerther Gewandtheit zu vermeiden versteht. Daher kommt es auch, daß man den Philadelphier überall an seinem Gange erkennen kann. Die Straßen in New-York sind mit rohen Steinen gepflastert; diese werden allerdings

nicht abgespült, aber der Schmuz wird vor den Thüren so gründlich hinweggefegt, daß die Steine scharf hervorragend dastehen, was für alle Diejenigen sehr beschwerlich ist, die nicht an einen so rauhen Weg gewöhnt sind. Gewohnheit macht jedoch alles erträglich. Es ist ergötzlich genug, einen Philadelphier in New-York zu sehen; er geht mit der peinlichsten Behutsamkeit über die Straße, als wenn er an allen Zehen Hühneraugen hätte oder als ob seine Füße durch die Gicht gelähmt wären; ein New-Yorker dagegen, dem die ebene Pflasterung Philadelphias ebenso wenig zusagt, rutscht auf dem Pflaster hin, wie ein Papagei auf einem Mahagonytische.

Man kann nicht verkennen, daß die erwähnten Abspülungen mit nicht geringer Beschwerlichkeit verknüpft sind; die Frauen würden sich aber um Alles in der Welt nicht dazu verstehen, ihrem Privilegium zu entsagen. Trotzdem kann ich auf das Zuverlässigste versichern, daß die Amerikanerinnen die treuesten Weiber und sorglichsten Mütter in der Welt sind, und gewiß werden Sie mit mir der Meinung sein, daß ein verheiratheter Mann, der alljährlich nur eine Woche lang geplagt wird, wenig Ursache hat, sich über das Ehejoch zu beklagen.

Ich bin ꝛc.

Antwort auf den vorstehenden Bericht.

Angeblich von einer Dame, in der That aber von dem nämlichen Verfasser.

Mein Herr!

Ich las unlängst ein Schreiben über das Ausweißen, worin diese unerläßliche Pflicht einer guten Hausfrau unverdienterweise in's Lächerliche gezogen wird. Inzwischen würde ich die alberne Schreiberei wahrscheinlich schon wieder vergessen haben; nun rückt aber die Zeit heran, wo es die meisten Frauen für rathsam halten, ihre Wohnungen vom Rauch und Schmuze des Winters zu säubern, und leider finde ich jenen unverschämten Skribler in jedem Hause aufgetischt und seine höhnischen Bemerkungen überall angeführt, wo eine Frau ihr vernünftiges Vorrecht auszuüben oder die Pflichten ihrer Stellung zu erfüllen sucht. Frauen wenden in der Regel ihre Zeit zu bessern Dingen als zu Schreibereien an. Auf ihren Schultern

lastet hauptsächlich die Sorge für das Wohlbefinden einer Familie und daher gibt es auch nur wenig Schriftstellerinnen; überdies lassen es sich die Männer, die recht wohl wissen, wie nothwendig unsre stete Sorgfalt für ihr Wohlsein ist, stets angelegen sein, literarische Talente unter den Frauen zu entmuthigen. Ueberall hört man wiederhallen: „Meine Frau kann freilich keine Verse machen; aber sie macht einen trefflichen Pudding; Druckfehler kann sie nicht corrigen, aber sie corrigirt ihre Kinder und weiß die Mägde auf's Erbaulichste auszuschelten. Sie kann die verwickelten Fragen der Staatswirthschaft und der Bundesverfassung nicht entwirren, aber sie kann preiswürdige Strümpfe stricken.“ Und dies, nebst vielem ähnlichen Unsinn, nennen sie eine Frau loben und ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Frauen, sag' ich, wenden in der Regel ihre Zeit zu bessern Dingen als zu Schreibereien an, sonst würde jener witzige Autor nicht so lange ohne Antwort geblieben sein. Es gibt Frauen, die bisweilen die Nadel niederlegen und die Feder ergreifen; es wundert mich, daß keine derselben eine Erwiederung versucht hat; denn ich mache für meine Person keinen Anspruch darauf, eine Schriftstellerin zu sein. Es ist nie etwas von mir gedruckt worden. Ich kann mich aber nicht länger enthalten, etwas zur Erwiederung solcher Unverschämtheit zu sagen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Erwägen Sie nur unsre Lage, mein Herr. Männer achten von Natur nicht sehr auf den äußern Anstand im Leben — doch, warum sollt' ich mich so nachsichtig ausdrücken? Ich sage, sie sind von Natur schmuzige Geschöpfe. Schliffe ihr Umgang mit dem veredelten Geschlechte ihre Sitten nicht ab und übte einen heilsamen Einfluß auf die ganze Einrichtung des Lebens, so würden sich diese Herren der Schöpfung im Unrathe wälzen und volkreiche Städte würden die Atmosphäre mit ihren verderblichen Dünsten verpesten. Nur die Sorgsamkeit und der Fleiß der Frauen verhütet, daß die Männer nicht ganz und gar zum Schweine herabsinken. Wie wichtig sind also die Dienste, die wir leisten! und doch müssen wir gerade dieser Dienste wegen zur Zielscheibe des Spottes und Witzes dienen. Niedrige Undankbarkeit! Ekelhafte Geschöpfe! Sie glauben vielleicht, ich sei aufgeregt und lasse mich vom Zorne hinreißen. Nein, mein Herr, ich war in meinem Leben nie gelassener und ruhiger; und doch könnt' es eine Heilige aus der Fassung bringen, wenn man sieht, wie unvernünftig wir von den Männern behandelt werden. Da ist mein eigener Mann — im Ganzen immer noch einer von den bessern

— aber ich will Ihnen ein Beispiel von ihm erzählen. Neulich kommt er in die Wohnstube, wo ich gerade ein Stück Leinwand hatte, um Hemden zuzuschneiden. „Mein Himmel!“ rief er, „was für wilde Wirthschaft! Ich kann's nicht leiden, wenn die Wohnstube wie eine Schneiderwerkstatt aussieht; überdies will ich gerade jetzt einige wichtige physikalische Experimente machen und dazu brauch' ich Raum.“ — Sie müssen nämlich wissen, daß mein Mann sich einbildet, ein Naturforscher zu sein. Nun, ich raffte meine Leinwand so geschwind als möglich zusammen und beschäftigte mich, ein Paar Manschetten auszubessern, die keinen Raum wegnahmen und keinen Anstoß geben konnten. Indeß nahm ich mir vor, meines Herrn und Meister wichtiges Geschäft zu beobachten. Nach ungefähr einer halben Stunde waren die Tische mit allerhand Plunder bedeckt; Wasserflaschen, Arzneiflaschen, Pappe, Papier und Kartenspäne, Leim, Kleister und Gummi arabicum; Feilen, Messer, Scheeren, Nadeln, Harz, Wachs, Seide, Zwirn, Läppchen, Lümpchen, Klümpchen, Stifte, Hefte, Bücher, Broschüren und Papiere — Gott steh mir bei! ich bin fast außer Athem und habe doch kaum die Hälfte der Sachen aufgezählt. Nun gut, er ging an's Werk, und wenn ich auch nichts vom Zwecke seiner Manöver verstand, sah ich doch deutlich genug, daß ihm keine einzige Operation gelingen wollte. Ich gestehe, daß mich das freute und zwar aus gutem Grunde; denn nachdem er sich selber damit ermüdet, Unheil anzurichten, wie ein Affe im Porzellanladen, und nachdem er das Dienstmädchen gerufen hatte, um Alles wieder wegzuräumen, hielt ich nun eine Umschau in meiner Wohnstube. Ich will keine umständliche Schilderung versuchen; ich erwähne nur, daß er sein Tintenfaß umgeworfen und meinen besten Mahagonytisch mit Tinte begossen hatte; er hatte eine Menge Vitriolöl verschüttet und ein großes Loch in meinen Teppich gebrannt; mein Marmorkamin war über und über mit geschmolzenem Harze besudelt; außerdem hatte er drei Porzellantassen, vier Weingläser, zwei Pokale und eine meiner besten Caraffen zerbrochen. Und nach alledem sah ich doch, wie schon gesagt, daß ihm keine einzige Operation gelungen war. Beiläufig bemerkt: sagen Sie doch Ihrem Freunde, dem Ausweiß-Skribler, daß solches Verfahren eines von den Mitteln ist, wodurch unsre Schränke mit halben Porzellanschalen, zerbrochenen Pokalen, beschädigten Weingläsern, Theekannendeckeln und Stöpseln heimgegangener Wasserflaschen angefüllt werden. Ich überschaute also den Schmuz und die Verwüstung, die mein gelehrter Gemahl angerichtet hatte; — da saß ich, gleich dem

Bilde der G e d u l d auf einem Monumente, im Schmerze lächelnd; aber der Schmerz wühlte im Innern. Fast hätt' ich gewünscht, das geschmolzene Harz und Vitriolöl möcht' ihm lieber im Halse stecken, anstatt auf meinem lieben Marmorkamin und meinem schönen Teppich. Es ist unwahr, wenn man sagt, Frauen wüßten ihre eigene Gemüthsbewegung nicht zu beherrschen; denn trotz dieser gerechten Veranlassung sagt' ich doch nichts oder so gut wie nichts; ich bemerkte nur in ganz heiterm Tone, was mir eine Dame meiner Bekanntschaft gesagt hatte, nämlich daß man die Naturforscher deshalb Gelehrte nenne, weil sie so oft Lehrgeld geben müssen. Kein Wort weiter. Die Magd räumte indeß auf und der Naturkundige setzte sich nieder. Bald nachher trat ein Freund ein. „Ergebenster Diener, wie befinden Sie sich?" — „Lieber Gott, ich habe mich fast zu Tode gearbeitet; ich habe mich den ganzen Vormittag mit physikalischen Experimenten beschäftigt." — Es kostete mir jetzt mehr Mühe, ein lautes Lachen zu unterdrücken, als kurz vorher, meinen Zorn zu bezwingen; bald nachher ging mein Vortrefflichster aus und ich bot nun, wie Sie sich denken können, alle meine Streitkräfte auf; Bürsten, Fässer, Seife, Sand u. s. w. wurden sogleich in Anspruch genommen. Ich verstand sicherlich meine Experimente besser vorzunehmen als er, denn die meinigen gelangen und die seinigen nicht. Alles war wieder gut, mein armer Teppich ausgenommen — mein mit Vitriol verbrannter Teppich, der als ein Denkmal physikalischer Wuth oder vielmehr physikalischer Narrheit übrig blieb. Kaum war das Werk vollendet, als mein Experimentalphysiker nach Hause kam und mir im gleichgiltigsten Tone von der Welt sagte, daß er sechs Herren eingeladen hätte, um drei Uhr bei ihm zu speisen. Es war schon ein Uhr vorüber. Ich beklagte mich, daß er mir's erst so kurz vorher sagte. „Ach, pah!" rief er, „Du brauchst höchstens eine Schöpskeule, einen Kalbsbraten und einige Kartoffeln, das reicht vollkommen aus!" — Ich wußte kaum, ob ich lachen oder zornig werden sollte; aber es war keine Zeit zu verlieren; ich hatte nur anderthalb Stunden übrig und eine Masse von Geschäften. Mein Teppich, der am Morgen im Dienste der Experimentalphysik so schwer gelitten hatte, sollte nun am Nachmittag durch eine Sündfluth abscheulichen Tabaksaftes schmählich entehrt werden. Die rauchenden Herren lieben ihre Cigarren mehr, als Teppiche. Stellen Sie sich vor, mein Herr, was eine Frau unter solchen Umständen erdulden muß! und dann soll sie sich am Ende auch noch ihre Reinlichkeit vorwerfen lassen und ihr Ausweißen, Scheuern und Putzen lächerlich gemacht sehen!

Das ist selbst für die Geduld zu viel. Was ich jetzt geschildert habe, ist nur ein kleines Pröbchen von dem Unrechte, das uns die stolze Ueberlegenheit der Männer widerfahren läßt. Aber der Spott soll uns nicht von unserer Reinlichkeit abwendig machen. Eine Frau läßt sich lieber Alles schelten, als eine „Schlumpe,“ ebenso wie ein Mann lieber für einen Schurken als für einen Narren gelten will. Ich hätte noch weit mehr zu sagen, aber man ruft mich so eben; wir treffen gerade jetzt Anstalt zum Ausweißen und ich habe daher natürlich alle Hände voll zu thun. Schon paradiren die Gefäße zum Ausweißen, die Bürsten und Pinsel sind in Bereitschaft, mein Mann ist gegangen — desto besser, wenn wir eine gründliche Reinigung vornehmen wollen, dann ist das erste schmuzige Ding, das entfernt werden muß, der Mann. Man ruft mich schon wieder. Adieu.

Vorzug der Bogen und Pfeile vor den Feuerwaffen im Kriege.

An den Generalmajor Lee.

Philadelphia, den 14. Febr. 1776.

Werther Herr!

Der Ueberbringer, Herr Arundel, ist vom Congresse beauftragt, sich zum General Schuyler zu begeben, um sich von ihm bei der Artillerie anstellen zu lassen. Er gedenkt, Ihnen unterwegs seine Aufwartung zu machen und ersucht mich um einige Zeilen, um ihn bei Ihnen einzuführen. Er ist Offizier in französischen Diensten gewesen, wie Sie aus seinen Papieren ersehen werden, und da er sich unserer Sache zugethan zeigt, kann er uns, wie ich hoffe, durch Unterweisung unserer Kanoniere und Matrosen nützlich werden; vielleicht kann er sie vernagelte Kanonen öffnen lehren.

Das hier Beigeschlossene erhielt ich neulich von einem Offizier, Herrn Newland, welcher in den beiden letzten Kriegen diente und dem General Gates bekannt war, der mir viel Gutes von ihm sagte, als ich in Cambridge war. Er wünscht gegenwärtig in unsern Dienst zu treten. Ich habe ihm gerathen, sich Ihnen in New-York vorzustellen.

In England sind sie noch reich an trotzigen Worten und schweren

Drohungen; indeß ist ihre Sprache doch etwas höflicher geworden und nicht mehr ganz so geringschätzig in Bezug auf uns. Allmälig werden sie zur Besinnung kommen, aber für ihr eignes Interesse zu spät, wie ich glaube.

Wir haben einen großen Vorrath Salpeter, hundert und zwanzig Tonnen, erlangt, und erwarten noch dreißig. Es fehlt jetzt an Pulvermühlen; ich glaube, wir werden zum Werke schreiten und es durch Handarbeit zu Stande bringen. Indeß theil' ich immer noch Ihren Wunsch, daß Piken eingeführt werden könnten, zu denen ich noch Bogen und Pfeile gesellen möchte; denn es waren dies gute Waffen und man that nicht wohl daran, sie bei Seite zu legen.

1. Weil ein Mann mit einem Bogen zum wenigsten ebenso sicher wie mit einer gewöhnlichen Muskete zu schießen vermag.

2. Während der Zeit, daß er ladet und eine Kugel abfeuert, kann er vier Pfeile abschießen.

3. Sein Ziel wird ihm nicht durch den Pulverdampf seiner eigenen Seite verhüllt.

4. Wenn sie einen Schwarm Pfeile auf sich zufliegen sehen, gerathen die Feinde in Schrecken und verlieren die Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Vorhaben.

5. Haftet ein Pfeil an irgend einer Stelle im Körper eines Mannes, so wird dieser hors de combat, bis der Pfeil ausgezogen ist.

6. Bogen und Pfeile kann man sich allenthalben leichter verschaffen, als Musketen und Munition.

Polydor Virgil erwähnt bei Gelegenheit einer unserer Schlachten gegen die Franzosen während der Regierung Eduard's III. der großen Verwirrung, in welche der Feind durch die von den Engländern entsendete Wolke von Pfeilen — sagittarum nube — gebracht wurden, und er schließt: Est res profecto dictu mirabilis ut tantus ac potens exercitus a solis fere Anglicis sagittariis victus fuerit; adeo Anglus est sagitti-potens, et id genus armorum valet. (Es kann wirklich wunderbar genannt werden, daß ein so großes und mächtiges Heer fast nur von den englischen Bogenschützen besiegt wurde; die Engländer sind allerdings treffliche Bogenschützen und schätzen diese Waffengattung besonders.) Wenn sich durch Pfeile so viel ausrichten ließ, als die Leute noch durch

Rüstungen geschützt waren, wie vielmehr müßte sich alsdann jetzt damit thun lassen, wo jene nicht mehr üblich sind!

Es freut mich, daß Sie nach New=York gekommen sind, indeß wünsch' ich immer noch, Sie könnten in Kanada sein. Hier ist in den Gemüthern gegenwärtig eine Art von Stillstand eingetreten, indem sie erwarten, was für Bedingungen England anbieten wird. Ich erwarte keine annehmbaren; und sobald man das allgemein einsieht, werden wir um so einmüthiger und entschiedener sein; dann wird das von Ihnen vorgeschlagene feierliche Bündniß leichter zu Stande kommen und vielleicht finden dann die meisten unserer übrigen kräftigen Maßregeln Annahme.

Es freut mich stets, wenn ich von Ihnen höre, aber ich verdiene Ihre gütigen Nachrichten kaum, da ich ein so schlechter Correspondent bin. Meine Augen versagen mir den Dienst, wenn ich des Abends schreiben will, und diese kurzen Tage sind gleichwohl sämmtlich durch eine solche Masse von Geschäften in Anspruch genommen worden, daß ich selten zehn Minuten ohne Unterbrechung zu schreiben vermochte. Gott schenke Ihnen glücklichen Erfolg!

Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr ergebenster

B. Franklin.

(Um den in vorstehendem Briefe gemachten Vorschlag einer Wiedereinführung der Bogen und Pfeile begreiflich zu finden, muß man wohl annehmen, daß Franklin dabei ganz specielle Umstände und Verhältnisse im Auge hatte. Was sich im Allgemeinen dagegen einwenden läßt, springt wohl jedem Leser sogleich in's Auge. Die Bemerkung unter 1. begründet keinen Vorzug der Bogen und Pfeile; das unter 2. Gesagte verliert bei den heutigen vervollkommneten Gewehren seine Geltung; der unter 3. bezeichnete Uebelstand kann für Tirailleurs und überhaupt in allen Fällen, wo die Schützen nicht in dichten Massen beisammen stehen, kaum eintreten; feuern sie aber massenweise, dann nimmt der Einzelne ohnedies kein so bestimmtes Ziel, daß ihm der Pulverdampf seiner Kameraden hinderlich sein konnte; die unter 4. erwähnte sichtbare Pfeilwolke dürfte schwerlich bedeutender wirken, als die ankommenden Kugeln, und was die Bemerkung unter 5. betrifft, so ist der Mann, dem eine Kugel im Leibe

steckt, ebenso gut kampfunfähig, als der vom Pfeil getroffene; was den unter 6. genannten Vortheil anlangt, so ist derselbe immerhin fraglich; dagegen läßt sich anführen, daß es jedenfalls bequemer ist, ein Dutzend Patronen, als ein Dutzend Pfeile zu tragen. Zu alledem kommt noch, daß die Bajonettflinte nicht blos zum Schießen, sondern z. B. auch als Pike u. s. w. dient, von dem gelegentlichen Gebrauche des Kolbens ganz zu schweigen, während der Bogen nur zum Abschießen der Pfeile gebraucht werden kann. Merkwürdig ist der Umstand, daß ein Mann, der ein Gesinnungsgenosse Franklin's war und durch sein wunderliches Schicksal sich gleichwohl veranlaßt sah, um Sold gegen die amerikanische Freiheit zu Felde zu ziehen, nämlich unser Seume, ähnliche Ansichten über Bewaffnung ausgesprochen hat. Er empfiehlt in seiner Schrift über „Volksbewaffnung" z. B. auch die Einführung der Schilde.)

Anhang.

Vermischte Bemerkungen, Erläuterungen, Ergänzungen, Anekdoten u. s. w.

Die vorstehende Sammlung der kleinen Aufsätze Franklin's hätte leicht noch um ein Bedeutendes vermehrt werden können, wär' es nicht rathsam erschienen, dieselbe nur auf solche Stücke zu beschränken, die zuversichtlich von Franklin herrühren, während man dagegen Bedenken trug, andre aufzunehmen, deren Aechtheit zum wenigsten sehr zweifelhaft ist. Dahin gehört z. B. ein „Gespräch zwischen Franklin und der Gicht," welches ursprünglich französisch geschrieben und von dem unbekannten Verfasser mit Franklin's Namen geschmückt ist; — desgleichen ein Aufsatz, betitelt „Allegorischer Traum," der einen Besuch in der künftigen Welt schildert. Die Zahl der verloren gegangenen Aufsätze mag nicht gering sein; keinen Falls aber können die hier und da untergeschobenen einen Ersatz dafür liefern.

Es ist zu beklagen, daß von der ohnehin unvollendet gebliebenen Selbstbiographie Franklin's ein kleiner Theil zur Oeffentlichkeit gelangt ist. „Die Mittheilungen, die er über sein Leben hinterlassen hat," sagt sein Freund Richard Price in einem Briefe vom 19. Juni 1790, „reichen nicht weiter, als bis zum Jahr 1757, und wie ich höre ist er auch, seit er das Manuscript, das ich gelesen habe, nach Europa sendete, nicht im Stande gewesen, die Fortsetzung zu schreiben." Das fragliche Manuscript hatte Franklin kurz

vor seinem Tode von Amerika aus einigen seiner Freunde in Paris gesendet. Einer derselben, Le Veillard, übersetzte es in's Französische, enthielt sich aber der Veröffentlichung, weil er zugleich mit der Nachricht vom Tode Franklin's erfuhr, daß der Letztere seine sämmtlichen Handschriften seinem Enkel William Temple Franklin vermacht hatte, der eine vollständige Ausgabe der Werke seines Großvaters in französischer und englischer Sprache zu veranstalten beabsichtigte. Während man nun dieser vergebens entgegensah, erschien 1791 die französische Uebersetzung eines Theils jenes Manuscripts unter dem Titel, „Mémoires de la vie privée de B. Franklin, écrits par lui-même." Dieselbe enthielt Franklin's Leben bis zum Jahr 1731. Le Veillard erklärte bei dieser Gelegenheit (im Journal de Paris, 1791, Nr. 83): „Die 156 ersten Seiten dieses Buchs enthalten allerdings den Anfang der Memoiren des Hrn. Franklin fast wortgetreu nach dem Manuscripte, welches ich besitze; ich weiß nicht, wie sich der Uebersetzer dieselben hat verschaffen können; indeß halte ich die ausdrückliche Erklärung für nothwendig, daß er sie nicht von mir erhalten hat, ich überhaupt keinen Antheil an der Uebersetzung habe, und daß übrigens dieser Theil, der mit dem Jahr 1730 endigt, kaum ein Drittel dessen umfaßt, was ich in Händen habe und was, da es nur bis zum Jahr 1757 geht, das Werk ebenfalls noch nicht beschließt." — Dieses veröffentlichte französische Bruchstück wurde darauf wieder in's Englische übersetzt und erschien, verbunden mit einer Sammlung der kleinen Aufsätze, in zwei Bändchen 1793. Damit mußte man sich begnügen, da die Herausgabe des eigentlichen Originals und der Fortsetzung desselben nicht erfolgte. —

Franklin, der ein fast durchgehends sehr glückliches und mit den schönsten Erfolgen gekröntes Leben geführt hat, konnte am Abend desselben äußern, daß er gern bereit sein würde, es noch einmal zu beginnen. Denselben Wunsch würden vielleicht nur wenig Andere theilen. Kant sagte, „kein vernünftiger, denkender Mann werde, nach reifer Ueberlegung der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge, auch wenn es ihm freistehe, dieses Erdenleben noch einmal wiederholen wollen." Ueber dergleichen läßt sich nicht wohl rechten. —

Unter den fast durchweg verzeihlichen Fehltritten seines Jugendlebens, die Franklin in seiner Erzählung selbst gesteht, ist der schlimmste jedenfalls sein Verfahren gegen die Geliebte seines damaligen Freundes Ralph, obwohl er kaum soviel Gewicht darauf zu legen scheint, als auf die andern.

Die Umstände waren hier erschwerend, er bewies Mangel an Zartgefühl und Edelsinn einer Frau gegenüber, die sich in bedrängter Lage befand und auf seine freundschaftliche Hilfe zählte; ein feinfühlendes Herz mußte das Vertrauen des Freundes um so gewissenhafter rechtfertigen, je mehr es Letztern schon durch anderweite materielle Dienste verpflichtet hatte. Uebrigens läßt sich über jenen ziemlich obscuren Freund Franklin's wenig Gutes berichten. Der unglückliche Poet hatte später, wie Warburton in seinem Commentare zu Pope's Werken anführt, in einem Stücke, betitelt Sawny (der abbrevirte Vorname Pope's: Alexander), die Dichter Pope, Swift und Andere hart angegriffen. Dies veranlaßte Pope's oben in der Anmerkung angeführte Verse in der „Dunciade," die sich auf ein schlechtes Gedicht Ralph's, die Nacht, beziehen. Warburton bemerkte, Ralph habe seine eigenen Schriften in den Journalen selber mit Lobsprüchen begleitet (ein Verfahren, was freilich vor und nach ihm große und kleine Geister ebenso gut oder ebenso schlecht beobachtet haben,) und sich gerühmt, „er überflügle Addison bei weitem." Er soll nur geringe literarische Bildung besessen haben, aber desto mehr Eitelkeit. Als man ihm rieth, erst die Regeln der dramatischen Dichtkunst zu studiren, bevor er Schauspiele schriebe, soll er lächelnd geäußert haben: „Shakspeare schrieb ohne Regeln." Er wurde zuletzt für einen kleinen Gehalt politischer Zeitungsschreiber. —

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in einigen der kleinen Aufsätze, die von Zuständen und Verhältnissen handeln, wie sie zur Zeit des Verfassers waren, manche specielle Angaben gegenwärtig nicht mehr gelten, so z. B. in den „Rathschlägen für Diejenigen, die eine Seereise unternehmen wollen," in der „Belehrung für Auswanderer nach Amerika," und etlichen andern; indeß sind auch in dieser Beziehung die betreffenden Aufsätze immerhin interessant als historische Bilder der damaligen Zeit, und die treffliche Moral, die sie enthalten, ist überdies nicht veraltet. Letzteres gilt auch unter andern von der Moral des Schachspiels."

Die Petition der „Linken Hand" ist ein Scherz, dem gleichwohl eine ernste, aber, wie uns scheint, etwas irrige Ansicht zu Grunde liegt. Franklin scheint zu verlangen, daß man beide Hände gleichmäßig üben solle, was aber nicht wohl ausführbar sein dürfte. Er wagt indeß nicht, wie es von Andern bisweilen geschehen ist, der Natur den Vorwurf einer mangelhaften Einrichtung zu machen, insofern sie die eine Hand bevorzugt zu haben scheint. Um sich zu überzeugen, daß dies nicht der Fall ist, muß man sich erinnern,

daß beide Hände in Wahrheit nur ein aus zwei Theilen bestehendes Ganze bilden. Weit besser als die voreiligen Tadler verstand der Volkswitz die Natur, indem er das Sprichwort erfand: Eine Hand wäscht die andre. —

Zur Zeit der Gründung der amerikanischen Unabhängigkeit gab es auch in Amerika ängstliche Gemüther genug, denen hinsichtlich des Gedeihens des jungen Freistaats vor der Zukunft bangte und die lieber Unterthanen des Königs Georg geblieben wären. Franklin hat mehrfach, unter Anderm in dem Aufsatze über den innern Zustand Amerikas, jene unzeitige Aengstlichkeit bekämpft, die in alter und neuer Zeit viel Gutes verdorben hat. Der Erfolg hat seit einem Jahrhundert bewiesen, daß Franklin und seine Gesinnungsgenossen Recht hatten. Ohne das zu besitzen, was man glänzende Beredtsamkeit nennt, verstand er es übrigens vortrefflich, durch Worte zur rechten Zeit die Schwankenden und Schwachen auf dem Wege des Rechten festzuhalten; seine in der vorliegenden Sammlung mitgetheilte kurze Rede im Convente zu Philadelphia ist in dieser Beziehung ein treffliches Muster klugen Verfahrens. —

Einen Bericht über seine „Experimente und Beobachtungen in Betreff der Elektricität" hatte Franklin zuerst 1753 in Philadelphia in zwei Theilen herausgegeben. Diesem Werke folgten im nächsten Jahre „Neue Experimente" und beide Schriften erschienen später zusammen in einer auf's Neue vermehrten Sammlung (1769). Mancher seiner Briefe und kleinen Aufsätze über diesen und andere wissenschaftliche Gegenstände ist auch in einige Ausgaben seiner kleinen vermischten Schriften aufgenommen worden. Dahin gehören z. B. Gedanken „über die Bildung der Erde" (On the Theory of the Earth), die er in einem Schreiben an den Abbé Souliave (Passy, 22. Sept. 1782) mitgetheilt hat. Dieselben bekunden allerdings den geistreichen und scharfsinnigen Beobachter und Forscher, konnten aber, wie sich denken läßt, kein bestimmtes Resultat, sondern nur eine Hypothese liefern und wir verzichten daher hier billig auf die Mittheilung. Die Wissenschaft hat seit jener Zeit bedeutende Fortschritte gemacht und ist gleichwohl hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes noch im Dunkeln. Aus gleichen Gründen enthalten wir uns auch, einen Bericht (Passy, 25. Juni 1784) über ein „allgemeines Fluidum" (Loose thougts on the universal fluid) mitzutheilen, welcher interessante Betrachtungen über Licht und Wärme enthält, freilich aber noch nichts Positives zu lehren vermochte. —

Franklin hatte bemerkt, daß die Sonnenstrahlen dunkelfarbige Gegenstände leichter erhitzen, als hellfarbige. In einem Schreiben vom Jahr 1761, worin er sich über diesen Umstand ausführlich ausspricht, schließt er mit folgenden Bemerkungen: „Was frommt uns die Naturlehre, wenn wir nicht zu unserm Nutzen anwenden, was sie uns lehrt? Lernen wir aus dem erörterten Umstande nicht, daß schwarze Kleider für ein heißes Klima und heiße Jahreszeiten sich weniger eigenen, als weiße, da sie beim Gehen, während uns dieses schon warm macht, unsern Körper durch die Sonne weit stärker erhitzen, so daß die doppelte Hitze leicht gefährliche Faulfieber veranlaßt? Daß Soldaten und Matrosen, die in der Sonne marschiren und arbeiten müssen, in Ost- und Westindien weiße Uniformen haben sollten? Daß Männer und Frauen weiße Sommerhüte tragen sollten, weil sie die übermäßige Hitze fernhalten, durch die sich so Viele Kopfschmerzen, ja wohl gar den Sonnenstich zuziehen? Daß aber die Sommerhüte der Frauen schwarz gefüttert sein sollten, da diese Farbe die Strahlen, welche die Erde oder das Wasser zurückwirft, nicht auf ihr Angesicht wiederstrahlt? Daß das Aufsetzen einer weißen Haube u n t e r einem schwarzen Hute, wie es Manche beobachten, die Hitze keineswegs mildert, was allenfalls geschehen würde, wenn sie über dem Hute aufgesetzt würde? Daß die Mauern der Gewächshäuser, wenn man sie schwarz anstriche, den Tag über soviel Sonnenwärme an sich ziehen könnten, daß dieselbe auch die Nacht über noch einigermaßen fortdauerte und dadurch die Gewächse vor dem Froste bewahrt und im Wachsthum befördert werden würden?" —

Unter die Gegenstände, denen Franklin seine unermüdliche Aufmerksamkeit auf Alles, was der Menschheit nützlich sein konnte, gewidmet hat, gehörte auch die Schiffsbaukunst, die seinen Andeutungen manche nützliche Verbesserung verdankt. —

Einige seiner Bemerkungen über die Schwimmkunst sind oben mitgetheilt worden. In einem Briefe an Oliver Neale sagt er unter Anderm über diesen Gegenstand: „Sie werden so lange kein Schwimmer werden, als Sie nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß das Wasser fähig ist, Sie zu tragen. Sie erwerben diese am besten auf folgende Weise: Wählen Sie eine Stelle, wo das Wasser allmälig tiefer wird, gehen Sie soweit hinein, bis es ihnen an die Brust reicht, dann kehren Sie sich um, wenden das Gesicht dem Ufer zu und werfen ein Ei in's Wasser, so daß es zwischen Ihnen und dem Ufer niederfällt. Es wird zu Boden sinken, aber bei klarem

Wasser leicht zu sehen sein; doch muß es tief genug liegen, daß Sie es nicht mehr erreichen können, ohne unterzutauchen. Um sich hierzu zu ermuthigen, brauchen Sie nur daran zu denken, daß Sie vom tiefern zum seichtern Wasser gehen und im Stande sind, jeder Zeit festen Fuß zu fassen und sich über das Wasser zu erheben, sobald Sie sich aufrichten. Tauchen Sie rasch mit offenen Augen unter, indem Sie sich gegen das Ei hinstürzen und sich bemühen, durch starke Bewegung der Hände und Füße in die Nähe desselben zu gelangen. Sie werden bei dieser Gelegenheit finden, daß Sie vom Wasser, obwohl Sie hinabzukommen suchen, doch oben erhalten werden und daß man nicht so leicht untersinken kann, als Sie sich vorstellen. Nur durch kräftige Anstrengung werden Sie sich zu dem Ei hinabarbeiten können, sich dabei von der Fähigkeit des Wassers, Sie zu tragen, überzeugen, und zugleich die Weise kennen lernen, wie Sie sich durch Bewegung Ihrer Hände und Füße auf dem Wasser zu erhalten vermögen." —

In einem Briefe (Passy, den 23. Mai 1785) an George Whatley, Schatzmeister des Findelhauses in London, sagt Franklin: „— Ich vertraue auf Gott. Wohin ich immer blicke, seh' ich an seinen Werken ebenso große Sparsamkeit als Weisheit, denn er ist offenbar mit der Arbeit sowohl als mit dem Material sparsam zu Werke gegangen. Durch die wunderbare Veranstaltung der Fortpflanzung hat er für die beständige Bevölkerung seiner Welt mit Pflanzen und Thieren gesorgt, ohne daß er deshalb die Mühe neuer Schöpfungen nöthig hat; und durch die Einrichtung, daß die Natur zusammengesetzte Körper wieder in ihre ursprünglichen Elemente auflöst, die wieder zu neuen Zusammensetzungen dienen, hat er sich der Nothwendigkeit überhoben, neue Stoffe zu schaffen, da ja z. B. Erde, Wasser, Luft u. s. w. in ihrem Verein Holz bilden, das durch seine Auflösung wieder zu Erde, Wasser, Luft wird. Wohin ich also auch blicke, seh' ich, daß Nichts zerstört wird, daß kein Tropfen Wassers vernichtet wird. Ich kann daher auch nicht erwarten, daß die Seele zu Grunde gehe, noch glauben, er werde Millionen vorbereiteter und schon existirender Seelen täglich untergehen lassen, um dafür neue zu schaffen. Nachdem ich mich daher einmal überzeugt habe, daß ich in der Welt existire, glaub' ich auch, daß ich in der oder jener Gestalt stets existiren werde. Ich habe auch, allen Beschwerden, denen der menschliche Leib unterworfen ist, zum Trotz, Nichts gegen eine neue Ausgabe des meinigen, obwohl ich hoffe, daß die Fehler corrigirt sein werden."

In demselben Schreiben bemerkt er: „Alle auf die Nachkommen über=

gehenden Ehren sind falsch und widersinnig. Die Ehre tugendhafter Handlungen gehört blos Dem, der diese Handlungen ausübt und kann ihrer Natur nach nicht auf einen Andern übertragen werden. Ließe sie sich durch Abstammung erwerben, so müßte sie sich auch unter den Abkömmlingen vertheilen und es müßte sich, je älter die Familie wäre, um desto weniger in ihren Zweigen davon vorfinden; zu schweigen von dem häufigen Vorkommen unglücklicher Unterbrechungen." —

Ueber das Schmuggeln sagt Franklin in einem längern Aufsatze unter Anderm: „Was würden wir von einem unserer Gefährten denken, der mit uns in Gesellschaft in einem Gasthause zu Nacht gespeist und alle Genüsse des Abends getheilt hätte, gleichwohl aber durch einen Kunstgriff versuchen würde, seinen Antheil an der Rechnung auf die Andern zu wälzen, um selber frei auszugehen? Einen Mann, der sich dergleichen erlaubt, hält man für einen Schurken und nennt ihn auch so, wenn man ihn dabei ertappt." — „Wird zu einem öffentlichen und nothwendigen Zwecke eine Abgabe auferlegt und sie trägt in Folge des Schmuggelns weniger ein, als erforderlich ist, so daß andre Abgaben umgelegt werden müssen, um den Ausfall zu decken: dann sind alle diese ferner umgelegten und von andern Leuten entrichteten Summen, sollten sie auch nur einen Pfennig auf den Kopf betragen, diesen Leuten wirklich von den Schmugglern, deren Theilnehmern und Allen, die irgendwie zur Schmuggelei aufzumuntern, aus der Tasche gestohlen." — „Geht Jemand durch ein Zimmer, worin der öffentliche Schatz verwahrt ist, und nützt diese Gelegenheit, um heimlich eine Guinee in die Tasche zu stecken und mitzunehmen, ist er dann etwas Anderes als ein Dieb? Und wenn sich ein Anderer der Zahlung einer Guinee entzieht, die er in den öffentlichen Schatz zu entrichten hätte, um sie zu seinem eigenen Nutzen zu verwenden, während er weiß, daß sie ebenso gut in den öffentlichen Schatz gehört, als die von Andern dorthin gezahlten: wodurch unterscheidet sich ein solches Verfahren von dem erwähnten Verbrechen?" —

Franklin hatte sich, wie man in seiner Selbstbiographie liest, schon frühzeitig bemüht, sich in seiner Muttersprache zu vervollkommnen und sich namentlich eine Gewandtheit in gutem schriftlichen Ausdruck anzueignen. Auch in späteren Jahren verlor er die Pflege der Sprache nicht aus den Augen. In einem Briefe (vom 26. December 1789) an Noah Webster zu Hartford klagt er über mancherlei Sprachmißbräuche, die sich während seines eigenen Lebens eingeschlichen hatten und führt dabei Beispiele von falsch an=

gewendeten Wörtern und unrichtigen Wortfügungen an. Diesem Uebelstande begegnet man freilich in allen Sprachen; so hören und lesen wir z. B. (um von tausend Beispielen eins zu erwähnen) das Wort beiläufig (nebenbei) oft sonderbar genug statt des Wortes ungefähr (circa) gebraucht, und zwar von Leuten, die den richtigen Gebrauch kennen sollten. Franklin's Winke sind indeß in diesem Punkte von den Engländern nicht beachtet worden. — Ferner tadelt er bei der Gelegenheit, daß die Engländer aufgehört haben, das Beispiel der Deutschen zu befolgen und die Substantiven mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Ueber die Anwendung des Fragezeichens bemerkt er in diesem Briefe: „Wir stellen es thörigerweise an's Ende des Satzes, so daß es der Vorleser nicht eher entdeckt, als bis er findet, daß seine Stimme nicht richtig modulirt war und er daher den Satz noch einmal lesen muß. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, verfahren die spanischen Buchdrucker verständiger und setzen ein Fragezeichen sowohl an den Anfang als an das Ende des Satzes. Einen ähnlichen Fehler begehen wir beim Druck dramatischer Stücke, in denen oft etwas vorkommt, was als beiseite gesprochen bezeichnet wird. Aber das Wort beiseite wird meist an das Ende der Rede gesetzt, während es vorausgehen sollte, um den Leser in Zeiten aufmerksam zu machen, daß er seine Stimme in entsprechender Weise zu senken habe.“ —

Einige Ausgaben der vermischten Schriften Franklin's theilen folgenden, Paris, den 22. April 1784 datirten Brief an einen Ungenannten mit: — „Hierbei sende ich Ihnen einen Wechsel im Betrage von zehn Louisdor. Meine Absicht ist jedoch nicht, Ihnen diese Summe zu schenken; ich leihe sie Ihnen nur. Wenn Sie in Ihre Heimath zurückkehren, werden Sie jedenfalls ein Geschäft beginnen, welches Sie befähigen wird, Ihre Schulden abzutragen. Tritt dieser Fall ein, dann sollen Sie mich dadurch bezahlen, daß Sie einem andern ehrlichen Manne, den Sie in gleicher Bedrängniß finden, dieses Geld leihen, indem Sie es ihm zur Pflicht machen, die Schuld, sobald er es vermag und sich ihm eine ähnliche Gelegenheit bietet, auf die nämliche Weise zu bezahlen. Hoffentlich wird das Geld diesergestalt durch viele Hände gehen, bevor es in die Hand eines Schurken kommt, der seine fernere derartige Circulation aufhält. Es ist mein Wunsch, möglichst viel Gutes mit wenig Geld zu stiften. Ich bin leider nicht reich genug, um viel thun zu können und muß mich daher begnügen, mit Wenigem möglichst viel auszurichten bemüht zu sein.“ —

Aus Franklin's Jugend erzählt man folgende Anekdote. Sein Vater pflegte vor jeder Mahlzeit lange Gebete herzusagen und über jede Schüssel besonders den Segen zu sprechen. Dem Knaben mochte dies Langeweile machen, und als er seinen Vater einst beim Eintritt des Winters einen Vorrath von Fleisch einsalzen sah, sagte er zu ihm: „Vater, Ihr solltet ein für allemal über die ganze Tonne den Segen sprechen: Das wär' ein großer Zeitgewinn." —

Die Verfassung von Philadelphia erkannte zwar Religionsfreiheit an, versagte jedoch erklärten Atheisten sowie Müßiggängern Ausnahme und Bürgerrecht. Franklin erklärte diese Aufnahme für überflüssig, indem er bemerkte: „Gäb' es auch irgendwo in der Welt einen Atheisten, er müßte sich bekehren, wenn er in eine Stadt träte, wo Alles so gut ist; und würde auch ein Mensch mit dem Hange zur Trägheit in ihr geboren, er müßte doch, da er allezeit drei liebenswürdige Schwestern, Tugend, Wissenschaft und Reichthum, welche Töchter des Fleißes sind, vor Augen hätte, sie bald liebgewinnen und sich bestreben, sie von ihrem Vater zu erhalten." —

Ohne Franklin und die sehr kleine Anzahl ihm Gleichgesinnter würden die zwischen den amerikanischen Provinzen und Britannien eingetretenen Zwistigkeiten schwerlich zur Trennung beider Länder geführt haben und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit hauptsächlich nur Franklin zu verdanken haben, obwohl die Idee der Losreißung auch bei ihm und seinen Freunden erst spät erwacht sein mag. Im Octbr. 1770 schrieb er an Herrn Dubourg von London aus über den obwaltenden Streit: — „Wir Kolonisten haben nie darauf bestanden, der Beisteuer zu den Kosten überhoben zu werden, welche die Erhaltung der Wohlfahrt des Reiches erfordert. Aber weil wir eigene Parlamente und keine Vertreter im Parlamente Großbritanniens haben, so wollen wir, daß die unsrigen in diesem Falle allein entscheiden, was wir beitragen können und sollen, und wir leugnen, daß das englische Parlament berechtigt sei, unser Geld ohne unsre Bewilligung zu nehmen. Das britische Reich ist keineswegs ein einziger Staat, es umfaßt deren viele; und obwohl sich das Parlament Großbritanniens die Macht angemaßt hat, die Kolonien zu besteuern, ist es dazu doch ebensowenig berechtigt, als zur Besteuerung Hannovers. Wir haben denselben König, aber nicht dieselben Gesetzgeber. — Der Streit zwischen den beiden Ländern hat England bereits viele Millionen Pfund gekostet, die es in seinem Handel verloren hat, und Amerika hat in dieser

Hinsicht verhältnißmäßig gewonnen. Dieser Handel beschäftigte sich hauptsächlich mit überflüssigen Dingen, Gegenständen des Luxus und der Mode, die wir recht gut entbehren können; und der Entschluß, den wir gefaßt haben, Nichts mehr einzuführen, bis unsern Beschwerden abgeholfen ist, hat viele unserer jungen Manufacturen in den Stand gesetzt, festen Grund zu gewinnen; auch wird es leicht sein, unser Volk zu vermögen, sie in Zukunft wieder aufzugeben, falls auch den gegenwärtigen Unruhen ein besseres Einverständniß denn je folgen sollte." —

Nach der Unabhängigkeitserklärung sagte er in einem seiner Briefe nach Amerika: — „Ganz Europa ist auf Eurer Seite. Man übersetzt und druckt hier die Constitutionen Eurer verschiedenen Provinzen und sie geben den Politikern Europas Stoff zu Betrachtungen und Speculationen. Man ist allenthalben der Meinung, daß Ihr, wenn es Euch gelingt, die Freiheit zu erkämpfen, sogleich nach dem Frieden einen unermeßlichen Zuwachs von Reichthümern und baarem Gelde durch die Familien erhalten werdet, die mit ihrem Vermögen Europa verlassen und Theil an Eurer glücklichen Verfassung nehmen wollen. Der Despotismus herrscht so allgemein in dem übrigen Europa, daß schon die Aussicht auf eine Freiheit in Amerika die lebhafteste Freude erweckt, und Eure Sache gilt überall für die Sache der Menschheit." —

Wenn er in seiner Biographie sagt, es gebe für das Papiergeld Grenzen, jenseit deren es schädlich werden könne, so mochte er diesen Satz doch nicht auf alle Fälle anwenden. Gegen Ende des Jahres 1776 hatte der Congreß über 21 Millionen Pfund Sterling ausgegeben, die statt baaren Geldes im Umlauf waren. Man fing an besorgt zu werden, da man nicht wußte, wovon man eine so ungeheure Summe wieder einlösen sollte. Einige Kongreßmitglieder fragten Franklin kurz vor seiner Abreise nach Frankreich um Rath. „Keine Sorge," antwortete er; „lassen Sie so lange solche Münze prägen, als sie die Druckerschwärze und das Papier bezahlt. Das ist das einzige Mittel, alle Kriegskosten zu bestreiten." —

In Frankreich hatte Franklin seine Wohnung zu Passy (einem Dorfe bei Paris an der Straße nach Versailles) genommen. Die Perücke, die er sonst trug, hatte er abgelegt und zeigte einen schönen greisen Kopf auf einem für sein Alter geraden und starken Körper. Seine Kleider waren höchst einfach; er trug beständig eine große Brille und einen weißen Stock. Er

sprach wenig und vernachlässigte die modischen Formen der Höflichkeit, ohne sich gleichwohl plump zu benehmen.

In der französischen Akademie empfing ihn d'Alembert mit dem Verse: Eripuit coelo fulmen, mox sceptra tyrannis! [Dem Himmel entriß er den Blitz, und bald auch den Tyrannen das Scepter]. Andere sagen, Turgot habe diesen Vers zuerst unter ein Gemälde Franklin's geschrieben.

Im Jahre 1777 kam Voltaire nach Paris. Franklin suchte ihn auf, und Voltaire, der längst die Fertigkeit, englisch zu sprechen, verloren hatte, versuchte gleichwohl die Unterhaltung in dieser Sprache zu führen. Es fiel ihm indeß zu schwer und er ging zu seiner Muttersprache über, indem er sagte: „Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, einen Augenblick Franklin's Sprache zu reden." — Franklin stellte ihm seinen Enkel vor und bat um seinen Segen für ihn. „Mein Sohn," sagte Franklin, „laß Dich vor diesem großen Manne auf die Kniee nieder!" und Voltaire legte seine Hand auf den Knaben und sprach: „God and Liberty [Gott und Freiheit]: das ist der einzige Segen, der sich für den Enkel eines Franklin schickt." —

Franklin lebte höchst einfach: durch Mäßigkeit und Arbeit entfernte er Schmerz und Langeweile von sich. „Das Glück," sagte er, „besteht, wie der Körper, aus unmerklich kleinen Bestandtheilen." — Als man ihm in frühern Jahren, bevor er noch ein bedeutendes Vermögen besaß, ein Privilegium für die von ihm erfundenen Oefen anbot, schlug er es mit der Bemerkung aus: „Ich habe die Erfindungen Anderer benutzt; ist es nicht billig, daß sie auch die meinigen benutzen?" —

Als er sich in London als Geschäftsträger einiger der amerikanischen Provinzen aufhielt, war er von diesen beauftragt worden, um Abschaffung der beschimpfenden Gewohnheit anzuhalten, nach welcher man die Verbrecher nach den Kolonien deportirte. Der Minister stellte ihm vor, wie nothwendig es sei, England von diesen Menschen zu befreien. Dagegen antwortete Franklin: „Was würden Sie sagen, wenn wir unsre Klapperschlangen nach England schaffen wollten?" —

Franklin wurde am 21. April 1790 auf dem Gottesacker der Christkirche zu Philadelphia bestattet. Man läutete mit allen Glocken der Stadt und die Leiche wurde unter dem Donner der Kanonen eingesenkt. Die Zeitungen erschienen an diesem Tage mit einem schwarzen Rande und der Kongreß verordnete eine allgemeine Landestrauer auf einen Monat. Die

französische Nationalversammlung trauerte drei Tage um Franklin und der größte Theil der Einwohner von Paris folgte diesem Beispiel.

Dubourg ließ folgende Verse unter Franklin's Bildniß setzen:

Il a ravi le feu des cieux;
Il fait fleurir les arts en des climats sauvages:
L'Amérique le place à la tête de ses Sages,
La Grèce l'aurait mis au nombre de ses Dieux.

[Er hat geraubt des Himmels Strahl
Und Wissenschaft erblühn in Wüstenein geheißen;
Amerika nennt ihn den größten seiner Weisen,
Hellas hätt' ihn gesellt zu seiner Götter Zahl.]

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite